

DIE WELTWOCHEN



Der unfähige Präsident

Joe Bidens Rendez-vous mit der Wirklichkeit.

Urs Gehriger, Francis Pike und Mike Pompeo

Thierry Burkart

Dem neuen FDP-Chef ist die Karriere wichtiger als die Partei. *Marcel Odermatt*

«Lady Gaga ist ein Genie»

Ihr Hit-Produzent Fernando Garibay im grossen Gespräch.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Ikarus der Malerei
Zu Besuch
in Giovanni Segantinis
Wohnzimmer

4069004077617
34

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

**Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.**
To meet both
your personal and
corporate needs.

**Wealth Management &
Corporate Advisory solutions.**

www.bil.com/swisstradition



**BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE**

Der unfähige Präsident

Das amerikanische Debakel in Afghanistan ist grösser als angenommen. Die hiesigen Medien berichten mit angezogener Handbremse. Einfühlsam, voller Verständnis, schützend legen sie die Hand über Joe Biden, den Chef im Weissen Haus. Sein kolossales Versagen muss nach Kräften verschleiert, verdrängt, ins Allgemeine zerredet werden. Das ist psychologisch verständlich. Unsere Journalisten bejubelten Biden vor wenigen Monaten als grossen Lichtblick und Heilsbringer nach vier Jahren trumpscher Finsternis.

Tatsache ist: Biden hat den überstürzten, stümperhaft gemanagten Afghanistan-Abzug in Alleinregie gegen den Rat seiner Experten befohlen. Er hat die Sicherheitskräfte nach Hause geholt, ohne vorher die im Land lebenden Amerikaner und ihre Verbündeten zu informieren, geschweige denn zu warnen oder zu evakuieren. Als Präsident des mächtigsten Staates dieser Welt hat er Afghanistan kampfflos seinem erklärten Feind, den Taliban, auf dem Servierteller ausgehändigt, strategisch wichtige Stützpunkte geräumt, modernste Waffenarsenale und Tausende von Menschen zurückgelassen. Ohne jeden ersichtlichen Plan.

Hat sich ein amerikanischer Präsident jemals selber so erniedrigt? Wir erleben die verrückte Situation, dass Washington bei den Islamisten eine Fristerstreckung erbetteln muss, weil es die Regierung nicht schafft, bis zum 31. August ihre im Stich gelassenen Landsleute auszufliegen. Die bärtigen Gotteskrieger haben bereits abgelehnt. Sie diktieren der Supermacht den Zeitplan. Derweil schicken die von Biden düpierten Verbündeten Deutschland, Grossbritannien und Ukraine Grenadierkommandos los, um ihre Bürger in Sicherheit zu bringen.

Joe Biden hängt in den Seilen. Seine Auftritte wirken skurril. Kürzlich sagte er, die Amerikaner hätten ihre Ziele in Afghanistan erreicht und das Terrornetzwerk al-Qaida vertrieben. Sein eigener Aussenminister Antony Blinken musste widersprechen. Al-Qaida sei nach wie vor in Afghanistan, allerdings sei die Fähigkeit, die Amerikaner terroristisch anzugreifen, «stark vermindert». Wunschenken. Auf die be-

merkwürdige Frage eines Journalisten, ob er glaube, dass der Präsident noch wisse, wovon er rede, erwiderte Blinken ausweichend, es seien für alle Beteiligten «aufwühlende» Zeiten.

Warum hat Biden nicht zuerst evakuiert und dann die Truppen abgezogen? Warum legte er den Taliban die Kontrolle über Afghanistan einfach so in den Schoss? Die Behauptung, der Präsident sei das Opfer der Fehlentscheide seines Vorgängers, ist falsch. Trump hat wohl den Abzug verhandelt, aber er gab vor Generälen selbstkritisch zu, dass er von seinem «ursprünglichen Instinkt» eines raschen Abzugs abgekommen sei, weil dieses Vorgehen in jeder Hinsicht eine Katastrophe heraufbeschwören würde. Auch Trumps Vorgänger Obama war aus diesem Grund zurückgeschreckt, sein Wahlversprechen eines Truppenrückzugs umzusetzen.

Afghanistan stellt alles in den Schatten, was die Amerikaner aussenpolitisch bisher in den Sand gesetzt haben. Der Helikopter-Abzug aus Saigon 1975 erfolgte über Jahre in Etappen und als Folge einer Grossoffensive der Nord-

vietnamesen, jedoch ohne dass Tausende von Amerikanern schutzlos zurückgelassen worden wären. Präsident Jimmy Carter wurde zu Hause fast gesteinigt, als islamistische Studenten 1979 die US-Botschaft in Teheran mit etwas über sechzig US-Geiseln besetzten. Biden liefert den Islamisten jetzt potenziell Tausende von Geiseln aus.

Man muss in der Politik eine Geschichte immer von ihrer schlimmstmöglichen Wendung her denken, weil Politik auf die Vermeidung des grössten Übels ausgerichtet sein sollte. Wenn sich die zuckrigen Friedens- und Versöhnungsangebote der Taliban nicht bestätigen sollten, werden die Amerikaner womöglich Milliarden an Lösegeld bezahlen müssen, um ihre zurückgelassenen Landsleute freizubekommen. Die USA, die grössten Bekämpfer der Taliban, könnten so zu deren grösstem Sponsor werden. Biden hätte dann alles bisher am Hindukusch Erreichte in sein desaströses Gegenteil verkehrt. Ein Meilenstein in der Weltgeschichte der Inkompetenz.

Es ist Zeit, mit der Verklärung Bidens aufzuhören. Der Mann hat die grösste aussenpolitische Katastrophe der Amerikaner seit 1945 angezettelt. Er weigert sich, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Stattdessen beschimpft er seinen Vorgänger oder seine Verbündeten, die Zehntausende von Soldaten für die Kriegsziele der Amerikaner geopfert haben. Nach sechs Monaten Biden brennt es lichterloh an mehreren Fronten, in Zentralasien und im Nahen Osten (Gaza).

Biden ist kein netter, «gmögiger» Grossvater. Er ist ein kalter, zynischer Karrierepolitiker, der seine Bundesgenossen ohne Wimpernzucken stehen und sterben lässt. Biden ist das Gegenteil dessen, was unsere Medien krampfhaft in ihn hineindeuten. Neben den Afghanen am stärksten enttäuscht hat er die Europäer, die ihn in rational nicht mehr erklärbarer Vorabverherrlichung als eine Art Moses der transatlantischen Wiederversöhnung feierten. Sie sind nun aufs bitterste mit der Wirklichkeit konfrontiert worden. Vielleicht wirkt der Schock heilsam. R.K.



«Der Chefarzt hatte Urlaub, und da haben wir mal unseren Praktikanten rangelassen.»

Thierry Burkart, Klaus Stöhr, Rocco Delli Colli, Fernando Garibay, Sonderheft Nachhaltigkeit

Bei anderen Parteien wäre dieser Vorgang undenkbar: Bei der FDP wird er nun Realität. Ausgerechnet der schärfste Kritiker der Positionen des Freisinns bei den wichtigsten Themen – Europa- und Klimapolitik – ist auf dem Sprung, ihr neuer Präsident zu werden. Zweimal – beim Rahmenabkommen und beim CO₂-Gesetz – setzte sich Thierry Burkart gegen seine eigene Partei durch. Jetzt wird er quasi belohnt, indem ihn seine Parteikollegen Anfang Oktober zu ihrem Chef wählen werden. Unverständlich, dass es das Europa- und das Klimalager nicht fertigbrachten, einen Kandidaten zu portieren. Jetzt sind diese Leute, die in jüngster Zeit bei der FDP den Ton angaben, auf Abweichler Burkart angewiesen. Ob er allerdings tatsächlich einen neuen Kurs vorgibt, ist aber alles andere als sicher. **Seite 20**



Neuer Kurs?
FDP-Politiker Burkart.

Der deutsche Epidemiologe Klaus Stöhr warnte schon vor einem Jahr davor, dass die Impfung allein die Corona-Krise nicht beenden werde. Stöhr weiss, von was er spricht. Von 1992 bis 2006 wirkte er bei der WHO in verschiedenen Positionen bei der Bekämpfung von übertragbaren Krankheiten, er leitete das Influenza-Programm und war massgeblich an der erfolgreichen Eindämmung von Sars-CoV-1 beteiligt. Von 2007 bis 2018 befasste er sich mit Impfstoffentwicklung bei Novartis. In der aktuellen *Weltwoche* gibt der Experte Antworten auf die brennendsten Fragen um die Corona-Impfungen.

Die schlechte Nachricht: Früher oder später werden wir uns alle mit Sars-CoV-2 infizieren. Die gute Nachricht: Dank der Impfung und der natürlichen Immunität verliert das Virus, allen Mutationen zum Trotz, zusehends an Gefährlichkeit. **Seite 24**

Der Italiener Rocco Delli Colli folgte als 18-Jähriger seinem Vater in die Schweiz – ohne ein Wort Deutsch zu sprechen, ohne einen Franken Startkapital. Seine erste Anstellung fand er als Elektromonteur. Später eröffnete er in Rapperswil die erste Videothek – und dann mit fünf

Freunden eine kleine Pizzeria. Heute ist er Patron des grössten Pizzakuriers der Schweiz und Chef von 1200 Angestellten. Unser Reporter Thomas Renggli besuchte Delli Colli in dessen Stammlokal an der Rapperswiler Seepromenade und tauchte ein in eine der spektakulärsten Tellerwäscher Geschichten der Schweizer Gastronomie. **Seite 36**

Der amerikanische Produzent und Songwriter Fernando Garibay schrieb Hits für Superstars wie Lady Gaga, Britney Spears und Whitney Houston. Vor allem von Lady Gaga spricht er in höchsten Tönen. Sie sei ein Pop-Genie, auf einem Level mit Michael Jackson. Um an der Spitze zu bleiben, müsse sich ein Künstler auf Veränderungen einlassen können. Wer erfolgreich sei, werde kopiert. Wer erfolgreich bleiben wolle, müsse immer wieder aufs Neue anders sein wollen. Kreativität sei wie ein Muskel. «Je mehr man ihn trainiert, desto stärker wird er.» Jeder Einzelne könne daran arbeiten. Wie genau? **Seite 78**

In den aktuellen Debatten rund um Klima und Ökologie taucht es immer wieder auf, das Feindbild der Unternehmen. Im Sonderheft, das dieser Ausgabe beiliegt, zeigt die *Weltwoche*, dass es – im Gegenteil – wohl keine Kraft gibt, die sich stärker um die Umwelt verdient macht als die angefeindeten Firmen, Recycling-Genies und Erfinder: Banken und Unternehmer begrünen die Welt!

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 09/2021

Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com
www.naef-group.com



Totalversagen: Joe Biden. Seite 14



Aufbruchstimmung: St. Moritz. Seite 49



Mr. Hit: Fernando Garibay. Seite 78

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Tabuzonen der Multikulti-Armee
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Beatrice Egli
- 10 Tagebuch Ronja Jansen
- 12 Bern Bundeshaus
Was treibt Andreas Aebi in Kiew?
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Mike Pompeo Der Ex-US-Aussenminister
über das Debakel in Afghanistan
- 17 Personenkontrolle
- 17 Nachruf Charlie Watts
- 18 Mörgeli
Die Linken und ihre Virus-Streuer
- 18 Drei G für ein Halleluja Josua Romano
über den Zertifikatszwang
- 19 Peter Bodenmann
Thierry Burkart muss Gas geben
- 20 Soft-Rocker Thierry Burkart
Wie tickt der neue FDP-Präsident?
- 21 Inside Washington Kamalas Fluch
- 22 Kabul ist nicht genug Die Taliban wollen
die weltweite islamische Revolution
- 23 Vom Vorteil, einen jüngeren Mann
zu haben Essay von Julie Burchill
- 24 Alles, was man über das Impfen
wissen muss Epidemiologe Klaus Stöhr
- 26 Freundliche Datenkrake
Der Informatikkonzern Palantir
- 27 Kurt W. Zimmermann
Take the Money and Run
- 28 Das neue chinesische Imperium
Peking und Bidens Afghanistan-Debakel
- 29 News Zensur in den sozialen Medien

- 30 Plädoyer für die Parallelgesellschaft
Dies- und jenseits des Corona-Grabens
- 31 Herodot
- 32 Dichtung und Wahrheit
Thilo Sarrazin über die CDU
- 34 Auf den Intensivstationen wird es eng
Gegenrede von Hans Pargger
- 35 Brief aus Kabul
- 36 Rocco Delli Colli Sein Aufstieg zum
erfolgreichsten Pizzabäcker der Schweiz
- 38 Die stille Katastrophe
Max Roser über die Kindersterblichkeit
- 39 Schräger Vogel, komm her
Hommage an den Waldtrapp
- 40 Silvio Berlusconi
Auf ins letzte Gefecht
- 41 News Feldzug gegen Ungeimpfte
- 43 Anabel Schunke Bittere Erkenntnis
- 44 Der gute Krieg
Sind wir genetisch auf Krieg gepolt?
- 45 News Minderheiten statt Meriten;
Scharfe alte Tante
- 46 Leserbrief
- 47 Nachrufe I. D. Fürstin Marie von und zu
Lichtenstein, Isaac Donald Everly
- 48 Beat Gygi Thomas Jordan muss bleiben

SPEZIAL: ST. MORITZ

- 49 St. Moritz – eine Entdeckungsreise
- 50 Fest des alpinen Lebens
Die wiederentdeckte Romanze
- 52 Der Ikarus der Malerei
Besuch bei Giovanni Segantini
- 54 Wo die Alpen sich spiegeln
Der See macht St. Moritz grandios
- 56 Die Renaissance der Götter
An der Bar im «Badrutt's Palace»

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Trost der Einsamkeit
Joaquim Maria Machado de Assis
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Kunst «Expressionismus Schweiz»
- 66 Serie
Paris Hilton: «Cooking with Paris»
- 67 Festival «Lucerne Festival»
- 68 Film «Black Widow»
- 68 Pop Iggy Azalea
- 69 Jazz Saadet Türköz & Nils Wogram

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Sehnsuchtsorte
- 73 Lebensläufe
- 73 Thiel
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Zeitzeichen
- 76 Dr. M.
- 77 Mittagessen mit ...
Cindy Landolt
- 78 «Kreativität ist wie ein Muskel»
Hit-Produzent Fernando Garibay
- 82 Tamara Wernli
Nie zufrieden ist auch Diskriminierung

Luxus-Schnupperfahrt durchs Elsass



MS Antonio Bellucci ✨ ✨ ✨ ✨ ✨

Basel–Breisach–Strasbourg–Basel

3 Tage ab CHF 190* p.P.

1. Tag Basel–Breisach

Individuelle Anreise nach Basel. Ab 11.00 Uhr Einschiffung und Abfahrt um 11.45 Uhr mit anschliessendem Mittagessen. Im Laufe des Nachmittags Kabinenbezug. Geniessen Sie die gemütliche Schifffahrt auf dem Rhein. Vor dem feinen 4-Gang Abendessen wird Ihnen ein Willkommens-Apéro serviert. Abends haben Sie die Möglichkeit, die mittelalterliche Stadt Breisach auf eigene Faust zu erkunden. (M, A)

2. Tag Strasbourg

Nach einem reichhaltigen Brunch von 08.00 bis 10.00 Uhr beginnt die Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Europastadt Strasbourg. Anschliessend haben Sie Zeit zur freien Verfügung. Entdecken Sie die vielseitigen Facetten der Stadt wie das Parlament, die Altstadt mit malerischen Fachwerkhäusern und das weltbekannte Münster. Am späten Nachmittag verlässt das Schiff Strasbourg. Das 6-gängige Gala-Dinner ist das genussvolle Highlight dieser Reise. (B, A)

3. Tag Basel

Check-out bis 08.00 Uhr. Geniessen Sie im Restaurant das vielfältige Frühstücksbuffet bis zur Einfahrt in Basel. Die Ausschiffung erfolgt um ca. 09.00 Uhr. Individuelle Heimreise. (F)

Diese Luxus-Schnupperfahrt ist besonders geeignet für Firmenanlässe und Vereinsfahrten.



Breisach

Abreiseden 2021 Es het solangs het Rabatt

04.09. 100	03.11. 250	17.11. 250	04.12. 150 ⁽⁷⁾
22.09. 200	07.11. 200	21.11. 200 ⁽⁷⁾	06.12. 250 ⁽⁷⁾
24.09. 100	09.11. 250	23.11. 250 ⁽⁷⁾	08.12. 250 ⁽⁷⁾
28.10. 150	11.11. 200	28.11. 200 ⁽⁷⁾	10.12. 150 ⁽⁷⁾
30.10. 150	13.11. 150	30.11. 250 ⁽⁷⁾	
01.11. 250	15.11. 250	02.12. 200 ⁽⁷⁾	

⁽⁷⁾ Mit Weihnachtsmarkt in Strasbourg

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Mahlzeiten gemäss Programm/Menükarte
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	390
2-Bettkabine Hauptdeck	440
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	490
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	540
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	590
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	640
Suite Oberdeck (ca. 32 m ²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	840
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	140
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	290
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	0
Rundfahrt/-gang Strasbourg	29
Annulations- und Assistance-Versicherung	39

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



MS Antonio Bellucci*****

F=Frühstück, B=Brunch, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen

Weitere attraktive Reiseangebote!

6 Tage ab CHF 990* p.P.

Geniesser-Reise

«Spätsommer in den Reben»

Basel–Speyer–Cochem–Basel

MS Thurgau Ultra ✨ ✨ ✨ ✨ ✨ +

- ✨ Alle Ausflüge inbegriffen
- ✨ Getränkepaket mit Wasser, Softdrinks, Hauswein/-Bier und Prosecco inklusive

Abreiseden 2021 Es het solangs het Rabatt

29.09. 300	04.10. 300	09.10. 300
------------	------------	------------

9 Tage ab CHF 1090* p.P.



Romantischer Rhein und liebliche Mosel

Basel–Trier–Berncastel–Basel

MS Antonio Bellucci ✨ ✨ ✨ ✨ ✨

- ✨ Reizvolles Moseltal
- ✨ Historisches Cochem
- ✨ Europastadt Luxemburg

Abreiseden 2021 Es het solangs het Rabatt

12.10. 700	20.10. 800
------------	------------

6 Tage ab CHF 890* p.P.



Wellnessreise für Körper & Geist

Basel–Koblenz–Karlsruhe–Basel

MS Thurgau Ultra ✨ ✨ ✨ ✨ ✨ +

- ✨ Luxuriöses Suites-Schiff mit Wellness- und Fitnessbereich
- ✨ Massage und Sauna an Bord buchbar
- ✨ Besondere Erlebnisse «Teeceremonie», «Waldbaden», «Raunächte» bei einer Kräuttherapeutin

Abreiseden 2021 Es het solangs het Rabatt

31.10. 450	07.11. 450	14.11. 450
------------	------------	------------



Informationen oder buchen

www.thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ✨

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Tabuzonen der Multikulti-Armee

Die Armee will attraktiver für Frauen werden.

Da hat die sexuelle Nötigung einer Soldatin durch einen Offizier gerade noch gefehlt.

Christoph Mörgeli

Die Schweizer Armee soll weiblicher werden. Seit Beginn ihrer Amtszeit hat sich Viola Amherd (Mitte) zum Ziel gesetzt, den Frauenanteil in der Armee zu erhöhen. Die drohenden Bestandeslücken sind so alarmierend, dass man im Verteidigungsdepartement laut über eine obligatorische Dienstpflicht für Frauen nachdenkt. Soeben erklärte der Bundesrat zudem, er wolle prüfen, ob künftig auch der weibliche Teil der Schweizer Bevölkerung zu einem Orientierungstag der Armee aufgeboten werden solle.

Da passt die zweitägige Militärgerichtsverhandlung in Frauenfeld, über die der Zeitungsverbund des *Tages-Anzeigers* detailliert berichtet hat, schlecht ins Konzept. Verurteilt wurde ein 21-jähriger Leutnant, der als Offiziersanwärter in der Kaserne von Moudon eine Soldatin in deren Einzelzimmer sexuell genötigt hat. Trotz Aufenthaltsverbot für Männer hat die Durchdienerin in der Sanitätsrekrutenschule dem damaligen Wachtmeister aus dem Luzernischen ihr Zimmer gezeigt, was dieser als Aufforderung missdeutete und trotz klarem «No» den Versuch einer Vergewaltigung unternahm.

Das Gericht hielt die Aussagen der Frau für glaubhaft, degradierte den Offizier zum Soldaten und prüft einen Ausschluss aus der Armee. Der Täter erhielt eine bedingte Gefängnisstrafe von elf Monaten und muss eine Busse von 1200 Franken sowie eine Genugtuungszahlung an das Opfer von 3000 Franken leisten. Die schriftliche Begründung des Urteils steht noch aus.

Afrikanische Wurzeln

Wie soll man angesichts eines solchen Kriminalfalls, der von anderen Medien und den sozialen Netzwerken sofort weiterverbreitet wurde, junge Frauen zum militärischen Dienst am Vaterland animieren? Sexuelle Übergriffe, Nötigungen oder gar Vergewaltigungen sind das Letzte, was das Verteidigungsdepartement im Moment gebrauchen kann. Dessen Sprecher weisen beruhigend darauf hin, dass der Fall schon drei Jahre zurückliege und die Sensibilität für solche Vorkommnisse seit der Amtsübernahme von Viola Amherd gestiegen sei. Den-

noch steht die Armee als Ganzes unter Anklage, werden ihr doch wegen dieses Falls einmal mehr «strukturelle Probleme», «Machtgefälle» und «fragwürdiges Kasernenklima» vorgeworfen. Der Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, Generalstabsoberscht Stefan Holenstein, meint dazu: «Ich habe keine näheren Informationen über das Verfahren erhalten und weiss weder vom Täter noch vom Opfer etwas Konkretes. Ich bedaure aber den Vorfall zutiefst und begrüsse, dass das Militärgericht ein deutliches Urteil gesprochen hat.»

Während früher fehlbare Offiziere wie Jean-Louis Jeanmaire oder Dino Bellasi unverzüglich mit vollem Namen in den Zeitungsspalten erschienen, bleibt diesmal die Anonymität des fehlbaren Leutnants gewahrt. Das zuständige Armee-Oberauditorat hüllt sich in Schweigen. Etwas Auffallendes enthüllte allerdings die Zeichnung des namhaften Gerichtszeichners Robert Honegger in den Tamedia-Blättern: Da sitzt der bereits im 18. Altersjahr in die Armee eingetretene Verurteilte im Kampfanzug breitbeinig vor den Richterinnen; der Leutnant hat eine dunkle Gesichtsfarbe und trägt ein kurzes dunkles Bärtchen.

Laut Gerichtsakten hat er einen einheimischen Vor- und Nachnamen, hat aber mütterlicherseits afrikanische Wurzeln. Dieser Umstand wird in allen bisher erschienenen Artikeln sorgfältig verschwiegen. Der Künstler Robert Honegger



„Es ist einfach unmöglich, mit dir mal in Ruhe fernzusehen...“

– im Gerichtssaal der dokumentarischen Wahrheit verpflichtet – hat ihn dennoch festgehalten.

Auch andere Sachverhalte in diesem Fall offenbaren die multikulturelle Wirklichkeit: Das Opfer der sexuellen Nötigung war eine gläubige Muslima aus der Westschweiz. Dass sie noch Jungfrau ist und für sie die Jungfräulichkeit eine grosse Bedeutung hat, war auch vor Gericht ein Thema.

Der Feldprediger bagatellisiert

Sie verständigte sich mit ihrem Peiniger aus der Zentralschweiz auf Englisch. Ihr «What are you doing?» verstand der sie küssende und bedrängende Offiziersanwärter als neckische Aufforderung. «Er sagt, dass er sie wolle und dass er wisse, dass sie ihn auch wolle», rapportiert der TA-Journalist Christian Zürcher: «Er sitzt auf die Beine des Opfers, schiebt ihr das T-Shirt hoch, entblösst ihre Brust, küsst sie und soll dabei ihre Arme fixiert haben.» Nach einem Versuch, den Gürtel ihrer Hose zu öffnen, lässt der Offiziersanwärter irgendwann von ihr ab.

Eine wenig überzeugende Figur machte in der Leidensgeschichte der Soldatin der von ihr ins Vertrauen gezogene Feldprediger. Der reformierte Seelsorger bagatellierte den Vorfall; es sei ja schliesslich zu keiner Vergewaltigung gekommen. Er riet ihr sowohl vom Beizug eines Psychologen wie von einer Anzeige ab. Wollte der gutmeinende Pfarrer möglicherweise politisch korrekt verhindern, dass ein dunkelhäutiger Armeeingehöriger in die Mühlen der Justiz geriet?

Auch die Offiziere, die mit der Zeit Kenntnis vom Vorfall erhielten, melden diesen nicht pflichtgemäss den Vorgesetzten. Handelte es sich um falsch verstandene «Kameradschaft» oder um Bedenken wegen Rassismussvorwürfen, denen sich die Armee immer wieder ausgesetzt sieht?

Die Tabuisierung der Hautfarbe des wegen sexueller Nötigung verurteilten und degradierten Offiziers zeigt eine Verkrampfung, die letztlich niemandem nützte. Schon gar nicht dem durch den Vorfall offenbar nachhaltig traumatisierten Opfer.

Liebe Beatrice Egli

Verständlich, dass Sie auf Ihre bergsportliche Leistung sehr stolz sind. Ich verstehe auch, dass es für Zermatt Tourismus ein gefundenes Fressen ist, wenn eine der beliebtesten Unterhalterinnen das Matterhorn besteigt, mit der unvermeidlichen Begleitmusik in den Medien. Wobei ich nicht sicher bin, ob in Zermatt alle glücklich sind über diese Werbung für einen Berg, der dies nicht nötig hat.

An einem schönen Tag streben schon zu viele Seilschaften zum Gipfel, frühmorgens gibt's in der Hörnlihütte ein Gedränge, und die Kolonne beim Einstieg erinnert an den Wochenendstau am Gotthard. Wollen wir das? Wollen Sie das?

Wenn jetzt Ihretwegen noch mehr Möchtegern-Alpinisten aus dem Showbusiness zum Matterhorn anrücken, dann *guet Nacht am Sächsi*. Ich habe auch verstanden, dass es Ihnen und Schweiz Tourismus um Frauenförderung am Berg geht. Dazu kann ich nur sagen: Die Frau-



Frauenförderung am Berg:
Schlagersängerin Egli.

en gehören seit hundert Jahren zu den zähesten Alpinisten.

Gerade am Matterhorn haben viele Frauen schon vor Jahrzehnten Ausserordentliches geleistet, ich erinnere an die erste Zermatterin, die vor achtzig Jahren das Matterhorn bestieg, Veronika Julen. Oder an Yvette Vaucher, die 1965

als erste Frau die Nordwand durchstieg. Viele Ehefrauen der einheimischen Bergführer haben das Matterhorn bestiegen.

Wenn wir schon dabei sind: Es gibt Frauen, die alle 48 Viertausender der Schweiz bestiegen haben und das Matterhorn schon sechs Mal, zum Beispiel Gerlinde Furrer von der Riederalp. Und sie ist nicht allein.

Übrigens sind Sie zu einem Zeitpunkt aufgestiegen, wo noch zu viel Schnee am Matterhorn lag. Deshalb sind Sie beim Abstieg zweimal ausgerutscht und wurden zum Glück von der Susi, einer starken Bergführerin, gehalten. Echt vorbildlich wäre es gewesen, diesmal zu verzichten und bei besseren Verhältnissen einen neuen Versuch zu wagen. Aber eben, der Tourneepplan drängt! Ich gratuliere trotz allem.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Ronja Jansen



Seit ich mich bei den Juso Schweiz engagiere, werde ich immer wieder mit ungefragten Ratschlägen beglückt. Menschen, die mir schreiben und mir erklären, wie wir unsere Sache besser machen könnten. Und verstehen Sie mich nicht falsch, oft schätze ich dieses Feedback. Politik zu machen, ohne offen zu sein für Feedback, ist relativ witzlos, und man droht sich in theoretischen Sphären zu verlieren, in denen das eigene Engagement niemandem etwas bringt.

In den letzten Wochen war ich vor allem mit der Kampagne zur 99-Prozent-Initiative beschäftigt, und in diesem Zusammenhang gab es einen Ratschlag, über den ich immer wieder gestolpert bin: «Ja, soziale Ungleichheit ist ein Problem, aber müsst ihr immer so extrem sein? So bringt das doch nichts.» Das kann ich ein Stück weit nachvollziehen. Doch im Fall der Initiative ist dieser Vorwurf nicht gerechtfertigt.

Was verlangt die Volksinitiative? Nichts weiter als eine gerechtere Besteuerung von Einkommen, für das nicht gearbeitet wurde. Die Kapitaleinkommen des reichsten einen Prozents sollen mit der Initiative 1,5-mal so hoch besteuert werden wie Arbeitseinkommen. Betroffen sind nur jene Menschen, die jährlich über 100 000 Franken Kapitaleinkommen erzielen, also so viel Geld, dass man für sein Auskommen nicht mehr arbeiten muss.

Eine extreme Forderung ist das nicht. Extrem ist viel eher der Status quo: Wenn ich heute durch meine Arbeitsstelle 100 000 Franken verdienen würde, dann müsste ich dieses Geld höher versteuern als ein Grossaktionär, der dasselbe Geld durch Dividenden einstreicht – für mich eine un-

sägliche Ungerechtigkeit. Das wollen wir mit der 99-Prozent-Initiative ändern. Arbeit soll sich endlich wieder mehr lohnen.

Das hätte die Ratsrechte übrigens auch bekämpft, wenn wir eine gleiche Besteuerung von Kapitaleinkommen und Lohneinkommen gefordert hätten. Das hat sich in der parlamentarischen Debatte um die Initiative gezeigt: Der Gegenvorschlag der SP, welcher gleich lange Spiesse für alle forderte, wurde von rechts genauso deutlich abgelehnt wie die ursprüngliche Forderung der Initiative.

Für mich ist deshalb klar: Wenn hier jemand blickdichte ideologische Scheuklappen trägt, dann sind es jene, die jahrzehntelang Steuer geschenke nach oben gereicht haben und sich trotzdem konsequent weigern, die steigende finanzielle Belastung für Menschen mit mittleren und tiefen Einkommen auch nur anzuerkennen. Jene, die immer noch von Leistungsgerechtigkeit schwafeln, in einer Schweiz, in der eine Pflegerin mehr als 100 000 Jahre arbeiten müsste, um die Milliardenvermögen der Reichsten in der Schweiz zu erreichen. Das finde ich extrem.

Was ich mir deshalb für zukünftige Abstimmungen wünschen würde: Messen wir politische Forderungen endlich nicht mehr an ihrem Absender oder daran, wie weit weg sie vom politischen Status quo sind. Sondern messen wir sie daran, was wirklich zählt: Schaffen sie mehr Gerechtigkeit und mehr Wohlstand für alle?

«Extrem» ist ein relativer Begriff, der nichts über die Sinnhaftigkeit einer Forderung aussagt, sondern vor allem beschreibt, wo sich eine Gesellschaft zum jetzigen Zeitpunkt befindet. Auch das Frauenstimmrecht oder die Forde-

rung nach einer AHV waren irgendwann mal «extreme» linke Spinner-Ideen. Heute sind wir wohl alle froh, haben sich diese Spinner trotzdem durchgesetzt.

Wenn etwas extrem schief läuft, dann wirkt die Rückkehr auf einen vernünftigen Weg manchmal radikaler als die Weiterfahrt in Richtung Abgrund. Das ist ein gesellschaftliches Phänomen, das es wohl schon immer gegeben hat. Doch um eine Welt zu schaffen, in der das gute Leben für alle Realität wird, kommen wir trotzdem nicht darum herum, diesen Automatismus bewusst abzulegen. Wir müssen uns im Klaren sein, dass wir politische Vorschläge nie als neutrale Zuschauer*innen beurteilen, sondern vom spezifischen Standpunkt der herrschenden Normalität aus.

Lange Zeit liess die gesellschaftliche Kulisse das Frauenstimmrecht als radikale Forderung erscheinen. Ähnliche Mechanismen sind auch am Werk, wenn wir die herrschende Ungleichheit betrachten. In einer Welt, in der wir es gewohnt sind, dass Grossaktionär*innen tausendmal so viel verdienen wie Pflegerinnen, mögen höhere Steuern für die Reichsten radikal wirken. Doch wenn wir ehrlich sind, ist diese Massnahme nichts als angebracht, wenn sich die Ungleichheit trotz Steuern Jahr für Jahr vergrössert. Vor allem wenn sich die ökonomischen Eliten dadurch immer mehr Macht zuschanzen, um die politischen Spielregeln nach ihrem Gusto diktieren zu können.

Ronja Jansen, 26, ist Präsidentin der Juso Schweiz und gehört dem Vizepräsidium der SP Schweiz an.



VIP-Arrangement Hotel «Piz Buin», Klosters Wanderlust und Hochgenuss

Erleben Sie die perfekte Kombination im Bündnerland:
Wandern und Geniessen! Das Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin»
im Herzen von Klosters erfüllt alle Voraussetzungen für ein
Rundum-Wohlfühlerlebnis.

Direkt an der Landquart und nur wenige Gehminuten vom Bahnhof und der Gotschna-Parsenn-Bergbahn entfernt, empfängt das Hotel «Piz Buin» seine Gäste. Hier dominiert der Alpen-Chic: Es erwarten Sie grosszügige Zimmer mit eigenem Balkon und traumhaftem Ausblick auf die Bündner Bergwelt.

Tiefblaue Bergseen, rauschende Wasserfälle und sonnige Seitentäler – die Umgebung bietet das ideale Refugium für herrliche Wanderungen. Gastgeber Jean-Claude Huber und sein Team verraten Ihnen gerne persönliche Lieblingsrouten und arrangieren auf Wunsch ein Lunch-Paket.

Entspannung finden Sie im grosszügigen Wellness- und Spa-Bereich mit Sauna, Dampfbad, Erlebnisduschen, Himalajasalz-Raum, Massageangebot sowie im Hallenbad samt Whirlpool.

Auch kulinarisch zählt das «Piz Buin» zu den besten Adressen. Im «Bär's»-Restaurant werden Sie nach einem Tag an der frischen Luft mit ausgesuchten Köstlichkeiten verwöhnt. Dazu werden erlesene Tropfen aus dem hauseigenen Weinkeller kredenzt.



Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:
«Wandern und Geniessen»
im Hotel «Piz Buin», Klosters.**

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im «Studio Alpenchic» mit Balkon und inklusive Frühstück
- Willkommensgetränk
- 3-Gang-Dinner für Gipfelstürmer (1. Abend)
- Individuelle Wander-Tipps
- Vergünstigte Bergbahntickets
- Nutzung Spa- und Wellness-Bereich
- Kostenloser ÖV in Klosters und Davos

Spezialpreise (für zwei Personen):

Mid-Week: Fr. 590.– (statt Fr. 740.–)
Weekend: Fr. 720.– (statt Fr. 900.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 081 423 33 33 oder per E-Mail an info@pizbuin-klosters.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig vom 11. Juni bis 8. Juli und 16. August bis 17. Oktober 2021. Limitiertes Kontingent.

Veranstalter:

Hotel «Piz Buin», Klosters
www.pizbuin-klosters.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Was treibt Andreas Aebi in Kiew?

Der Nationalratspräsident der SVP mischt sich in offizieller Mission in den Grenzkonflikt zwischen Russland und der Ukraine ein.

Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selensky hat in Kiew eine Plattform geschaffen, die das Fernziel verfolgt, die 2014 von den Russen annektierte Krim wieder in die Ukraine einzugliedern. An diesem Forum wird auch der Emmentaler Nationalratspräsident Andreas Aebi an der Spitze einer Delegation teilnehmen. Doch weshalb mischt sich der formell höchste Repräsentant eines neutralen Landes in einen Grenzkonflikt zwischen zwei Staaten ein? Im Fall von Aebi erscheint das besonders bizarr, weil seine Partei fast in jeder 1.-August-Rede die hehren Worte von Bruder Klaus in Erinnerung ruft: «Mischet euch nicht in fremde Händel!» Ohnehin tut sich der weltgewandte Landwirt mit der Parteiräson zuweilen schwer.

Als er nach seiner Wahl gefragt wurde, ob sein Amt der SVP Gelegenheit gebe, sich zu profilieren, sagte Aebi: «Es ist sicher eine Möglichkeit, aber primär hat hier natürlich nicht die Parteipolitik Vorrang.» Darum bereitet ihm sein Auftritt in der Ukraine aus parteipolitischer Sicht keine Probleme. Er besuche als Mitglied der Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) den Osten des Landes, also den Donbass. «Der Bundesrat hat mich zudem beauftragt, an der Krim-Plattform teilzunehmen, da die Schweiz die Annexion der Krim, gestützt auf das Völkerrecht, verurteilt hat», erklärt er. Als Nationalratspräsident müsse er alles abdecken, die Grosse Kammer stelle verschiedene Delegationen wie jene für den Europarat oder die OSZE. Aebi selbst ist Vizepräsident der Delegation bei der parlamentarischen Versammlung der OSZE.

Fernweh der Nationalratspräsidenten

Auslandsreisen gehören längst zum *courant normal* der Präsidenten von National- und Ständerat. Aebi weilte bisher in Burkina Faso und im Vatikan, seine Vorgängerin Isabelle Moret (FDP) trotz Corona in Serbien, im Kosovo, in China und in Österreich. Es ist fast schon zu einem Dauerärgernis geworden, dass das Parlament eine Art Paralleldiplomatie betreibt. Noch ungenut in Erinnerung ist, wie parlamentarische EU-Turbos nach der Beerdigung des Rahmen-



Schattenaussenminister? Aebi.

vertrags durch den Bundesrat gemeinsam mit EU-Parlamentariern versucht haben, den Entscheidung der Landesregierung zu hintertreiben.

Der Tessiner Filippo Lombardi (Mitte) setzte 2013 als Ständeratspräsident in der Sparte internationale Beziehungen des Parlaments neue Massstäbe. Er besuchte in offizieller Mission

Es ist zu einem Dauerärgernis geworden, dass das Parlament eine Art Paralleldiplomatie betreibt.

Uruguay, Argentinien, Chile, Kolumbien, Costa Rica und Nicaragua, Oman, Katar und die Vereinigten Arabischen Emirate, Grossbritannien, Aserbaidschan und die Ukraine, Kambodscha, Thailand und Burma. Viele regten sich darüber auf – aber das war nur die unmittelbare Folge eines stetigen Ausbaus der Parlaments-Auslandsbeziehungen, auch wenn es Lombardi mit der Reiserei etwas übertrieben hat. Das lässt sich am Budgetposten internationale Beziehungen des Parlaments ablesen: Dieser kletterte in den letzten sieben Jahren von 300 000 sukzessive auf heute 1,8 Millionen Franken.

Wenn immer man diese Reiserei hinterfragte, bekam man von den Politikern aus allen Lagern und von den Parlamentsdiensten zu hören: Die Schweiz müsse sich heutzutage verstärkt international erklären. Der Bundesrat sah es aber zuerst auch nicht gern, dass das Parlament seine Kontakte zum Ausland intensiviere. Deshalb verweigerten die Regierung und das Departement für auswärtige Angelegenheiten dem Verantwortlichen der Bundesversammlung für internationale Beziehungen jahrelang den Titel eines Botschafters – was die Reisevorbereitungen erschwerte.

Roland Rino Büchel reist auch mit

Heute reist ein Nationalratspräsident als Emissär einzelner Bundesräte oder – wie im Fall von Aebi – sogar als «Stellvertreter» ins Ausland und nimmt für diese an neutralitätspolitisch heiklen Propagandaveranstaltungen des herrschenden ukrainischen Regimes teil. Wieso zeigen wir uns überhaupt an solchen Anlässen? Ist es die Rolle der Schweiz, mit ihrer Teilnahme aufzuzeigen, dass die Annexion der Krim durch Russland ein nicht haltbarer Zustand sei, wie der Nationalratspräsident meint?

Und wie kommt Bundespräsident Guy Parmelin dazu, Parteikollege Aebi mit dieser Aufgabe zu betrauen? Dieser vertrete nicht den Bundespräsidenten an sich, sondern die Schweiz, fabuliert Parmelins treuer Paladin, Informationschef Urs Wiedmer, auf Anfrage – obwohl im Communiqué ausdrücklich steht, dass Aebi in «Vertretung von Bundespräsident Parmelin» daran teilnehme.

Dass man mit derartigen Aktionen vielleicht auch Russland vor den Kopf stossen könnte, scheint niemanden wirklich zu beunruhigen. Wie hat es SVP-Aussenpolitiker Roland Rino Büchel vor Jahren einmal gesagt? «Gewisse Auslandskontakte auf parlamentarischer Ebene machen Sinn. Das heisst aber nicht, dass sich jeder parlamentarische Hinterbänkler als Schattenaussenminister gebärden muss.» Ob er das inzwischen anders sieht, weiss man nicht genau. Jedenfalls begleitete er jetzt Parteifreund Aebi in die Ukraine.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Afghanistan ist die Schweiz Asiens: ein Vielvölkerstaat in den Bergen, dessen argwöhnische Bewohner eine ausgeprägte Abneigung gegen Fremdherrschaft verbindet. Das ist sicher masslos übertrieben. Aber der Gedanke drängt sich dieser Tage ständig auf, selbst bei der Lektüre von Berichten aus längst vergangener Zeit.

Winston Churchill war 1897 als Soldat des britischen Empires in Afghanistan stationiert. «Im ganzen Land herrscht ein ständiger Zustand der Fehde und des Streits», schrieb er nach Hause. Ein Stamm bekämpfte den andern. Die Menschen des einen Tals gingen auf die Menschen des nächsten Tals los. «Ein jeder hat seine Hand gegen den andern erhoben und alle zusammen ihre Hände gegen den Fremden.»

So ähnlich erlebte Napoleon die Schweizer. «Glückliche Ereignisse haben mich an die Spitze der französischen Regierung berufen, und doch würde ich mich für unfähig halten, die Schweiz zu regieren», klagte er 1802 vor einer eidgenössischen Abordnung. «Wäre der erste Landammann von Zürich, so wären die Berner unzufrieden; wählt Ihr einen Berner, so schimpfen die Zürcher. Wählt Ihr einen Protestanten, so widerstreben alle Katholiken.» Kurz darauf zog er seine Truppen aus dem Land ab. Die Schweiz regierte sich wieder selber.

Diese Unabhängigkeit ärgerte ein halbes Jahrhundert später den Kommunistus-Mitbegründer Friedrich Engels. Von ihm stammt die schönste aller Schimpfkanonaden gegen die Schweizer, und das will etwas heissen. Das Genre hat virtuose Interpreten hervorgebracht, von Habsburg-Kaiser Maximilian («Diese bösen, groben

und schnöden Bauern») bis hin zu Peer Steinbrück («zur Peitsche greifen»).

Engels verachtete vor allem die «vierschrötigen» Bewohner der Urkantone, diese «Horn- und Klauenmänner» mit «wenig Gehirn, aber viel Wade». Jeder Versuch der Zivilisation sei an den «granitnen Wänden ihrer Felsen und ihrer Schädel ohnmächtig abgeprallt». Die Urschweizer beständen «mit einer wirklich tierischen Hartnäckigkeit» auf ihrer Unabhängigkeit und ihrem Recht, «in Ewigkeit nach Belieben dumm, bigott, brutal, borniert, widersinnig und käuflich zu sein».

Als Engels diese Zeilen schrieb, im November 1847 für die *Deutsche-Brüsseler-Zeitung*, kämpften in der Schweiz die konservativen Kantone gegen die liberalen und radikalen. Ähnlich wie

Die Schweizer sagten zu Napoleon: «Kommt, esset unsere Berge» – wie die Afghanen zu den Amerikanern.

in Churchills Afghanistan fielen die Menschen des einen Tals über die Menschen des andern Tals her. Der konservative Sonderbund unterlag in diesem Bürgerkrieg und musste sich 1848 in den Bundesstaat schicken. Zum Trost durften die Verlierer viele ihrer Freiheiten behalten, auf die sie schon immer mit dem «ganzen Starrsinn roher Urgermanen» bestanden hatten, wie Engels festhielt. Zu seinem Leidwesen regierte sich die Schweiz nach wie vor selber.

Schrieb Engels über die Schweiz, floss ihm Säure aus der Feder. Da liess Churchill mit den Afghanen mehr Gnade walten. Sein Interesse an dem Land wirkt aufrichtig, seine Reportagen für den *Daily Telegraph* sind heute noch und gerade heute eine faszinierende Lektüre.

Letztlich aber waren die Afghanen für ihn das, was die Urschweizer für Engels waren: Barbaren aus den Bergen. «Über einige ihrer Sitten und Moralvorstellungen kann man nicht schreiben», berichtete Churchill nach London. Man sieht ihn förmlich schaudern.

Er konnte allerdings auch schwärmen: «Im Frühling werden die Täler von vielen Blumen erhellt – wilde Tulpen, Pfingstrosen, Krokusse und verschiedene Arten von Polyanthus; und unter den Früchten sind die Wassermelone, einige kleine Trauben und Maulbeeren ausgezeichnet, obwohl die Natur bei ihrer Produktion nicht von der Kultur unterstützt wird.»

Später, so schrieb der 23-jährige Churchill mit der Eindringlichkeit des späteren Literaturnobelpreisträgers, verbrannte die «heisse Sonne des Sommers» alle Blumen, «und nur ein paar prächtige Schmetterlinge, deren blaue und grüne Flügel im Licht die Farbe wechseln wie Schusseide, kontrastierten mit der Strenge der Landschaft». Über allem ein strahlend blauer Himmel, eine kräftige Sonne: «Das ist die Kulisse des Kriegsschauplatzes.»

Zwanzig Jahre lang haben die Amerikaner versucht, dieses fremde Land unter ihre Kontrolle zu bringen. Nun ziehen sie unverrichteter Dinge ab. Napoleon gab in der Schweiz schon nach fünf Jahren auf. Diese eigenwilligen Leute in den Alpen hatten ihn entnervt. Wenn er etwas von ihnen wollte, verwiesen sie ihn von einer Behörde zur nächsten, erklärte er. Und am Ende heisse es: «Kommt, esset unsere Berge.»

Auch wenn 200 Jahre dazwischen liegen: Die Amerikaner machten am Hindukusch eine ganz ähnliche Erfahrung.

«Die Taliban wittern Amerikas Schwäche»

Mike Pompeo hat den Truppenabzug mit den Taliban ausgehandelt. Donald Trumps Aussenminister über die Gründe für Joe Bidens Versagen und Amerikas angeschlagene Führungsrolle in der Welt.

Urs Gehriger

In den vergangenen Tagen schob US-Präsident Joe Biden Donald Trump und dessen Aussenminister Mike Pompeo die Schuld für das aktuelle Rückzugsdebakel in Afghanistan in die Schuhe. Er habe sich durch deren Abkommen mit den Taliban gezwungen gesehen, den Abzug möglichst schnell abzuschliessen. Pompeo widerspricht vehement. Er sieht Amerikas Scheitern als direkte Folge einer Politik der Schwäche.

Mike Pompeo war Donald Trumps Mann fürs Äussere. Unter seiner Ägide schloss Israel Abkommen mit mehreren arabischen Staaten. Er war wesentlich dafür verantwortlich, dass sich Amerika von kriegerischen Auseinandersetzungen fernhielt und Gespräche zwischen erbitterten Feinden zustande kamen. Aus einer Position der Stärke sollte Amerika seine Truppen aus Konfliktherden wie Syrien und Afghanistan zurückziehen. Ein Kernstück von Pompeo's Aussenpolitik war die Annäherung an die Taliban, die mit dem Friedensabkommen von Doha vom Februar 2020 ihren Höhepunkt erreichte.

Wir trafen den Absolventen der Militärakademie West Point, wo er als Klassenbester abschloss, in Lausanne zum exklusiven Gespräch über die Taliban, Joe Bidens Zurechnungsfähigkeit und die Zukunft von Amerikas angeschlagener Führungsrolle in der Welt.

Weltwoche: Der Sprecher der Taliban, Suhail Schaheen, warnt die USA eindringlich davor, den von Präsident Biden angekündigten Abzugstermin vom 31. August nicht einzuhalten: «Sollten die USA oder Grossbritannien um zusätzliche Zeit bitten, um die Evakuierungen fortzusetzen, lautet die Antwort: nein.» Und er droht: Jede Verzögerung werde «Konsequenzen» haben. Herr Pompeo, wie sollte der Präsident reagieren?

Mike Pompeo: Die Taliban bedrohen die Amerikaner schon seit geraumer Zeit. Unsere Antwort darauf war immer Stärke und Entschlossenheit und der Schutz amerikanischer Interessen. Das ist es, was Amerika auch in die-

ser Situation tun muss. Auch die Nato-Truppen sind noch vor Ort. Wir sollten die Arbeit tun, die getan werden muss. Wir sollten diesen Ort nicht verlassen, bis jeder Alliierte – oder aus meiner Sicht –, jeder Amerikaner zu Hause ist. Wir müssen sicherstellen, dass wir durchhalten, bis wir diese Aufgabe erledigt haben.

Weltwoche: Falls die Taliban ihre Drohung mit Waffengewalt umsetzen, glauben



«Biden irrt sich»: Politiker Pompeo.

Sie, dass die USA dann militärisch eingreifen sollten?

Pompeo: Sollten die Taliban nun zum Angriff übergehen, dann muss Amerika alles tun, was in seiner militärischen Macht steht, um Amerikas Interessen zu schützen. Sicherlich, um seine Leute zu schützen, um die Menschen aus dem Land zu bringen. Das ist nicht kompliziert, das ist nicht die hohe Kunst der Diplomatie. Hier geht es um den Schutz der amerikanischen Interessen. Das ist es, was wir seit fast zwanzig Jahren in Afghanistan getan haben.

Weltwoche: Eine militärische Intervention wäre mit grossen Risiken verbunden. Tausende von Amerikanern und Verbündete befinden sich in Afghanistan, nicht nur in Kabul, sondern auch verteilt über das ganze Land. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand von ihnen zu Schaden kommt oder als Geisel genommen wird, ist hoch.

Pompeo: Deshalb müssen wir Entschlossenheit demonstrieren. Aber Sie verlangen von mir, über Spekulationen zu spekulieren. Ich habe keine Lust dazu.

Weltwoche: Der Truppenabzug geht auf die Initiative von Präsident Trump zurück. Mit welchem Auftrag hat er Sie in die Verhandlungen geschickt?

Pompeo: Präsident Trump wollte unbedingt unsere amerikanischen Truppen nach Hause bringen. Und er hatte noch eine zweite Mission: Es ging darum, die lebenswichtigen amerikanischen Interessen zu schützen, das heisst vor allem sicherzustellen, dass wir und unsere Nato-Freunde nicht noch einmal von dort aus angegriffen werden. Das war der Auftrag. Und wir waren erfolgreich mit der Truppenreduktion von 15 000 auf etwa 2500 Amerikaner. Das war möglich, weil Amerika Entschlossenheit bewies, weil Amerika keine Schwäche gezeigt hat. Als die Taliban drängten, drängten wir sie zurück. Schritt für Schritt sicherten wir die Truppenreduktion, indem wir die Taliban in Schach hielten und sicherstellten, dass sie sich an das unterzeichnete Abkommen hielten. Präsident Biden hat die Entscheidung getroffen, dies nicht zu tun.

Weltwoche: Präsident Biden hat die Truppen abgezogen, noch bevor er die amerikanischen Bürger evakuiert hat. Was sagt das über seine Prioritäten aus?

Pompeo: Ich denke, er hat dem Problem, in dem wir jetzt stecken, überhaupt keine Beachtung geschenkt. Er hat die Entscheidung getroffen, abzuziehen, und es auf eine Art und Weise getan, die überhaupt nicht nötig war. Seine Regierung hat sich nicht darauf konzentriert, wie wir es jeden Tag getan haben, dass das Abkommen punktgenau umgesetzt wird.



«Ich möchte, dass diese Regierung erfolgreich ist. Es ist wichtig für jeden Amerikaner, es ist wichtig für die Welt.»

Präsident Trump hat sich nicht nur dafür eingesetzt, dass amerikanische Bürger zurückkehren, sondern auch, dass die amerikanische Ausrüstung erhalten bleibt. Ich kann Ihnen sagen, wie oft ich Präsident Trump sagen hörte: «Ich will, dass jede hochwertige Ausrüstung aus Afghanistan fortgeschafft wird.» Übrigens haben wir nicht nur mit den Tali-

«Die Biden-Regierung ist dorthin zurückgekehrt, wo wir acht Jahre lang unter Obama waren.»

ban, sondern auch mit den anderen Parteien gesprochen. Ich habe mit der Regierung gesprochen. Wir hatten auch ein Abkommen mit Präsident Ghani, einem korrupten, schrecklichen Führer, der in den ersten Momenten, als er bemerkte, dass die Taliban vor der Tür standen, die Flucht ergriff.

Weltwoche: Was war, kurz und bündig, der Grund für Präsident Bidens Scheitern und die Machtergreifung durch die Taliban?

Pompeo: Ich habe das Gefühl, die Taliban haben Amerikas Schwäche gewittert. Sie sahen, dass sich Amerika mit Kritik zurückhielt, als iranische Raketen aus dem Gazastreifen auf Israel abgefeuert wurden. Als das kubanische Volk seine Freiheit forderte, brauchte die US-Regierung drei oder vier Tage, um den

Kommunismus als etwas Schlechtes zu bezeichnen. Dies sind alles Symptome desselben Missverständnisses darüber, wie man die amerikanische Macht auf eine sehr bescheidene, realistische, aber dennoch sehr mächtige Weise einsetzen kann. Unsere Regierung unter Präsident Trump hat das vier Jahre lang jeden Tag zu tun versucht. Diese Regierung hat in jedem Konfliktgebiet eine Kehrtwende vollzogen. Sie öffnete unsere südliche Grenze, unterstützte das kubanische Volk nicht und überliess den Russen eine Pipeline in Afghanistan. Unsere Feinde sehen, wie wir wieder mit den Iranern verhandeln wollen. Das sind alles Dinge, die schlechten Akteuren auf der ganzen Welt signalisieren, dass Amerika sich von seiner Führungsrolle entfernt hat. Biden hat sich davon entfernt, Amerikas Macht auf eine Weise zu nutzen, die nicht nur für uns, sondern auch für die Welt gut ist.

Weltwoche: Die Welt sieht einen US-Präsidenten, der sich in den letzten Wochen komplett widersprochen hat. Zuerst erklärte er, eine Machtübernahme der Taliban in Afghanistan sei «höchst unwahrscheinlich». Jetzt behauptet er, dass ein Truppenabzug ohne Chaos nie möglich gewesen wäre. Was sagen Ihre Quellen im Aussenministerium und beim CIA: Ist der Präsident noch voll zurechnungsfähig? Kann die Welt noch auf seine Verantwortungsfähigkeit zählen?

Pompeo: Die Biden-Regierung ist dorthin zurückgekehrt, wo wir acht Jahre lang (unter Präsident Obama) waren. Das war eine Regierung, die sich für Amerikas Verhalten in der Welt dauernd entschuldigte. Amerika ist eine widerstandsfähige Nation. Wir konnten achtzig Länder in eine Koalition einbinden, um den Islamischen Staat (IS) zu besiegen. Wir haben die kommunistische Partei Chinas zurückgedrängt. Wir hatten eine riesige Koalition, die mit uns zusammengearbeitet hat, wir haben den Iran isoliert, wie er noch nie isoliert war. Die Trump-Administration hatte enorm mächtige Allianzen geschmiedet, und ich hoffe, dass die Biden-Administration darauf aufbauen wird, anstatt unsere Amtszeit rückgängig zu machen.

Weltwoche: Armin Laschet, der Spitzenkandidat für die deutsche Kanzlerschaft, spricht vom «grössten Debakel», das die Nato seit ihrer Gründung erlebt hat. Wie oft hat Ihr Telefon in den letzten Tagen geklingelt? Sind Ihre ehemaligen Amtskollegen besorgt? Können die Verbündeten nach dem Afghanistan-Fiasko Amerika überhaupt noch trauen?

Pompeo: Ich spreche mit vielen Menschen auf der ganzen Welt und erinnere sie daran, dass es in den Vereinigten Staaten Machtwechsel gibt. Aber wir sind eine Nation, die ein guter Partner ist. Und wer auch immer der Präsident sein wird, ich bin zuversichtlich, dass

Amerika wieder Stärke und Entschlossenheit zeigen wird. Ich möchte, dass diese Regierung erfolgreich ist, das ist mir wichtig. Es ist wichtig für jeden Amerikaner, es ist wichtig für die Welt.

Weltwoche: Sie waren Hauptarchitekt des Friedensabkommens mit den Taliban. General David Petraeus sagte dieser Zeitschrift jüngst, es sei ein Fehler gewesen, den Taliban zu vertrauen. Wenn Sie jetzt zurückblicken und sehen, wie diese heute agieren: Glauben Sie dann, dass Sie ihnen zu sehr vertraut haben?

Pompeo: Es wird immer behauptet, dass wir ihnen zu sehr vertraut haben. Das ist gar nicht möglich. Wir haben ihnen überhaupt nicht vertraut. Wir sagten: Hier sind die Bedingungen, hier sind die Forderungen, die die Amerikaner stellen. Hier sind die Schritte, die die Amerikaner tun werden, wenn ihr diesen Forderungen nachkommt. Es gab also kein Vertrauen, wir agierten in der Reagan-Tradition.

Weltwoche: ... Frieden durch Stärke?

Pompeo: Ja, Frieden durch Stärke. Vertrauen, aber verifiziert. Wir machten uns keine Illusionen darüber, dass die Taliban jeden Moment aus dem Abkommen ausscheren konnten. Aber wir waren überzeugt, dass die amerikanische Machtdemonstration sie davon überzeugen könnte, auf dem eingeschlagenen Weg zu verbleiben.

Weltwoche: Hatten Sie nie Zweifel?

Pompeo: Es war immer möglich, dass das Projekt letztendlich scheitern würde. Aber es war die Mühe wert. Man macht immer Frieden mit seinen Feinden, das ist, wenn man sich mit ihnen zusammensetzt und redet. Es waren dieselben Taliban, die viele Amerikaner

«Man macht immer Frieden mit seinen Feinden – wenn man sich mit ihnen zusammensetzt und redet.»

getötet haben. Wir haben in den vier Jahren, in denen wir im Einsatz waren, zu keinem Zeitpunkt unsere Fähigkeit eingebüsst, den Taliban enorme Kosten aufzubürden. Wir waren immer da, um zu liefern. Wir hatten eine fähige amerikanische Luftwaffe. Wir hatten amerikanische Bodentruppen, so dass die afghanischen Streitkräfte zur Stelle waren. Der beste Beweis dafür ist, dass die Taliban von dem Moment an, als wir dieses Abkommen schlossen, nie wieder einen Amerikaner getötet haben.

Weltwoche: In dem Abkommen heisst es wörtlich, dass die Taliban «jede Gruppe oder Einzelperson, einschliesslich al-Qaida, daran hindern müssen, den Boden Afghanistans zu nutzen, um die Sicherheit der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten zu bedrohen».

Pompeo: Ja, sie haben versprochen, das Bündnis mit al-Qaida zu brechen. Das ist es, wozu wir sie gebracht haben.

Weltwoche: Doch in einem Interview mit Lara Logan von Fox Nation einige Wochen vor dem Fall Kabuls weigerte sich der Chefsprecher der Taliban mehrfach, eine ausdrückliche Verurteilung der Terrorgruppe al-Qaida auszusprechen.

Pompeo: Die Taliban sicherten uns zu, dass sie genau das tun werden. Wir sollten sie jetzt darauf behaften.

Weltwoche: Sie waren Chef der CIA und bestens vernetzt mit westlichen Geheimdiensten. Was sagen Ihre Quellen: Wie stark ist heute die Präsenz von al-Qaida in Afghanistan?

Pompeo: Al-Qaida ist ziemlich klein. Bei unserem Einmarsch nach den Terroranschlägen von 9/11 vor zwanzig Jahren waren es mehrere tausend. Als wir im Januar aus dem Amt schieden, gab es weniger als 200 Al-Qaida-Aktivisten in Afghanistan.

Weltwoche: Präsident Biden hat sich also geirrt, als er jüngst sagte, es gäbe keine al-Qaida mehr in Afghanistan.

Pompeo: Ja, er irrt sich. Es gibt dort immer noch einige Al-Qaida-Akteure. Es gibt auch diese anderen Organisationen, die sicherlich mit einem Teil von al-Qaida operieren. Es gibt auch den IS, der dort operiert, es gibt heute radikale Islamisten in Afghanistan. Sie sind auch auf den Philippinen, sie sind auch in Afrika; asch-Schabab, die grösste Al-Qaida-Fussspur befindet sich im Jemen. Doch die Al-Qaida-Führung weilt nicht mehr in Afghanistan, sondern im Iran.

Weltwoche: Im Iran?

Pompeo: Ja. Die Bedrohung durch al-Qaida, durch radikalislamische Terroristen, ist keineswegs auf Afghanistan beschränkt. Sie ist umfassender, grösser und komplexer, und sie geht primär vom Iran aus. Wenn ich also meine europäischen Freunde sagen höre, dass wir wieder mit den Iranern über ein Atomabkommen verhandeln müssen, dann



sollten sie wissen, dass die Leute, die ihnen am Verhandlungstisch gegenüber sitzen, die Führungsspitze der al-Qaida beherbergen. Das geht im heutigen Narrativ unter, CNN spricht nicht darüber. Heute befindet sich al-Qaidas Führungsspitze nicht in Afghanistan. Sie befindet sich im Iran. Das ist sehr aufschlussreich und wichtig zu wissen.

Weltwoche: Als Aussenminister haben Sie sich vehement dafür eingesetzt, Chinas globale Machtausbreitung einzudämmen. In

«Zuerst müssen wir alle Amerikaner rausholen, und wir müssen dort bleiben, bis das erledigt ist.»

den letzten Wochen ist Peking bereits in das Machtvakuum eingedrungen, das die USA hinterlassen. Es hat mit den Taliban Kontakt aufgenommen und strebt den Abschluss von Wirtschaftsabkommen an. Sind die Chinesen die grossen Nutzniesser von Amerikas Debakel in Afghanistan?

Pompeo: Sie werden die aktuelle Situation sicherlich propagandistisch ausschlagen. Sie werden der Welt weismachen wollen, dass die Amerikaner gegen die Taliban verloren haben und nun eine schwache Nation seien. Aber sie wissen, dass es nur Propaganda ist. Sie wissen, dass Amerika immer noch stark und ziemlich handlungsfähig ist. Die Chinesen haben mir wiederholt gesagt, dass sie über den Terrorismus sehr besorgt sind. Wir wissen, was sie in Westchina getan haben, sie haben die Leute, die sie als Terroristen bezeichnen, eingesperrt. Die Chinesen sehen sich mit einem grossen Terror-Risiko konfrontiert. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum sie mit den Taliban gesprochen haben. Nicht wegen Mineralien, sondern um die Taliban davon zu überzeugen, dass sie auf ihrem Territorium keine Terroristen beherbergen, die sie bedrohen könnten.

Weltwoche: Zurück zur unmittelbaren Krise in Afghanistan. Was muss jetzt sofort getan werden, um die desolote Situation in den Griff zu bekommen?

Pompeo: Zuerst müssen wir alle Amerikaner rausholen, und wir müssen dort bleiben, bis das erledigt ist. Wir müssen die gesamte amerikanische Macht nutzen, um sie alle nach Hause zu bringen. Das ist das Wichtigste. Punkt.

Mitarbeit: Roman Zeller

Das ausführliche Interview mit Mike Pompeo auf Englisch ist nachzulesen auf www.weltwoche.ch/International

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Gattiker, Engelberger, Berset, Hess, Baerbock, Merkel, Cuomo



Extreme Mitte: Engelberger.

Viola Amherd, Mauerblümchen, lässt sich von ihrem femininen Fanklub in Erinnerung rufen. Wie sonst wäre es zu erklären, dass man der Verteidigungsministerin in der letzten Ausgabe der *NZZ am Sonntag* einen derart prominenten Propaganda-Auftritt gewährte? Der Grundtenor des Artikels lautete: Die Mitte-Bundesrätin sei schlicht nicht angreifbar. Warten wir einmal ab, wie die Kampffjet-Beschaffung ausgeht. (*hmo*)

Mario Gattiker, Pikser, lässt eine Bombe platzen. Der Staatssekretär für Migration erklärte, die Covid-19-Impfquote in den Asylzentren betrage lächerliche 10 bis 20 Prozent. Wer nun erwartete, dass es in den Kreisen der Pandemie-Verängstigten und Impf-Turbos einen Aufschrei gebe, sah sich getäuscht. Scheinbar scheint es niemanden zu interessieren, wenn sich diese mit viel Steuergeld betreuten Menschen nicht davon überzeugen lassen, sich piksen zu lassen. Viel lieber schrieben sich die Medien auch diese Tage die Finger wund über die Impfskepsis bei Leuten, die mit der SVP sympathisieren. Im Asylwesen gelten offensichtlich Massstäbe, von denen andere Bevölkerungsgruppen nur träumen können. (*odm*)

Lukas Engelberger, Scharfmacher, betätigt sich wieder als Vorhut von **Alain Berset** (SP). In der *NZZ am Sonntag* spurte der Basler Regierungsrat und Mitte-Politiker neue Pandemie-Massnahmen vor. Er werde dem Bundesrat vorschlagen, «die Einreisequarantäne wieder einzuführen», so der «oberste Gesundheitsdirektor der Schweiz» (*NZZaS*). Haben wir etwas verpasst und die Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) hat beschlossen, die Zügel wieder anzuziehen? Das Gremium hüllt sich auf Anfrage vielsagend in Schweigen. Stattdessen antwortet Engelbergers



Chance am Hindukusch: Baerbock.

Kommunikationsteam aus dem Gesundheitsdepartement Basel-Stadt: «Bei der Aussage von Lukas Engelberger handelt es sich um eine Privatmeinung.» Wie lange will die GDK noch zusehen, wie sich ihr Präsident Engelberger mit Extremforderungen verselbständigt? (*fsc*)

Erich Hess, Scharfschütze, geht in Stellung. Nachdem sich am letzten Wochenende in Bern sechs brutale Raubüberfälle ereigneten, greift der SVP-Nationalrat die Stadtregierung an. Die rot-grünen Regenten hätten diese Zustände in den vergangenen Jahren selbst gezüchtet. Die Berner Altstadt werde immer unsicherer. Das ist leider nicht ganz von der Hand zu weisen. Wer nur schon auf den Zug will, muss im Bahnhof Bern höllisch aufpassen. (*hmo*)

Annalena Baerbock, welke Hoffnung, sieht in der afghanischen Katastrophe eine Chance für Masseneinwanderung. Gut 50 000 Ortskräfte habe Deutschland am Hindukusch beschäftigt, die ausgeflogen werden müssten, rechnete die Kanzlerkandidatin der Grünen vor, ohne zu sagen, woher sie diese Zahl hat. Kanzlerin **Angela Merkel** war auf bescheidenere 10 000 Personen gekommen, das Verteidigungsministerium auf lediglich 515. (*ky*)

Andrew Cuomo, Skandalnudel, hat es sich nun auch noch mit Tierfreunden verdorben. Der wegen zahlreicher mutmasslicher Verfehlungen aus dem Amt getriebene Gouverneur von New York soll beim Auszug aus seiner Dienstvilla seinen Hund Captain zurückgelassen haben. Das Problem: Der Schäferhund-Malamute-Mischling ist unerzogen und hat schon mehrere Leute gebissen – was Rückschlüsse auf Cuomos Fähigkeiten als Hundehalter erlaubt. (*ky*)

NACHRUF

Charles Robert Watts (1941–2021)

In den alten Zeiten, als die Rolling Stones die bösen, frechen Kerle gaben, mit provozierend gelangweilten, ja angewiderten Mienen und Kippen im Mundwinkel, war Charlie Watts irgendwie der fieseste von allen, denn er starrte völlig gleichgültig in die Kamera. Besonders hinter seiner Teilnahmslosigkeit verbarg sich jene Bereitschaft zu all den Gemeinheiten, die ein Beatles-Fan diesen finsternen Typen damals zutraute. Später konnte man in einem seiner seltenen Interviews die einfache Erklärung seiner Gleichmut lesen: «I've actually never been interested in all that stuff and still am not.»

Charlie Watts waltete seines Amtes, und das tat er mit der stoischen Umsicht eines Steuerprüfers



Unerschütterlich: Drummer Watts.

(«steady as a rock», würdigte ihn Paul McCartney in einem Nachruf). Keith Richards, mit dem er die unerschütterliche Rhythmusgruppe der Band bildete, dankte es ihm mit dem kurzen Satz: «Charlie Watts gives me the freedom to fly on stage.» Watts selbst fasste sein Leben als Stones-Drummer so zusammen: fünf Jahre spielen und zwanzig Jahre herumhängen. Aufgewachsen war er im Norden Londons, und zunächst arbeitete er als Grafiker. Doch es zog ihn zur Musik, nachdem ihm die Eltern ein Schlagzeug geschenkt hatten. Vor allem die Jazzplatten seines Vaters hatten es ihm angetan, zu denen er stundenlang spielte. Blues-Legende Alexis Korner entdeckte ihn, holte ihn in seine Band, wo er Brian Jones kennenlernte, und nicht lange darauf landeten beide bei den Stones – mit dem Ergebnis, «dass ich vierzig Jahre Micks Hintern vor mir herumlaufen sah». Auf diese Weise spielte er sich geschätzte achtzig Millionen Pfund zusammen, überwand seine Drogensucht, sammelte altes Silber, züchtete Araberpfede, schrieb ein Buch über Charlie Parker und spielte gelegentlich mit Big Bands und kleineren Ensembles zusammen. Seine Liebe zum federnden Swing spürte man jedem Song der Stones an. *Thomas Wördehoff*

MÖRGELI

Die Linken und ihre Virus-Streuer

Was die *Weltwoche* schon im Februar wusste, ist jetzt auch bei der *NZZ am Sonntag* angekommen: «In den Spitälern liegen zum grossen Teil Covid-19-Patienten mit Migrationshintergrund.» Plötzlich sagt selbst der Chef der kantonalen Gesundheitsdirektoren: «Aufgrund dessen, was ich aus den Spitälern höre, ist das ein Problem.» Ein beträchtlicher Teil der Ungeimpften, so die *NZZ am Sonntag*, entstammten «eher bildungsfernen Arbeitermilieus». Viele dieser Patienten seien schlecht qualifiziert und schlecht informiert.

Das Blatt reibt sich erstaunt die Augen: Die Corona-Patienten auf den Intensivstationen sind also keine Schweizer Demonstranten, keine «stockkonservativen Massnahmegegner oder Corona-Leugner, die mit Tanzen und Trycheln das Böse vertreiben wollen». Nein und nochmals nein: «Es sind zum grossen Teil Personen mit Migrationshintergrund, viele von ihnen eben aus den Ferien zurückgekehrt.»

Die Virus-Streuer sind gar nicht die «impfskeptischen Bauern und SVP-Anhänger» (*Tages-Anzeiger*). Schuld ist nicht die «Schweizerische Vakzinegegner-Partei», wie die *NZZ* die SVP abkürzte. Die Überlastung unserer Spitäler hat nichts mit der störrischen ländlichen Bevölkerung zu tun, die unser Gesundheitswesen ohnehin am wenigsten belastet. Es ist nichts als Bockmist, wenn gefordert wurde, die SVP-Politiker müssten endlich ihre Basis zur Vernunft bringen.

Der Ball liegt bei jenen, die vorgeben, die «Personen mit Migrationshintergrund» zu vertreten, die «bildungsfernen Arbeitermilieus» in den «Arbeiterquartieren». In der Covid-Verantwortung stehen die linken, lauten Gewerkschaften. In der Covid-Verantwortung stehen die migrationsfreundlichen Roten und Grünen. Die SP-Exponenten, die 10 000 Afghanen aufnehmen wollen und sich intensiv in die Wahlen im Kosovo einmischen. «Die SP hat bei vielen Menschen mit Migrationshintergrund einen guten Ruf», so die SP. In der Pflicht stehen nicht die SVP-Kantonsräte Bernhard Diethelm, Hedy Furer oder Jost Durrer. In der Pflicht stehen die SP-Kantonsräte Kushtrim Berisha, Ylfete Fanai und Sarah Akanji.

Christoph Mörgeli

Drei G für ein Halleluja

Was hat ein Künstler, der gegen Zwang kämpft, an einem Event mit Zertifikatszwang verloren?

Josua Romano

Geimpft, getestet oder genesen», hiess es letztes Wochenende – jetzt also auch an meinem Lieblingsfestival, am Cholereck-Open-Air in Thun. Als dezidiert Massnahmegegner, kritischer Zeitgenosse und verantwortungsbewusster Musiker hätte ich mich «gehütet, gewunden, geweigert», einer solchen Veranstaltung beizuwohnen. Doch aufgrund langjähriger Freundschaften und geschäftlicher Beziehungen mit den Veranstaltern wurde die Sache ein bisschen kompliziert.

Mit dem Auftrittsangebot an meine neue Band Freeze Beach geriet ich ins Wanken. Der Freiheitskämpfer in mir hätte auf den Gig «gepiffen, gespuckt, geschissen», doch mein narzisstisches Künstler-Ich fühlte sich «geschmeichelt, geehrt, gerufen». Nostalgische Bilder aus besseren Zeiten vernebelten mir zusätzlich den Geist. Was haben wir doch

Durch Covid-Zertifikate gewöhnen wir uns an die totale Übergriffigkeit der Gesundheitsbehörden.

schon «gerockt, gefeiert, gesoffen, gesungen, geknutscht, gekotzt» an diesen wunderbaren Festivals. Was habe ich «gehadert, gezögert, gerungen», bis ich letztlich ob der süssen Verlockung eines «fetten Gigs» eingeknickt bin und den Vertrag per Handschlag (!) besiegelt habe. «Gewillt, gebunden, gezwungen» – der Point of no Return war überschritten. Die roten Linien folgten erst am Tag des Auftritts.

«Getestet, genötigt, gedemütigt», murmelte ich, als ich vor den Pforten des Festivals rechts ins Testcenter abbiegen muss. Auf der anderen Seite der Absperrung sehe ich Bekannte und Kollegen, die das Prozedere bereits hinter sich haben. Freudig winken sie mir aus dem Schlaraffenland zu, während ich der Dame mit den Stäbchen anvertraue, dass dies heute mein erstes Mal sei – und sie bitte vorsichtig vorgehen möge bei der bevorstehenden Penetration.

Während sie in meiner Nase herumstochert, legt sie mir sanft eine Hand auf den Nacken, um meine instinktiven Ausweichversuche

zu vereiteln. Auch wenn ich mich freiwillig habe nötigen lassen, fühle ich mich «gefickt, geschändet, gebrochen», als ich mir einen Drink bestelle, um den Schmerz meiner angekratzten Integrität zu betäuben.

Freiwillige Unterwerfung

Während der folgenden 48 Stunden habe ich ein gelungenes Konzert gespielt, alte Freunde getroffen, neue gefunden, unzählige Menschen umarmt und endlich wieder fast vergessene Festivaleuphorie erleben dürfen. Es wurde «gelacht, getanzt, geplaudert, geraucht, gesponnen, gebaggert», und die Menschen genossen es, einfach Menschen zu sein. Doch all das ist nur Scheinfreiheit, solange die Zwangshürde bestehen bleibt.

Das Problem: Die Fälschung ist verdammt gut. Die Perfidie der Einlassschranken und Gesundheitspässe ist ungemein raffiniert. Und effizient. Wer sich ihnen unterjocht, hat im Gegenzug die Möglichkeit, soziale Grundbedürfnisse real zu befriedigen. Ein äusserst attraktives Angebot, gerade auch für Kritiker der neuen Normalität, die bekanntlich viel lieber kuscheln als lustfeindliche Maskenfetischisten.

Ich muss leider zugeben: Bei mir hat das am letzten Wochenende funktioniert. Je mehr Endorphine mein Gehirn im Rausch der feiernen Menge freisetzte, desto weiter geriet die anfängliche Vergewaltigung als Teilnahmevoraussetzung in den Hintergrund. «Gefährlich, gefährlich, gefährlich.» Denn durch Covid-Zertifikate gewöhnen wir uns mittel- und längerfristig an die totale Übergriffigkeit der Gesundheitsbehörden. Schon bald dürften wir den Gang zur Stäbchenlady als völlig normal empfinden – oder gar als besonderen Kick? Vielleicht ist es das, was die Regierung mit «Normalisierungsphase» eigentlich meint. Die Herrscher dieser Welt wissen das seit Urzeiten: Nur die freiwillige Unterwerfung ist eine nachhaltige Unterwerfung.

Josua Romano, 31, ist Jurist und «unfrei schaffender» Musiker.

Thierry Burkart muss Gas geben

Volvo schnappt sich Futuricum. Scania und MAN geben mit Elektrolastwagen Vollgas.



Thierry Burkart wird Präsident der Freisinnigen. Für diesen Job erhält er pro Jahr 50 000 Franken Lohn und etwas Spesenentschädigung. Grosszügiger ist die Astag, die Burkart ebenfalls präsidiert. Hier gibt es pro Jahr knapp 100 000 Franken plus Spesen. Die Parteien sind – im Gegensatz zu den Interessenverbänden – die Armenhäuser der Schweiz.

Vielen – auch in der Freisinnigen Partei – passt diese Abhängigkeit von den Fuhrhaltern und der Lastwagenlobby gar nicht. Sie fordern von Burkart, auf die Schmiergelder in der Höhe von 100 000 Franken zu verzichten. Dabei funktionieren die Räder der Schweizer Politik in aller Regel nur dank Schmier und Salben.

Neu hat selbst die NZZ begriffen, dass der ökologische Umbau der Schweiz – angesichts des Reichtums unseres Landes – ökonomisch ein Sonntagsspaziergang ist. Wie lange dauert es, bis Simonetta Sommaruga die Grössenordnungen verstanden hat und diese erklären kann? Werden wir alle nicht mehr erleben. Denn neu will sie sogar auf Umweltafgaben verzichten.

Viele wissen es nicht, und andere wollen es nicht wahrhaben: Dank der LSVA, dank unserer Schwerverkehrsabgabe, bezahlt man in der Schweiz für Fahrten mit dem Lastwagen umgerechnet einen Dieselpreis von fünf Franken pro Liter. Dadurch wird die Fahrt eines Vierzig-Tonnen-Brummers je Kilometer staatlich um einen Franken verteuert.

Warum hat die Astag seinerzeit diesem Wahnsinnspreis zugestimmt? Ganz einfach: Hohe Abgaben pro Kilometer schrecken unter anderem alle rumänischen Lastwagen ab. Ge-

winner sind die einheimischen Unternehmer dank ihrer immer besser werdenden Logistik. Die Beweglichen haben damals auf die richtige, auf die grüne Karte gesetzt.

Die Alpeninitiative wurde nicht dem Wortlaut entsprechend umgesetzt, dafür aber ökologisch und ökonomisch weit effizienter. Dank der Mithilfe der immer wieder verteufelten Lastwagenlobby. Leider haben dies bis heute selbst Historiker wie Jakob Tanner nicht begriffen.

Tauchen wir ab in die Feinmechanik der realen Welt, um zu begreifen, dass sich in den nächsten drei bis fünf Jahren alles verändert.

— **Disruption 1:** Das Schweizer Unternehmen Futuricum stellt weltweit die 44-Tonnen-Lastwagen mit den stärksten Batterien her. Deshalb hat sich Volvo das Unternehmen geschnappt.

Dank der Lastwagenlobby wurde die Alpeninitiative ökologisch und ökonomisch effizienter umgesetzt.

Die Schweden wollen nächstens beweisen, dass man mit einem leisen Vierzig-Tonnen-Elektrobrummer tausend Kilometer weit fahren kann, ohne Strom nachzutanken. Mit an Bord bei den Testfahrten ist DPD, eines der weltweit grössten Logistikunternehmen. Mit einem Umsatz von zwölf Milliarden Franken pro Jahr keine schlechte Adresse. Ein Warnschuss für die Schweizer Lastwagenlobby, deren Interessen Burkart vertreten müsste.

— **Disruption 2:** Scania und MAN setzen voll auf Elektrolaster. Rentabel seien diese – ent-

gegen den verbreiteten Irrlehren – vorab auf langen Strecken. Die Argumente von Traton-Chefstrategie Andreas Kammel in der mir liebgewordenen Zeitschrift *Auto Motor und Sport*: Erstens dürften in der EU Elektrolastwagen zwei Tonnen schwerer sein als Dieselbrummer. Zweitens könne – bei einem Batteriegewicht von vier Tonnen – gleich viel geladen werden wie bei einem Diesellastwagen. Weil dieser mit Getriebe, Antriebsstrang und Dieseltank auch 2,5 Tonnen Totlast mitführe. Und drittens könnten Lastwagenbatterien während ihrer Lebensdauer mehrere tausend Mal geladen und entladen werden.

Die Schwerverkehrsabgabe war das Vorbild für die Lastwagen-Maut in vielen europäischen Ländern. Wiederholt sich die Geschichte? Noch bezahlen Elektrolastwagen in der Schweiz keine LSVA. Damit die Schweiz blitzartig auf Elektrolastwagen umstellt, müsste das noch ein paar Jahre so bleiben.

Warum? Ein Überlandlastwagen legt pro Jahr 150 000 Kilometer zurück. Ein elektrischer Überlandlastwagen erspart seinem Besitzer – Stand heute – bei gleicher Fahrleistung 150 000 Franken Schwerverkehrsabgabe. Nirgends auf der Welt sind die Rahmenbedingungen besser als in der Schweiz.

Franz Steinegger und Pascal Couchepin waren die Taufpaten der Schwerverkehrsabgabe. Tritt Thierry Burkart in ihre Fussstapfen? Das wollen wir doch sehr hoffen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Soft-Rocker Thierry Burkart

Der neue FDP-Präsident nimmt bereits Abschied von harten Positionen und gibt sich als Einiger. Seine Pöstchen sind ihm wichtiger als die unbequeme Neuausrichtung der Partei.

Marcel Odermatt

Thierry Burkart und Marco Chiesa waren in letzter Zeit im Ständerat nicht nur Sitznachbarn. Der Kandidat für den FDP-Thron und der SVP-Präsident teilten auch die gleichen Positionen in den derzeit wichtigsten Dossiers – der Europa- und der Klimapolitik. «Dass Thierry Burkart die Führung seiner Partei übernimmt, ist ein Eingeständnis: Wir verfolgten einen falschen Kurs», analysiert Chiesa. Die FDP habe ihren Kompass verloren, sei blind den Grünliberalen gefolgt.

Aus Sicht der Volkspartei mag der Tessiner recht haben. Doch aus der Optik der Freisinnigen sieht es anders aus. Der Aargauer Ständerat schoss quer gegen Parteibeschlüsse, indem er an vorderster Front mithalf, das Rahmenabkommen und das CO₂-Gesetz zu verhindern. Damit brüskierte Thierry Burkart gleich noch seine beiden Vorgänger aufs grösste. Petra Gössi wollte den Freisinn grüner machen. Philipp Müller hatte eine Zustimmung zum EU-Deal zusammengezimmert. Statt den Abweichler für seine harten Positionen zu bestrafen, will ihn die FDP am 2. Oktober zu ihrem neuen Präsidenten küren.

Vorbild für Abweichler

Burkart ist der einzige Bewerber. Dass das Lager der Unionsverstehrer und Öko-Freunde sonst niemanden gefunden hat, der den Schlüsseljob will, ist ein Armutszeugnis. Erstaunlich ist, dass die beiden Vizepräsidenten Andrea Caroni (Appenzell Ausserrhoden) und Philippe Nattermod (Wallis) in ihren Ämtern einfach weitermachen, als wäre nichts passiert. Nachdem die Parteiführung insbesondere das Klimathema zur Schicksalsfrage hinaufstilisierte hatte, hätte jemand aus diesem Kreis hinstehen müssen. Jetzt haben sie bald einen Präsidenten, der bei einer Wahl das Präsidium des Nutzfahrzeugverbands Astag nicht abgeben will, den Ausbau von Autobahnabschnitten auf sechs Spuren befürwortet und das Rechtsvorbeifahren auf Nationalstrassen ermöglicht hat.

Was hat Burkart vor? Hält er seinen harten rechtsbürgerlichen Kurs, wird seine Partei in den wichtigsten Fragen zum Juniorpartner



Er will mit allen zusammenarbeiten: Hoffnungsträger Burkart.

der SVP. Aber kann der Freisinn damit punkten? Wer keine weitere Annäherung an die EU will, der ist bei der Blocher-Partei bestens

Hält er seinen rechtsbürgerlichen Kurs, wird seine Partei Juniorpartner der SVP. Kann er damit punkten?

aufgehoben. Wer nicht daran glaubt, dass die Menschheit morgen oder übermorgen an der Erderwärmung zugrunde gehen wird, ebenfalls. Diese Felder sind besetzt. Zu holen gibt es hier für die FDP wenig oder nichts.

Kein Wunder, hoffen einige der Parteikollegen, Hardrock-Fan Burkart werde sich nach seiner Wahl einmitten und zum Softrock mutieren. «Sonst sehe ich schwarz», sagt eine Freisinnige. «Mit Burkarts Kurs der letzten Monate werden wir sonst zur 10-Prozent-

Partei.» Hier wartet tatsächlich eine Herausforderung auf den neuen starken Mann des Freisinns. Nachdem er seine eigenen Überzeugungen über die Interessen der FDP gestellt hat, könnte es nun sein, dass auch parteiinterne Gegner künftig nicht aufs Maul sitzen, wenn sie mit dem Kurs nicht einverstanden sind – getreu dem Vorbild Burkarts.

Freundinnen aus fast allen Parteien

Überhaupt dürfte Burkart seinen Sitznachbarn Chiesa in nächster Zeit öfters beneiden. Während der SVP-Chef ruhig im Stöckli sitzen kann, weil er weiss, dass seine Kollegen in der grossen Kammer in den entscheidenden Fragen die gleichen Positionen wie er vertreten, könnte der neue FDP-Präsident zwischendurch verständlicherweise etwas nervös werden. Mit den Zürcher Nationalräten Hans-Peter Portmann, Doris Fiala oder ihrer Berner Kollegin Christa

Markwalder stehen Leute bereit, die mit ihren Positionen Burkart jederzeit in Bedrängnis bringen können. Die Führung der Nationalräte wird für ihn kein einfaches Unterfangen.

Der Rechtsanwalt und Hauptmann hat nach eigenem Bekunden lange mit sich gerungen, ob er die Kandidatur antreten soll. Erst am Tag vor Anmeldeschluss beschloss er nach einer schlaflosen Nacht, sich zu bewerben. Klar ist, dass er ein grosses Risiko eingeht. Bisher kannte seine Karriere nur eine Richtung – nach oben. Dem heute in Lengnau mit seiner Partnerin und deren beiden Kindern lebenden gebürtigen Obersiggenthaler gelang bisher alles, was er sich politisch vornahm. 1999 wurde Burkart zum Präsidenten der Jungfreisinnigen Aargau

Interessant wird sein, wie sich der erfolgsverwöhnte Politiker verhält, wenn er mit Kritik konfrontiert wird.

gewählt. 2001 kam er in den Grossen Rat des Kantons Aargau. 2015 schaffte er den Sprung in den Nationalrat, und bereits vier Jahre später folgte der Schritt in den Ständerat. Dabei zeigte er sich immer auf alle Seiten offen, auch was seine Beziehungen anging. Der «schöne Thierry» (*Blick*) hatte schon Freundinnen aus fast allen Parteien, von der SP bis zur SVP.

«Angebot an die Partei»

Interessant wird zu beobachten sein, wie sich der erfolgsverwöhnte, manchmal etwas empfindlich wirkende Politiker verhält, wenn er mit Kritik konfrontiert wird. Dass diese früher oder später auf ihn niederprasseln wird, ist so sicher wie seine Kür zum Parteichef. Einen Vorgeschmack gab es bereits in diesen Tagen. Es gehe nicht, dass er im Falle einer Wahl an seinem Mandat als Astag-Präsident festhalte, kritisierten Parteikollegen. Burkart gab im *Tages-Anzeiger* verschnupft zurück, seine Kandidatur sei «als ein Angebot an die Partei» zu verstehen. Er würde das Amt gern übernehmen, es sei aber an der Partei, zu entscheiden, ob sie das Angebot annehme.

Bei seinen ersten Auftritten nach der Ankündigung der Kandidatur markierte er den grossen Einiger. Dass er die Partei, wie einige hoffen, neu ausrichten möchte, davon war keine Rede. Ganz im Gegenteil: Er sei gewillt, mit allen zusammenzuarbeiten und stehe keinesfalls für eine Spaltung der Partei, betonte er. Die Kritiker seiner Sololäufe könnten also schon tatsächlich bald besänftigt werden. Aus einem wilden Hard dürfte schon bald ein braver Softrocker werden.

Was einige in der FDP erstaunt: Viele gingen davon aus, dass Burkart, der mit Justizministerin Karin Keller-Sutter befreundet ist, eine Bundesratskarriere anvisiert. Und dafür ist der Parteipräsidenten-Job nicht unbedingt die

beste Ausgangslage. Der letzte Übungsleiter des Freisinns, der es in die Landesregierung schaffte, war der Zürcher Fritz Honegger. Von 1974 bis 1977 amtierte er an der Spitze des Freisinns. 1977 wurde er in den Bundesrat gewählt.

Keine Alternative in Sicht

Einen grossen, vielleicht entscheidenden Vorteil hat Burkart: Er hat freie Hand. Es gibt niemanden sonst, der sich bereit erklärt, die Aufgabe zu übernehmen. Das gibt ihm viel Handlungsspielraum. Ein Vorteil, von dem auch seine Vorgängerin Petra Gössi profitierte. Obwohl sie bei den kantonalen Wahlen Niederlage an Niederlage reihte, blieb sie bis zum Schluss unbestritten. Niemand wagte es, sie öffentlich zu kritisieren. Sie war es selbst, die nach dem Flop bei der Abstimmung zum CO₂-Gesetz den Stecker zog. Ihr Nachfolger wird deshalb ebenfalls schalten und walten können, wie es ihm behagt. Eine Alternative gibt es nicht. Das weiss jeder in der Partei.

Wie Burkart diese Freiheiten nutzen wird? Sein ultimativer Test werden die Nationalratswahlen am 22. Oktober 2023 sein. Schafft er es, dass die Partei ihren Wähleranteil von 15,1 Prozent wenigstens halten oder leicht ausbauen kann, ist er ein Held. Wie Philipp Müller, dem 2015 das Kunststück gelang, den jahrzehntelangen Niedergang zu stoppen. Der Aargauer Bau-Unternehmer war aber ein anderer Typ als Burkart. Er ordnete alles dem Erfolg der FDP unter, rackerte Tag und Nacht für die Partei. Undenkbar, dass er darauf bestanden hätte, ein gut bezahltes Mandat wie das Astag-Präsidium zu behalten. Müller war sogar bereit, den sonst für den Freisinn sakrosankten Finanzplatz hart zu attackieren. Die Leute hätten die Nase voll von den Machenschaften gewisser Banker, schimpfte der spätere Ständerat.

Burkart wird in erster Linie beweisen müssen, dass ihm die Partei wichtiger ist als seine Karriere. Mit seiner Bereitschaft, das Amt zu übernehmen, machte er den ersten Schritt.



Der Investor auf dem letzten Cent



INSIDE WASHINGTON

Kamalas Fluch

Wo um alles in der Welt ist Kamala Harris? Vor gerade einmal acht Monaten in ihr neues Amt eingeführt, genoss die US-Vizepräsidentin die Aufmerksamkeit und Verehrung der Medien. Bejubelt als amerikanische Pionierin, hatte die vormalige Senatorin sich auf den Weg gemacht und war nun nur noch einen Herzschlag entfernt von der Präsidentschaft, die ihr womöglich zufallen könnte.

In den ersten Monaten ihrer Lehrzeit war Harris täglich vier bis fünf Stunden an Präsident Joe Bidens Seite, nahm an morgendlichen Geheimdienst-Briefings teil und stand in der Öffentlichkeit dezent hinter Biden. In einem CNN-Porträt im April erklärte sie stolz: «An fast jeder Sitzung nehmen er und ich gemeinsam teil, und fast jede Entscheidung haben wir gemeinsam getroffen.» Und wie um ihren Status unter Beweis zu stellen, sagte Harris, die gern in irritierend nervöses Lachen ausbricht, dass sie die letzte Person im Raum sei, wenn wichtige Entscheidungen getroffen würden, «auch als Biden Anfang des Monats beschloss, alle US-Truppen bis zum 20. Jahrestag der Terroranschläge vom 11. September aus Afghanistan abzuziehen».

Nun, da der Truppenabzug einen einzigen Scherbenhaufen hinterlässt und der 11. September vor der Tür steht, befindet sich Bidens loyale Stellvertreterin in Singapur auf einer Mission, die mit diesem Thema nichts zu tun hat. CNN bezeichnet den Trip als einen «Besuch von hoher Bedeutung – plötzlich notwendig geworden während der ersten grossen aussenpolitischen Krise der Regierung Biden». Zweifellos wird es mehr plötzliche verzweifelte Fluchten und aussenpolitische Krisen geben. Angesichts der kontinuierlich sinkenden Umfragewerte von Kamala Harris und des allmählich schwindenden Vertrauens in ihren Boss erweist sich die Nähe zur Macht als politisches Gift.

Amy Holmes

Kabul ist nicht genug

Die jungen Taliban sind militanter und radikaler als die ältere Generation. Sie wollen die islamische Revolution in die ganze Welt tragen.

Ahmed Rashid

Die Männer, die vor zehn Tagen so mühelos Kabul einnahmen, geben sich betont moderat. Frauen, sagen sie, sollen arbeiten und Bildungseinrichtungen besuchen dürfen. Beschäftigten der inzwischen abgesetzten Regierung haben sie eine Amnestie angeboten – für die alten Taliban eine völlig abwegige Vorstellung.

Ob diese Versprechen tatsächlich eingehalten werden, kann niemand sagen. Dafür ist es zu früh. Die interessantere Frage betrifft aber nicht die älteren Taliban, sondern die neue Generation, genau die jungen Kommandanten, die Kabul erobert haben.

Die alten Taliban waren im Grunde nie daran interessiert, ihre spezifische islamische Revolution in die ganze Welt zu tragen. Ihnen ging es nur um Afghanistan.

Es begann mit einer Werbekampagne

Die jüngeren Kämpfer sind militanter und radikaler. Viele sassen im Gefängnis. Nicht wenige waren in Guantánamo inhaftiert und wurden stark beeinflusst von al-Qaida, die einen globalen Dschihad propagiert.

Etwa ein Dutzend radikale Gruppen aus Pakistan, Zentralasien, Russland und sogar aus China kämpfen seit Jahren auf Seiten der Taliban. Sie haben grossen Einfluss in der Bewegung.

Diese jungen Leute werden nun sagen: «Warum sollen wir uns mit Kabul zufriedengeben, wo wir gerade die grösste Militärmacht der Welt besiegt haben? Wir sollten unseren muslimischen Nachbarn unseren Dschihad bringen und sie von unserer Sache überzeugen.»

Die älteren Taliban werden für diese Haltung nicht viel übrighaben, aber es ist unklar, wie viel Macht sie haben.

Als die Taliban 1996 ihre Herrschaft errichteten, gab es drei Phasen. Es begann mit einer Werbekampagne. Man sagte zu, der Korruption ein Ende zu bereiten, man versprach Lebensmittel, Dienstleistungen und so weiter.

Daran schloss sich die zweite Phase an: staatliche Misswirtschaft, ökonomisches Desaster, Nahrungsmittelknappheit, Drogenkrise. Die



Rückkehr zu einer strengen Ordnung: Kämpfer in der Provinz Nangarhar.

Taliban waren einfach nicht imstande, das Land zu verwalten.

Und dann die Endphase: totaler Konflikt mit der Bevölkerung – Umsetzung der Scharia, Enthauptungen, Abhacken der Hand; Unterdrückung der Frauen.

Wird es diesmal ähnlich ausgehen? Das kann man noch nicht sagen. Wir haben nach wie vor keine Vorstellung, wie die Taliban regieren werden. Sie lehnen die Loja Dschirga ab, die Stammesversammlung, in der bislang über die politische Zukunft Afghanistans beraten wurde.

Die Hoffnung ist, dass die neuen Taliban eine Koalitionsregierung bilden werden, mit namhaften Politikern und Vertretern ethnischer Minderheiten. Wenn die Taliban aber die eigene Bevölkerung und die Weltöffentlichkeit beeindruckend wollen, müssen sie eine moderne Verwaltung installieren.

Ist die Führung stark genug?

Und wenn es eine Übergangsregierung ist, wird die Öffentlichkeit dann mitbestimmen können, wer der nächste Präsident Afghanistans sein wird? In Wahrheit haben die Taliban in den zwanzig Jahren seit dem Ende ihrer Herrschaft nicht gelernt, wie ein Land regiert wird. Ältere

Taliban sagen, dass man sich vernünftig verhalten und den Frieden bewahren werde, doch es bleiben viele Fragen, die Sorgen bereiten.

Wie werden sie mit Journalisten umgehen? In Afghanistan gibt es Dutzende TV-Sender, von denen viele den Betrieb inzwischen eingestellt haben. Mehr als tausend Frauen arbeiten in den afghanischen Medien. Die meisten werden zu Hause bleiben, nicht weil ihnen das von den Taliban befohlen wurde, sondern weil sie Angst haben. Sie haben keine Ahnung, wie das Regime am Ende agieren wird.

Vermutlich wissen das nicht einmal die Taliban selbst. Die jüngeren Kämpfer dürften radikaler sein und die Rückkehr zu einer strengen Ordnung durchsetzen wollen.

Ist die Taliban-Führung stark genug, um die jungen Kommandanten in den Griff zu bekommen? Die nächsten Wochen und Monate werden es zeigen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Ahmed Rashid ist ein britisch-pakistanischer Journalist und Autor zahlreicher Bücher, unter anderem von «Taliban – Afghanistans Gotteskrieger und der Dschihad». Er lebt in Pakistan und arbeitet als Korrespondent für verschiedene Medien.

Vom Vorteil, einen jüngeren Mann zu haben

Die Zeiten haben sich geändert: Galt eine Frau, die einen jüngeren Mann heiratete, früher als geisteskrankes Nymphomanin, heisst es heute: «Die hat Schwein gehabt!»

Julie Burchill

Ich tat mich mit einem jüngeren Mann zusammen vor einem Vierteljahrhundert, als ich 35 war. Mein heutiger Ehemann war damals 23 – und der jüngere Bruder meiner Geliebten. Ausserdem war ich – um die Anrühigkeit ins Seifenopernhafte zu steigern – noch immer mit meinem zweiten Mann verheiratet. Das Ganze stank also förmlich nach Geilheit. Es wurde denn auch in den Zeitungen breitgewalzt, und selbst sonst abgebrühte Journalisten verwandelten sich in Zimmerliesen. Mein eigener Mangel an Diskretion trug das Seine dazu bei. Ich verhielt mich ruchlos, der Mann verantwortungsbewusst. Meine Kumpel nannten ihn «Dad», und schon bald tat ich dies zuweilen auch. Nie werde ich die entgeisterten Blicke von Passanten vergessen, als ich angesichts eines feinen Hotels in Brighton einer Freundin lauthals verkündete: «Hier habe ich <Dad> entjungfert.»

Rache für die alten Säcke

Ich vermute, die Sache wurde als besonders unanständig empfunden, da es offensichtlich um Sex ging. Die Kombination jüngere Frau und älterer Mann ist nicht nur ein Klischee (die Schöne und das Untier) – statt um Sexuelles geht es da um Finanzielles. Frauen jeglichen Alters finden immer Partner für Sex; Männer dagegen brauchen etwas mehr – gutes Aussehen, Geld oder Witz –, anderenfalls müssen sie für ihre Genüsse bezahlen.

Junge Frauen wissen oft nicht, was sie im Bett wollen; alte Männer kriegen oft keinen hoch – insofern passen sie zusammen, genauso wie jüngere Männer und ältere Frauen, die in ihren Zwanzigern respektive ihren Dreissigern sexuell auf dem Höhepunkt sind. Ganz ehrlich: Wir haben es täglich fünfmal getrieben, und in den Ferien noch öfter.

Dann wurde *cougar* (eigentlich ein Wort für «Puma») zu einem Phänomen der Popkultur: die Website *CougarDate.com*, 2007 der Film «*Cougar Club*», 2009 die Reality-Show «*The Cougar*» und schliesslich die Sitcom «*Cougar Town*». Offiziell als *cougar* definiert wurde eine Frau, die Sex mit Männern hatte, die mehr als vierzehn Jahre jünger waren. Wer legte etwas dermassen spezi-

fisch fest? Ein Mann, dessen Frau ihn für einen fünfzehn Jahre jüngeren Mann verlassen hatte?

In der Vergangenheit arbeiteten «anständige» Frauen schlicht und einfach nicht. Aus dem Haus ihres Vaters gingen sie direkt ins Haus ihres Mannes. Mädchen aus der Arbeiterschicht wurden Hausangestellte; die «Glücklichen», also die Hübschen, fanden eine Art von Freiheit: als Prostituierte, Schauspielerinnen oder beides zugleich. So entstand der Mythos, Frauen seien kein bisschen interessiert an der Schönheit oder Jugendlichkeit von Männern, sondern wollten nichts als finanzielle Sicherheit, und davon hatten ältere Männer nun einmal mehr. Doch das hatte immer nur mit Not zu tun, nichts mit Natur. Als westliche Frauen in Sitzungszimmern Einzug hielten, hatte das auch Folgen für das Schlafzimmer. Galt eine Frau, die einen jüngeren Mann heiratete, früher als geisteskrankes Nymphomanin, heisst es heute: «Die hat Schwein gehabt!»

Frauen mögen Männerkörper in der Regel nicht. Umfragen zeigen, dass sogar heterosexuelle Frauen stärker erregt werden durch die Bilder nackter Frauen als durch solche nackter Männer – es sei denn, diese sind jung und attraktiv. Und vielleicht aus Rache dafür, dass jahrtausendlang alte Säcke auf ihnen herumkeuchten, äussern sich Frauen heute abfällig über alternde Männerkörper. Auch wenn Männer noch so vulgär über Frauenkörper sprechen, finden sie immer doch noch etwas gut, meist die Titten. Sprechen Frauen über die körperlichen Nachteile von Männern, sind sie gnadenlos: Bierbäuche, Nasenhaare und – am abscheulichsten von allem – Hodensäcke. Als ich Freundinnen gegenüber einmal gestand, Hodensäcke zu

mögen, mieden sie mich zwei Wochen lang, als hätte ich gegen einen Girl-Code verstossen.

Doch wer kann bestreiten, dass Catherine Zeta-Jones, 51, aussieht, als sei sie die Pflegerin ihres Ehemanns Michael Douglas, 76, wohingegen Madonna, 63, wirkt, als könne sie jederzeit mithalten mit ihrem 27-jährigen Gespielen? Früher hiess es, Männer «reiften heran», raunte man von «silbergrauen Schläfen», wohingegen Frauen ab dreissig verschrumpelten und mit vierzig nichts als ein Häufchen Staub von ihnen übrigblieb. Doch liegt es am Feminismus oder an Alchemie, dass unterdessen sogar der berühmteste Swinger zur Witzfigur geworden ist? In ihrem Buch schreibt Holly Madison, die ehemalige «Hauptfreundin» von Hugh Hefner, nur dank Drogen habe sie ausgehalten: dass ihr 23-jähriger Körper von einem arthritischen Neunzigjährigen begrapscht wurde, die Ausgangssperren ab 21 Uhr, die Sodomie-Pornos und die nach dem Urin all der Hefner-Hunde stinkenden Teppiche. Sie beschreibt, wie entsetzt sie war, wenn Hugh sich in einer Disco unter die Tanzenden mischte: «Ich schämte mich zu Tode für ihn. Hatte ihm nie jemand gesagt, wie bescheuert er aussah?» Nein. Da er Sex mit jungen Frauen hatte, hielt er sich für jung.

Die Zeiten ändern sich. Als 1981 der 32-jährige Prince Charles eine 19-jährige Jungfrau heiratete, galt das als «Traumhochzeit». Dass er verliebt war in eine zwei Jahre ältere, sexuell erfahrene Frau, die einem künftigen König aber nicht ziemte, führte in Zeitlupe zu einer Tragödie. Wie viele Männer schien sich Charles aus einem grünen Jungen direkt in einen alten Schnarchsack zu verwandeln, der, gern auf dem Sofa sitzend, den Fernseher anbrüllte. Ältere Frauen dagegen scheinen in ein zweites Teenageralter einzutreten, nehmen Zumba-Stunden und lassen sich tätowieren wie Dame Judi Dench an ihrem 81. Geburtstag. Da Männer heute rascher altern als Frauen, ist es also eine gute Idee, sich einen jüngeren Mann zu schnappen. Oder noch besser: einen Mann x-beliebigen Alters, der ehrgeizig, neugierig und grosszügig ist – einen Mann, der jung geblieben ist.



Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Alles, was man über das Impfen wissen muss

Sind die Covid-Vakzine gefährlich? Müssen Kinder geimpft werden? Der renommierte deutsche Epidemiologe Klaus Stöhr gibt Antworten.

Alex Baur

Klaus Stöhr studierte Epidemiologie und Veterinärmedizin in Leipzig. Zwischen 1992 und 2006 arbeitete er für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) auf verschiedenen Gebieten über die Verbreitung von übertragbaren Krankheiten, unter anderem als Leiter des globalen Influenza-Programms sowie als Koordinator für Sars-Ätiologie, -Diagnose und -Behandlung. Danach wechselte er in die Impfstoffentwicklung zu Novartis in Cambridge bei Boston und in Basel. Seit 2018 ist er als freiberuflicher Consultant tätig. Gemeinsam mit Fachkollegen setzt er sich über die Plattform «Corona-Strategie» (covid-strategie.de) für eine Versachlichung der Debatte um Covid-19 ein.

Weltwoche: Herr Stöhr, Sie sorgten kürzlich mit der Aussage, es werde bei Sars-CoV-2 keine Herdenimmunität geben, für Irritation. Müssen wir uns darauf einstellen, dass das Virus uns ewig begleitet?

Klaus Stöhr: Wenn man Herdenimmunität erreicht, kann man eine Krankheit ausrotten. Das kann aber beim Coronavirus nicht gelingen: Sowohl Genesene als auch Geimpfte geben das Virus weiter und können sich auch selbst wieder infizieren. Früher oder später wird sich jeder anstecken. Die gute Nachricht: Sowohl die Infektion wie auch die Impfung helfen, die Gefahr schwerer Verläufe dramatisch zu minimieren. Gegen eine Reinfektion sind wir aber nicht gefeit. Das Virus bleibt, doch wenn alle immun sind, verliert es an Bedrohlichkeit, und die Pandemie geht in die Endemie über, vergleichbar mit der Influenza. Das wusste man von Anfang an, doch es wurde weder systematisch in eine Bekämpfungsstrategie integriert noch sauber kommuniziert.

Weltwoche: Am Anfang hiess es auch, die mRNA-Impfung würde 95 Prozent der schweren Verläufe verhindern. Mittlerweile wurde dieser Wert offenbar reduziert. Was stimmt?

Stöhr: Die Zahl aus den klinischen Versuchen ist schon richtig. Es ist dasselbe Problem der Kommunikation. «95 Prozent Wirksamkeit» heisst: Im Durchschnitt können 5 Prozent trotz der Impfung schwer erkranken. Es kommt je-



«Wir hätten uns viel Leid und sehr viel Geld ersparen können»: Professor Stöhr.

doch auf die Altersgruppe an. Bei über Sechzigjährigen ist die Wirksamkeit etwas vermindert auf zirka 85 Prozent, bei den Jungen beläuft sie sich auf gegen 100 Prozent.

Weltwoche: Die Wirksamkeit der Impfung nimmt aber offenbar ab mit der Zeit. Müssen wir uns darauf einstellen, uns künftig alle paar Monate neu impfen zu lassen?

Stöhr: Nein, auf jeden Fall nicht alle. Die Krankheitslast, wenn auch dramatisch vermindert nach der Pandemie, bleibt bei den

«Sowohl die Infektion wie auch die Impfung helfen, die Gefahr schwerer Verläufe dramatisch zu minimieren.»

über Fünfzigjährigen. Noch haben wir kein gesichertes Wissen über die Dauer des Impfschutzes in den Altersgruppen. Aber es ist denkbar, dass sich ältere Menschen in ihrem eigenen Interesse vor dem Winter nachimpfen lassen.

Weltwoche: Nützen die Impfungen auch gegen neue Mutationen?

Stöhr: Als man 1946 mit der Influenza-Impfung begann, hat man als Erstes festgestellt, dass nach ein bis zwei Jahren die Impfung ihre Wirksamkeit schrittweise verliert. Man musste also den Impfstoff ständig anpassen. Die WHO installierte deshalb 1952 das Influenza-Überwachungsprogramm, das bis heute existiert. Coronaviren verhalten sich ähnlich. Auch hier wird man den Impfstoff vermutlich erneuern und anpassen müssen. Dafür gibt es einen eingespielten Mechanismus, der zwischen den grossen Impfstoffherstellern und den Zulassungsbehörden bereits abgesprochen ist.

Weltwoche: Fördern wir mit dem Impfen – analog zu der Resistenzbildung bei Bakterien – das Entstehen neuer, sogenannter Fluchtmutationen?

Stöhr: Eine sehr gute Frage. Ja klar, wer sich impfen lässt oder infiziert ist, entwickelt Antikörper. Bei einer Reinfektion können im Körper Varianten, die gegen die Erstimmunisierung resistent sind, leichter entstehen. Das gilt aber auch für Genesene. Wir haben also keine ande-

re Wahl. Die Impfung bringt uns dem Ende der Pandemie schneller näher, aber beschleunigt auch die Entstehung sogenannter *immune escape*-Varianten. Die weitverbreitete Meinung, laut der mit einer möglichst schnellen Durchimpfung das Entstehen von Fluchtvarianten vermindert wird, ist grundlegend falsch.

Weltwoche: Es stellt sich die Frage, was uns – sofern wir nicht zur Risikogruppe gehören – besser schützt: eine Impfung oder eine Ansteckung?

Stöhr: Das ist gegenwärtig noch nicht zu belegen; es fehlen noch Daten. Plausibel wäre, dass die Infektion besser schützt als die Impfung. Denn die Infektion erfolgt mit einem ganzen Virus, die Impfung nur mit einem Teil davon. Ein Virus hat viele Proteine, von denen ein jedes zur Immunreaktion beitragen kann. Der mRNA-Impfstoff hat halt nur ein Protein, allerdings ein sehr wichtiges, ein entscheidendes, deshalb ist die Schutzwirkung auch ausgezeichnet. Aber das Spektrum der Immunantwort ist bei einer Ansteckung sicher grösser. Wir werden es sehen.

Weltwoche: Macht es vor diesem Hintergrund Sinn, Kinder und Jugendliche zu impfen, die ja kaum gefährdet sind, sofern sie nicht einer sehr kleinen und hinlänglich bekannten Risikogruppe angehören?

Stöhr: Es kommt darauf an, was man erreichen will. Bei der Bekämpfung einer Pandemie muss man sich auf seine Ressourcen fokussieren, die ja nicht unendlich sind. Die Priorität liegt unzweifelhaft und weltweit bei den über Fünfzigjährigen, die von weit über 90 Prozent der tödlichen Verläufe betroffen sind. Für die über Achtzehnjährigen könnte die Impfung noch gewisse Vorteile bringen. Bei den Kindern unter zwölf Jahren ist eine Impfung nicht angezeigt, selbst wenn man sich zum Ziel setzt, jede Erkrankung zu verhindern. Denn für diese Altersgruppe ist nach heutigem Wissensstand die Gefährdung durch Covid-19 derart gering, dass das Risiko der Impfung den Nutzen überwiegt.

Weltwoche: Wäre es nicht sinnvoll, dass man – sobald jeder eine Impfung haben kann, der eine haben will – alle Massnahmen aufhebt und die Durchseuchung einfach laufen lässt?

Stöhr: Im statistischen Schnitt gab es alle 28,5 Jahre eine Pandemie; sie endeten alle nach der Durchseuchung der gesamten Bevölkerung häufig mit sehr grossen Verlusten. Es ist das erste Mal in der Menschheitsgeschichte, dass ein effizienter Impfstoff die Folgen der Durchseuchung reduzieren kann. Zumindest in einigen Ländern. Mit dem Impfstoff als Möglichkeit waren die Kontaktreduktionen also richtig, um die Impfwilligen bis zu dessen Verfügbarkeit zu schützen. Auch war am Pandemiefang klar, dass die Impfung für bestimmte Altersgruppen keinen Sinn machen wird beziehungsweise zeitlich nicht zur Verfügung stehen wird. Das sind sicherlich die Kinder

unter zwölf Jahren. Wenn jetzt also alle Impfwilligen und -fähigen ein Impfangebot hatten, macht es deshalb durchaus Sinn, alle Massnahmen aufzuheben – jene, die man schützen konnte und die es wollten, hatten die Möglichkeit dazu. Doch das ist sicherlich auch eine politische Frage: Für manche Regierungen würde es wohl das Eingeständnis einer verfehlten Corona-Strategie sein.

Weltwoche: Wenn sich mehr Ungefährdete jetzt anstecken würden, hätten wir demnach eine höhere Immunität, falls in den Herbst- und Wintermonaten die nächste saisonale Welle auf uns zurollt?

Stöhr: Absolut. Wer jetzt im Sommer die Inzidenz bei den nicht Impfwilligen und -fähigen niedrig hält, verstärkt die Winterwelle. Die Saisonalität der Corona-Infektion ist eine Realität. Der Infektionsdruck ist in den kälteren Mo-

*«Massentests sind so,
als würde man einen Eimer
Wasser ins Meer schütten.»*

naten, aus vielerlei Gründen, etwa zehn- bis fünfzehnmal höher. Und es ist absehbar, dass jene, die nicht geimpft oder genesen sind, sich in den kommenden Monaten mit hoher Wahrscheinlichkeit infizieren werden. Bei den Entscheidungen zu Schulschliessungen hätte man deshalb am Anfang besser das Ende der Pandemie im Auge behalten sollen.

Weltwoche: Die Schweizer Schulen setzen nach wie vor auf Massentests. Ist das sinnvoll?

Stöhr: Kommt drauf an, was man erreichen will. Wenn man da und dort mal eine asymptomatische Ansteckung findet – und um solche geht es ja ausschliesslich –, kann man wohl ein paar Infektionen verhindern. Tatsache ist aber auch, dass sich Kinder häufiger bei Erwachsenen anstecken als umgekehrt. Vor diesem Hintergrund sind Massentests so, als würde man einen Eimer Wasser ins Meer schütten – das Meer ist zwar objektiv voller, aber insgesamt bewirkt man nicht viel. Es ist auch eine ökonomische Frage. Daten aus einigen Bundesländern in Deutschland zeigen: Um ein einziges asymptomatisches Kind zu finden, braucht es Tests im Wert von zirka 170 000 Euro. Ich vermute, man könnte dieses



Geld sinnvoller einsetzen. Dazu kommt, dass die Tests ja eigentlich für symptomatische Personen eingerichtet sind und nicht für asymptomatische. Zieht man dann auch noch die bei tiefen Inzidenzraten hohe Wahrscheinlichkeit von falschen Resultaten in Erwägung, kann ich keinen greifbaren Nutzen in den Massentests im Sommer sehen.

Weltwoche: Die Schweiz hat bislang einzig auf die mRNA-Impfungen von Pfizer/Biontech und Moderna gesetzt. War das klug?

Stöhr: Ich glaube, ja. Erstens haben die mRNA-Impfstoffe eine höhere Wirksamkeit. Dazu brauchte es eine Infrastruktur wie Kühlketten, die in Europa, anders als in weniger entwickelten Regionen, vorhanden sind. Zweitens spricht die Sicherheit der Produktionsfähigkeit für diese Technologie.

Weltwoche: Sie waren 2003 bei der WHO als Koordinator des Sars-Forschungsprogramms sehr nahe am Geschehen. Was sind die Unterschiede zwischen damals und heute?

Stöhr: Das Virus! Sars-CoV-1 konnte man eingrenzen. Bei Sars-CoV-2 gelang das nicht, obwohl es die Chinesen in Wuhan mit drastischen Massnahmen, die bei uns nicht denkbar gewesen wären, versucht haben. Die Übertragbarkeit von Sars-CoV-2 ist um ein Mehrfaches grösser.

Weltwoche: Als vor zehn Jahren die Schweinegrippe ausbrach, rief die WHO eine Pandemie aus, die keine war. Gefährliche Impfstoffe kamen auf den Markt, die mehr Leid als Nutzen brachten und später für teures Geld vernichtet werden mussten. Sie arbeiteten damals bereits für Novartis. Was war falsch gelaufen? Hat man die Lehren daraus gezogen?

Stöhr: Eine kurze Frage zu einem grossen Thema! Die knappe Antwort: Es war relativ schnell klar, dass man das Virus nicht eingrenzen konnte. Nach ersten alarmierenden Berichten wurde Schritt für Schritt jedoch deutlich, dass die gesundheitlichen Auswirkungen sich in Grenzen hielten. An diesem Zeitpunkt hätte man besser die Reissleine ziehen sollen. Als die Pandemie erklärt wurde, mussten die Regierungen handeln und zum Beispiel Vorverträge mit der Industrie abschliessen, die dann die Impfstoffentwicklung und -produktion angekurbelt haben. Und als der Impfstoff geliefert wurde, war das Schlimmste schon vorüber.

Weltwoche: Was ist für Sie persönlich die wichtigste Lehre aus der Covid-19-Krise?

Stöhr: Als optimistischer Mensch, der ich an sich bin, komme ich zu einem etwas deprimierenden Schluss: Die Geschichte lehrt uns, dass der Mensch wenig aus der Geschichte lernt. Hätte man sich nüchtern an der wissenschaftlichen Evidenz orientiert und die vielfältigen Erfahrungen aus vergangenen Pandemien in die Beurteilung der Lage mit einbezogen, hätten wir uns viel Leid und sehr viel Geld ersparen können.

Freundliche Datenkrake

Der Informatik-Konzern Palantir hat seinen Europa-Hauptsitz im Kanton Schwyz. Warum das ein Grund zur Freude ist.

Florian Schwab

Das, was vor einem halben Jahr angekündigt wurde, nimmt Fahrt auf. In Altendorf SZ entsteht der Europa-Hub des Technologieunternehmens Palantir aus dem Silicon Valley. In einem ersten Schritt sollen rund vierzig Leute für Palantir in der Schweiz arbeiten. Eine Verkaufseinheit war schon länger hierzulande tätig. Jetzt aber wird kommerziell eine neue Stufe gezündet.

Die Ansiedlung ist aus verschiedenen Gründen spektakulär. Erstens ist Palantir eines von wenigen Tech-Unternehmen, die auf die Schweiz als Europa-Hauptsitz setzen. Die meisten bevorzugen Irland. Zweitens ist Palantir kein typisches Silicon-Valley-Unternehmen. Das beginnt schon beim Namen. Er entstammt dem «Herrn der Ringe», wo er sprechende Steine bezeichnet – eine Hommage des Firmengründers Peter Thiel auf die gleichnamige Fantasy-Trilogie. Drittens ist Palantir erst letzten Oktober an die Börse gegangen und feiert seither fast die Verdreifachung des Aktienwerts. 48 Milliarden US-Dollar ist die Firma an der New Yorker Börse wert.

Bin Laden aufgespürt

Vor allem aber: An Palantir scheiden sich die Geister. Dies hängt einerseits mit der Firmengeschichte zusammen. So soll die CIA in den Anfangszeiten als Investor dabei gewesen sein. Und der amerikanische Auslandgeheimdienst war auch einer der ersten Kunden des Unternehmens. Dazu kommt, dass Gründer Peter Thiel aufgrund seiner im Silicon Valley als besonders kontrovers geltenden politischen Ansichten – er unterstützte 2016 Donald Trump – immer wieder die Gemüter erhitzt.

Wer will, der kann aus dem neuen *corporate citizen* von Altendorf denn auch problemlos ein Feindbild konstruieren. «Faulen Datenzauber am Zürichsee» beklagt die linke *Wochenzeitung*. SRF lässt schwadronieren, «es bedeutet was, wenn die CIA von Anfang an dabei ist». Beim Börsengang rümpfte die NZZ die Nase über «konservative Geheimniskrämer», die «Kasse machen». Bei anderer Gelegenheit stellte sie das Unternehmen mit dem Wort «umstritten» vor, wie das auch die *Süddeutsche* tat, also mit

dem verbal erhobenen Zeigefinger für alles, was irgendwie mit Vorsicht zu geniessen ist.

Das dumpfe Rumoren mag zum «Herrn der Ringe» passen. Gerechtfertigt ist es aber nicht. Palantir bietet seinen Kunden die Dienstleistung an, verschiedenste elektronische Datenquellen zusammenzufügen und die darin enthaltenen

Das dumpfe Rumoren mag zum «Herrn der Ringe» passen. Gerechtfertigt ist es aber nicht.

Informationen auszuwerten. «Big Data Analytics» heisst das auf Neudeutsch. Kein Zweifel, das kann je nach Qualität der Daten ein mächtiges Instrument sein. Auf die Frage, warum er diese Fähigkeit der CIA zur Verfügung gestellt habe, pflegt Peter Thiel zu antworten, die staatlichen Sicherheitsapparate hätten nach den Anschlägen vom 11. September 2001 überdreht. Viele ihrer Massnahmen hätten sich gegen die Freiheit der eigenen Bürger gerichtet. Insofern sei es besser, wenn die Geheimdienste solche Terror-Risiken früh ausschalten könnten, be-

vor der Sicherheitsapparat überhitze. Wer mag da widersprechen? Palantir soll daran beteiligt gewesen sein, den Aufenthaltsort des Terrorfürsten Bin Laden aus den Nebelschwaden der Datenwelt zu erschnüffeln.

Privatsphäre und Bürgerrechte

Aber: In den meisten Fällen ist die Datenanalyse, wie sie Palantir anbietet, ziemlich unkontrovers. Wenn es beispielsweise darum geht, Regierungen oder Hilfsorganisationen mit Prognosen zu Naturkatastrophen zu versorgen. Oder wenn man einer Grossbank helfen muss, den Überblick über ihre Tausenden, teilweise nebeneinander existierenden Computersysteme und Datenhaufen wiederzugewinnen. Oder im Bedarfsfall einen Flugzeughersteller in die Lage zu versetzen, frühzeitig bei jedem einzelnen Flugzeug zu erkennen, ob eines der Abertausenden Bordkomponenten problematisch werden könnte.

Die grosse Fähigkeit von Palantir besteht darin, riesige Mengen an Daten so zu organisieren, dass sie für den menschlichen Geist verständlich werden. Das Unternehmen legt quasi bedienerfreundliche Ferngläser und Kompass bereit, mit denen sich jedermann in einer Datenwüste orientieren kann. Dank den Analyse-Tools der Silicon-Valley-Firma können Normalsterbliche die grossen Vorteile der Datenanalyse nutzen. Heute sind es bei Palantir etwa 50 Prozent private Unternehmen, welche diese Dienstleistung in Anspruch nehmen. In der Schweiz beispielsweise Swiss Re und Credit Suisse.

Die angebliche Datenkrake verkauft keine Daten. Sie hilft den Firmen und Behörden lediglich dabei, die ihnen sowieso vorliegenden Informationen zu etwas Sinnvollem zusammenzusetzen. Natürlich gibt es trotzdem Anwendungen der Palantir-Technologie, bei denen sich zumindest Fragen betreffend Privatsphäre und andere staatsbürgerliche Rechte stellen. Diese werden von Palantir ernster genommen als von vielen anderen Silicon-Valley-Giganten. Palantir beschäftigt ein Team für «Privacy and Civil Liberties Engineering». Mit dieser Haltung passt die Firma hervorragend in die Schweiz.



„Haben Sie auch welche mit Menschenhaarfällung?“

Take the Money and Run

Die NZZ-Gruppe erlebt einen Test in Liberalismus. Sie hat ihn nur halbwegs bestanden.



Es ist immer eine gute Story, wenn es in einem Verlagshaus einen Konflikt zwischen den Journalisten und dem Management gibt. Wir breiten die Story darum gerne aus.

Die Story ist deshalb gut, weil sie bei der NZZ spielt und sich um den Kernbegriff der *Neuen Zürcher Zeitung* dreht. Sie dreht sich um den Liberalismus.

Es geht um das neue Mediengesetz. Dieses giesst künftig 125 Millionen Franken an jährlichen Subventionen über die Medienbranche. Nun ist eine staatlich finanzierte Presse aber so ziemlich das Gegenteil einer liberalen Wirtschaftshaltung und eines liberalen Demokratieverständnisses.

Die NZZ steckt dadurch in einem Dilemma. Lehnt sie – was sie müsste – aus ihrer liberalen Sicht die öffentliche Finanzierung der Medien ab? Oder denkt sie lieber an ihre private Kassenlage und sagt sich: «Take the money and run»?

Geld oder Geist? Es ist in den Medien die Mutter aller Zwickmühlen. Auf der Redaktionsetage und auf der Verlagsetage beantwortet man die Frage denn auch sehr gegensätzlich.

Die NZZ-Journalisten sind gegen die Staatsgelder für ihr Haus und ihre Branche. Seit das Mediengesetz im Juni vom Parlament verabschiedet wurde, haben sie eine ganze Reihe von Kommentaren und Analysen publiziert, die sich engagiert gegen die sogenannte Medienförderung richteten. Die Artikel trugen Titel wie «Vergiftete Geschenke» und «Journalismus braucht keinen Artenschutz».

Ende Juli brachte es Inlandchefin Christina Neuhaus final auf den Punkt. Sie schrieb: «Die <Neue Zürcher Zeitung> würde vom neuen

Medienförderungsgesetz profitieren. Sie lehnt es ab.»

Eben nun kam die Retourkutsche aus der NZZ-Geschäftsleitung. Sie sprach sich gezielt für die staatlichen Gelder an private Medien aus, denn dies «stärkt auch den Medienstandort Schweiz und dessen journalistische Versorgung». Die Replik kam von VR-Präsident Etienne Jornod und von CEO Felix Graf. Jornod ist früherer Pharma-Unternehmer, Graf früherer Strom-Manager.

Dass es den beiden, wie sie sagten, um Journalismus ging, können wir als PR-Floskel

Geld oder Geist? Es ist in den Medien die Mutter aller Zwickmühlen.

gern durchgehen lassen. Natürlich ging es eher um ihre Erfolgsrechnung.

Die staatlichen Subventionen würden für die NZZ-Gruppe in Zukunft etwa 12 Millionen Franken im Jahr ausmachen. Ein Teil davon fliesst direkt, ein zweiter Teil stammt aus der 50-Prozent-Beteiligung der NZZ am Medienkonzern CH Media. Die 12 Millionen zeigen, wie verlockend die Staatsgelder für die Verleger sind.

Die NZZ-Gruppe machte im letzten Jahr einen operativen Gewinn von 24 Millionen Franken. 12 Millionen vom Staat wären im Jahresabschluss damit die halbe Miete.

Noch kräftiger will das neue Mediengesetz den beiden Marktleadern im Zeitungsgeschäft unter die Arme greifen, der TX Group (*Tages-Anzeiger, Berner Zeitung*) und CH Media (*Aargauer*

Zeitung, St. Galler Tagblatt). Die TX Group kann etwa 25 Millionen an jährlichen Bundesmitteln erwarten, CH Media knapp 20 Millionen.

Geld oder Geist? Es ist nicht erstaunlich, dass in den Blättern von TX Group und CH Media nicht ein einziger Kommentar zu den beschlossenen Mediengeldern erschienen ist. Alle Journalisten dort drücken sich um die wichtigste Frage, die es seit Jahrzehnten in ihrer Industrie gibt. Stattdessen kritisieren sie lieber die Landwirtschaftssubventionen.

Damit wären wir zurück bei den Journalisten der NZZ. Sie haben als einzige, um leicht pathetisch zu werden, mit Bravour das Banner des Liberalismus hochgehalten. Sie haben Ideologie vor Ökonomie gestellt. Das ist bemerkenswert.

Eine spezielle Rolle kommt dabei NZZ-Chefredaktor Eric Gujer zu. Auch er ist strikt gegen die Staatsmillionen für die Medienhäuser. Er nennt sie «das süsse Gift der Subventionen». Wenn das Mediengesetz zur Abstimmung kommt, vermutlich im nächsten Frühjahr, dann wird Gujer einen Kommentar schreiben, gesalzen wie stets bei ihm, der ein Nein zum Gesetz empfiehlt.

Andererseits ist Gujer auch Mitglied der NZZ-Geschäftsleitung. Dort sagt man ja zu den Staatsgeldern für die Branche.

Wenn die Subventionen, entgegen seiner Überzeugung, dennoch angenommen würden, sagt Gujer intern, dann würde er das Geld nehmen. Alles andere wäre, im Vergleich zur Konkurrenz, ein Wettbewerbsnachteil für die NZZ.

Kann man nachvollziehen. Es ist dies eine moderne Form des Liberalismus. Nennen wir es praktischen Liberalismus.

Das neue chinesische Imperium

Joe Bidens Debakel in Afghanistan befeuert Pekings Machtbestrebungen. Amerikas Projekt zur Bändigung des asiatischen Riesen liegt in Trümmern.

Francis Pike

Nun, da sich der erste Schock über die Katastrophe in Afghanistan allmählich legt, wäre es angebracht, uns ein paar Fragen zu stellen. Warum hat Amerika seine globale Führungsrolle eingebüsst? Und von welcher Art ist das Imperium, das China, die neue Führungsmacht, errichten will?

Als Xi Jinping 2013 an die Macht kam, ging man davon aus, dass China den unaggressiven Kurs fortsetzen werde, den Deng Xiaoping eingeschlagen hatte. Doch Xi war fest entschlossen, andere Ziele zu verfolgen.

Seine brutale Antikorruptionskampagne machte deutlich, dass ein neuer Sheriff in der Stadt war. Hochrangige Mitglieder des Politbüros wanderten ins Gefängnis, und zwar so viele, dass es im Qincheng-Gefängnis bald sehr eng wurde. Parteikader, die ein bescheidenes Gehalt bezogen, trugen plötzlich keine teuren Uhren mehr. Der Westen applaudierte.

Xi und Mao

Beifällig aufgenommen wurde auch Xis Umbau der Staatsbetriebe. Desgleichen die «Neue Seidenstrasse», die als positiver Beitrag zum globalen Wirtschaftswachstum betrachtet wurde. Ein gnädig dreinblickender Xi trank mit dem britischen Premier David Cameron ein Bier in dessen Stammkneipe. Das sollte wohl die Botschaft vermitteln: «Was gut ist für China, ist gut für die Welt.»

Doch schon bald wurden die ersten Risse in diesem strahlenden Win-win-Szenario sichtbar. 2014 begann Peking, im Südchinesischen Meer widerrechtlich befestigte Inseln anzulegen, ein Zeichen der neuen aggressiven chinesischen Aussenpolitik. Übergriffe an der indischen Himalaja-Grenze schreckten Washington und Neu-Delhi auf. Und das Auftauchen chinesischer Kriegsschiffe unweit der japanischen Senkaku-Inseln sorgte für zunehmende Spannungen im Ostchinesischen Meer.

Der von China betriebene Bau von Häfen in Myanmar und Sri Lanka deutete darauf hin, dass die Kontrolle über den Golf von Bengalen und den Indischen Ozean das anvisierte Ziel war. Strategische Investitionen in die Häfen von Piräus, Istanbul, Gwadar (Pakistan) und Dschibuti im Golf von Aden wiesen auf globale, nicht bloss regionale Ambitionen hin. Diese Besorg-



Wendezeit: Xi Jinping.

nis wurde konkret, als China Ansprüche auf die Arktis erhob und sich absurderweise als «arktischer Staat» bezeichnete. In Xis zweiter Amtszeit als Präsident erschien die «Neue Seidenstrasse» nicht mehr als ein rein ökonomisches Projekt.

Xis erklärte Absicht, Taiwan spätestens 2032 in die Volksrepublik einzugliedern, hat deutlich gemacht, dass er mindestens bis dahin im Amt bleiben will (2018 liess er durch eine

Verfassungsänderung die Begrenzung seiner Amtszeit aufheben). Xi betrachtet die Wiedervereinigung als «unverzichtbare Voraussetzung für die grosse Verjüngung des chinesischen Volkes».

Trotz dieser Entwicklungen ist dem Westen noch immer nicht ganz klar, wie das von China angestrebte Imperium aussehen könnte. Der renommierte Historiker und politische Kommentator Victor Davis Hanson hat Xi Jinpings China mit der «Gross-ostasiatischen Wohlstandssphäre» von Kaiser Hirohito verglichen, der in den 1930ern ein asiatisches Imperium errichten wollte, das es mit dem Westen würde aufnehmen können.

Wie man seinerzeit glaubte, sollte Japan in einem Asien, das seine antikolonialistische und antiwestliche Einstellung teilte, die Führungsrolle spielen. Der amerikanische Historiker Samuel F. Bemis sprach von einem «antiimperialistischen Imperialismus». Wie Japan in den 1930ern, so kritisiert China den Einfluss des Westens in Asien und blickt empört zurück auf die Demütigungen, die die Chinesen durch die Opiumkriege und deren ungleiche Verträge erdulden mussten.

In seiner Rede zur Hundertjahrfeier der chinesischen KP Anfang Juli bezeichnete Xi diese Epoche als eine Zeit, in der China vom Westen als «halbkoloniale, semi-feudale Gesellschaft» abgetan wurde. Historisch ist das Unsinn. Der Westen hat den jahrhundertealten chinesischen Feudalismus nicht verschuldet. China erlebte im 19. Jahrhundert einen Niedergang, weil

es, anders als der Westen, seine Feudalkultur nicht reformiert hatte. Und im 20. Jahrhundert war es nicht der Westen, sondern Xis Vorbild, der Vorsitzende Mao, der mit seinem «Grossen Sprung nach vorn» dafür sorgte, dass fünfzig Millionen Chinesen den Hungertod starben und China in das Mittelalter zurückkatalpultiert wurde.

Die Paranoia autokratischer Regime sollte keinesfalls unterschätzt werden. Hanson

schrieb: «Die erste Grossostasiatische Wohlstandssphäre war, wie heute [im Fall Chinas], ein dünner Firnis, der die inhärenten Schwächen Japans überdecken sollte – seine Verfassung, die Treibstoff- und Lebensmittelversorgung, die ökonomische, strategische und militärische Schwäche.» China ist natürlich nicht allmächtig, aber es ist zielstrebig und verfolgt eine konsequente Strategie.

Vergleiche mit Japan und der Grossostasiatischen Wohlstandssphäre bringen aber nicht viel. Die imperialistischen Ambitionen von Kaiser Hirohito gründeten, anders als bei der heutigen Volksrepublik, auf militärischer Eroberung. Japanische Militaristen nahmen in den 1930ern irrigerweise an, dass die Sowjet-

Die Europäer wissen nicht, wie sie agieren sollen, da sie den Amerikanern nicht mehr vertrauen können.

union und der Westen Japan unterwerfen wollten. Daher beschlossen sie, ein autarkes Imperium zu errichten, dem Korea, Taiwan und die Mandchurei angehören würden. Nach 1918 und der Kapitulation der ausgehungerten Deutschen galt Autarkie als unabdingbar.

Japanische Autarkie war freilich eine Chimäre. Im Jahr 1939 entfielen 80 Prozent der japanischen Importe auf kalifornisches Öl – was erklärt, warum man 1941/42 möglichst schnell zu den Ölfeldern von Niederländisch-Indien vorstossen wollte. Für China ist die sichere Versorgung mit Öl und Nahrungsmitteln zwar durchaus ein Thema, aber man wird sich kaum auf militärische Abenteuer einlassen, um autark zu sein.

Und im Gegensatz zum Japan der 1930er ist das chinesische Wirtschaftswachstum abhängig von Exporten in den Westen. Eroberung nach japanischer Art steht nicht auf Chinas Agenda. Die Empfehlung Sunzis (des grossen chinesischen Militärstrategen aus vorchristlicher Zeit) lautete, dass Nationen nach wirtschaftlicher und militärischer Stärke streben, Krieg aber vermeiden sollten. China ist bestrebt, seine Feinde durch militärische und wirtschaftliche Stärke einzuschüchtern – nicht, sie zu erobern.

Prügelknabe des Westens

Vietnam und Myanmar haben sich China bereits gebeugt. Auch die thailändische Elite, die nicht bereit ist, die Massen an der Macht zu beteiligen, und Oligarchie besser findet als Demokratie, ist auf den chinesischen Zug aufgesprungen. Pakistan, das China schon immer als Bollwerk gegenüber Indien betrachtet hat, ist seit langem ein Verbündeter Pekings. Die zentralasiatischen Staaten (bis zur Türkei) unterwerfen sich bereitwillig der Wirtschaftsmacht der Chinesen. Wladimir Putin, der mit der Rolle Russlands als Juniorpartner der Chi-

nesen zweifellos hadert, kommt mit dieser Rolle aber gewiss besser zurecht als mit der des Prügelknaben des Westens.

Wenn man ein historisches Vorbild für das moderne chinesische Imperium sucht, dann wäre Sparta, in seinem Konflikt mit Athen während des Peloponnesischen Kriegs, ein passenderes Beispiel als das Vorkriegsjapan. Sparta handelte im 5. Jahrhundert v. Chr. ebenso ideologisch motiviert wie das heutige China. Am Ende besiegte das monarchische Sparta das demokratische Athen.

Und obwohl Athen sich wieder erholte, war es nur noch ein Schatten seiner selbst. Auch Amerika wird sich wieder aufrappeln. Joe Biden, der mit jeder Woche seniler wirkt, wird irgendwann verschwinden. Ein jüngerer, dynamischerer Politiker wird die Führung übernehmen. Wirtschaftlich und militärisch ist Amerika noch immer eine eindrucksvolle Macht, aber seine besten Zeiten sind vorbei – unwiederbringlich.

Wo ist die europäische Führung?

Wie das alte Athen im 5. Jahrhundert v. Chr., hat Amerika sich im 21. Jahrhundert verausgabt, indem es gigantische Mittel für unnötige Kriege im Irak, in Syrien und Afghanistan aufgewendet hat, für Randkonflikte, bei denen selbst ein Sieg von geringem Nutzen gewesen wäre. Im Rückblick erwiesen sich die Siege im Irak und in Syrien mehr oder weniger als Pyrrhussiege, während der Krieg in Afghanistan in einem peinlichen Debakel endete. China dagegen hat (wie Sparta) seine Wirtschaft modernisiert, eine erstklassige Kriegsmarine aufgebaut und mit seiner Stärke regionale Verbündete auf seine Seite gezogen.

Kurzum, das heutige Amerika, ebenso überheblich wie das alte Athen, hat sich geopolitisch übernommen. Mit dem Ergebnis, dass der Einfluss Amerikas in Asien rasant schwindet. Zwar gab es, erst unter Trump und dann unter Biden und ihren Aussenministern Mike Pompeo und Antony Blinken, einige Hinweise, dass in Asien eine Koalition zur Eindämmung Chinas geschmiedet werden könnte, aber dieses Projekt liegt nun in Trümmern. Welches asiatische Land wird Amerika nach dem Afghanistan-Debakel noch als zuverlässigen Partner ansehen?

Und die Europäer wissen nicht, wie sie agieren sollen, da sie den Amerikanern nicht mehr vertrauen können. Nachdem sie sich jahrzehntelang auf die Schutzmacht USA verlassen haben, steht Europa, das nicht einmal das Zwei-Prozent-Ziel bei seinen Verteidigungsausgaben erfüllt, militärisch und wirtschaftlich schwach und orientierungslos da. Wo ist die europäische Führung angesichts der heraufziehenden neuen Weltordnung?

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Willkürliche Zensur in sozialen Medien

Während sich die Taliban ungeniert in den sozialen Medien breitmachen, wird die Zensur der heimischen Produktion im deutschen Sprachraum zusehends strenger und willkürlicher. Das bekommt auch die liberale Feministin, Bloggerin und Journalistin (*Emma, Achse des Guten, Tichys Einblick, Weltwoche*) Anabel Schunke in zunehmender Penetranz zu spüren. Mehrmals wurden ihre Konten bei Twitter, Facebook und Instagram seit Anfang Jahr gesperrt. Zuerst tageweise, später auf unbestimmte Zeit.

Besonders perfide an den Schreibverboten: Die Internet-Giganten liefern keine Begründung, obwohl sie gemäss Bundesgerichtshof dazu verpflichtet wären. Sie kommunizieren nicht einmal, welche Aussage den Anlass zur Sperre gab.

Als am 7. Juli ihr Account auf Twitter (40 000 Follower) und später auch jener auf Facebook (90 000 Abonnenten) ohne Vorwarnung gesperrt wurde, legte Anabel Schunke beim Amtsgericht Beschwerde ein. Am 2. August verfügte das Landgericht in Braunschweig die Aufhebung der Sperren und forderte Twitter und Facebook zur Offenlegung der Gründe auf.

Was Twitter nach drei Wochen Bedenkzeit zur Rechtfertigung lieferte, mutet nachgerade lächerlich an. In einem Tweet hatte Anabel Schunke von Frauen berichtet, «die sich nicht mehr ins Freibad und an andere Orte trauen, weil sie so sehr [von Migranten] belästigt werden» – eine Einschätzung, die man teilen kann oder auch nicht, die auf Twitter aber offenbar verboten ist. Die zweite zensierte Botschaft bezieht sich auf die hohe Mordquote bei Afghanen in Deutschland. Hier handelt es sich um eine statistisch sattem belegte Tatsache, die scheinbar einfach totgeschwiegen werden soll.

Noch fadenscheiniger muten die Gründe an, die zu Sperren auf Facebook und Instagram führten. Hier reichte schon die trockene Bemerkung «Nur noch peinlich» zu einem Bericht der *Bild*-Zeitung über die grüne Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock oder die Empfehlung zweier Bücher aus der *Spiegel*-Bestsellerliste für eine Sperre. Anabel Schunke vermutet hinter den Sperren orchestrierte Denunziationen linksextremer Kreise. Wer nicht die Mittel hat, sich juristisch zu wehren, wird eingeschüchtert oder vollends zum Schweigen gebracht.

Alex Baur

Plädoyer für die Parallelgesellschaft

Die Politik betreibt die Spaltung der Gesellschaft. Die Idee ist gar nicht so schlecht. Auf der angstfreien Seite des Corona-Grabens macht das Leben wieder Spass.

Christoph Pfluger

Die Impf-Apartheid nimmt martialische Züge an: «Jetzt muss Berset die Gegner endlich zur Impfung zwingen», forderte Denis von Burg, Polit-Chef der *Sonntagszeitung*. «Die Arroganz der Ungeimpften ist unerträglich», schrieb Marcel Rohr in der *Basler Zeitung*. Und einem Musiker, der für Ungeimpfte spielen wollte, wurde mit der Streichung von Auftritten an Anlässen mit öffentlicher Finanzierung gedroht. Sobald der Begriff des verseuchten Volkskörpers fällt, dürfte allen klar werden, was da gespielt wird.

Dass sich Journalisten, Politiker und Beamte nicht schämen, derart wissenschaftsfremde und verfassungswidrige Forderungen zu stellen, sagt einiges über das Niveau der Debatte. Aber so ist es nun mal. Man kann den Mainstream-Medien ihren Hatespeech nicht verbieten, solange nicht die Strafnorm des Rassismus tangiert oder die Ehre eines Individuums verletzt wird.

Eine Art Volksfeind

Das Recht auf körperliche Unversehrtheit steht in Art. 10 der Bundesverfassung nicht, weil es nett klingt, sondern weil seine Verletzung eine höchst unappetitliche, wenn nicht sogar schreckliche Geschichte hat. Immerhin greifen die experimentellen Impfungen tief in unseren Organismus ein. Wer Genfood ablehnt, dürfte wenig begeistert sein. Zudem schützt man sich mit der Impfung vor allem selber. Zum patriotischen Akt wurde die Impfung erst im vergangenen Dezember, als sie von der WHO als Mittel erster Wahl zur Erreichung der Herdenimmunität erklärt wurde.

Ein halbes Jahr später sind die Menschen, die keine Angst vor einer Krankheit haben, die ein klein bisschen gefährlicher ist als die übliche Grippe, bereits eine Art Volksfeind, gegen die «jeder erdenkliche Druck» (von Burg) gerechtfertigt ist.

Der Corona-Graben mäandert nicht nur durch die Schweiz, sondern auch durch Freundschaften und Familien. Die Menschen arbeiten zwar zusammen oder leben am selben Ort, aber trotzdem in verschiedenen Welten. Drei Viertel der Ungeimpften und 57 Prozent der Ge-

impften sind gemäss einer Umfrage von Sotomo (im Auftrag der SRG) von Konflikten betroffen. Ein Drittel der Ungeimpften und ein Viertel der Geimpften erlitten einen Kontaktabbruch. So viel Spaltung hat es vermutlich seit der Reformation nicht mehr gegeben. Mehr Social Distancing geht fast nicht.

Auch der Dialog, normalerweise das Mittel, um Konflikte zu überwinden, findet nicht mehr statt. Michel Bronner, Unternehmer aus dem Zürcher Oberland und treibende Kraft des «Coronadialogs», erhält auf Einladungen an Vertreter des Pandemiemanagements fast nur Absagen. Und als das Fernsehen diesen Sommer für seine vier «Club»-Sendungen zum Thema Corona einmal zwei Massnahmenkritiker einlud, hagelte es Kritik wegen *false balance*.

Man kann an dieser Stelle nicht die mehr als 100 000 Studien zu Corona zitieren und die zig Millionen Artikel zum Thema aufarbeiten – die Meinungen sind gemacht. Es geht vielmehr um die Frage, wohin diese Spaltung noch führt und wie die Angstfreien auf die Ausgrenzung reagieren.

Die Befürworter des Pandemiemanagements und der Massenimpfung sitzen am längeren Hebel. Sie kontrollieren die Politik, das Geld, die Medien, die Wissenschaft, selbst die Gerichte sind auf Linie gebracht. Ihre Rhetorik

verrät zwar Nervosität. Aber sie erreichen nicht die Herzen der Menschen, nicht einmal der eigenen Leute. In den Polizeikörpers, sagen Insider, stehen 30 bis 40 Prozent der wachsenden Ausgrenzung der Massnahmenkritiker sehr skeptisch gegenüber.

Neue Menschlichkeit

Natürlich darf man diese Apartheid nicht einfach so hinnehmen. Aber man muss auch die Grenzen des Widerstands erkennen. Er raubt Kräfte. Und die Verhinderung des Schlechten bringt nicht das Gute.

Doch im Schatten der öffentlichen Wahrnehmung entsteht zurzeit auch Gutes. Überall im Land bilden sich Gruppen. Sie legen Gemeinschaftsgärten an, helfen sich beim Home-Schooling oder geniessen einfach das Zusammensein, privat, in Waldhütten oder Gaststätten, die ihren Namen noch leben. Bereits gibt es kulturelle Anlässe für Freie und Ungeimpfte.

Die Freiheit macht einfach mehr Spass, als aufs Maul zu hocken oder den Sitz der Maske zu kontrollieren. An den Demos trifft man Freunde, die man noch nicht gekannt hat. Kurz: Es entsteht eine Menschlichkeit, wie es vor der Pandemie nicht möglich war. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Jobbörsen für Ungeimpfte entstehen, alternative Gesundheitsdienste, freie Schulen, Märkte und vieles mehr, was zu einem guten Leben gehört – eine offene Parallelgesellschaft.

Wie konnte diese Kraft entstehen? Ich habe nur eine vorläufige Antwort: Um in dieser verrückten Zeit geistig gesund zu bleiben, muss man – jenseits aller Studien und Informationen – zu sich selbst Vertrauen schaffen. Wer das geschafft hat, hat eine Vertrauensbrücke zu all den anderen, die denselben harten Weg gegangen sind. Diese Menschlichkeit ist das unerschöpfliche Kapital der offenen Parallelgesellschaft. Es kommt die Zeit, die Fronten zu wechseln.



Christoph Pfluger (*1954) ist Journalist, Verleger und Initiant der «Verfassungsfreunde» sowie Herausgeber des Informationsportals Corona-Transition.org.

HERODOT



Mir ist eine philippinische Regierung wie die Hölle lieber als eine amerikanische wie der Himmel», sagte einst der philippinische Freiheitskämpfer Manuel Quezon. Die Amerikaner können dies offenbar bis heute nicht verstehen. Sie sahen sich als Wohltäter und wollten das zuvor spanische Land nach ihren Vorstellungen «zivilisieren» und nicht ausbeuten wie die europäischen Kolonialmächte. Der Glaube, die übrige Welt mit ihrer Lebensweise beglücken zu müssen, ist fester Bestandteil ihres Selbstverständnisses. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist dieses Unterfangen in Deutschland und Japan weitgehend geglückt. Wahrscheinlich erachteten die USA diese Ex-Feinde als kulturell halbwegs ebenbürtig und konnten sich somit bis zu einem gewissen Grad in sie hineinversetzen – eine Grundvoraussetzung, um jemanden zu verstehen.

Gegenüber Muslimen scheint diese Fähigkeit weitgehend zu fehlen. Die Sicht der Abendländer auf den Islam ist geprägt von Vorurteilen und Verachtung. Zu keinem Kulturkreis haben wir – spätestens seit den Kreuzzügen – ein derart gespanntes Verhältnis wie zum islamischen. In jüngerer Zeit hat der Palästina-Konflikt die Vorurteile genährt. Wir wollten nicht verstehen, dass die Palästinenser à tout prix nicht bereit waren, die Zeche für die jahrhundertelange Verfolgung der europäischen Juden zu bezahlen.

Insel- und Bergvölker, denen die Geografie natürliche Grenzen beschert, sind vielleicht mehr als Flachländer auf Eigenständigkeit erpicht. Dies erklärt die besondere EU-Skepsis von Briten und Schweizern und die Tatsache, dass bereits drei Weltmächte beim Versuch gescheitert sind, Afghanistan zu unterwerfen.

Briten und Sowjets scheiterten kläglich auf dem Höhepunkt ihrer Macht, obwohl ihr Territorium jeweils direkt an Afghanistan grenzte. Zu meinen, die USA, mit weit geringerer Landeskenntnis, als Briten und Sowjets sie hatten, könnten dieses Binnenland vom andern Ende der Welt her dauerhaft unterwerfen, war Hybris.

Der Sieg der Taliban ist weniger ein Sieg eines fanatischen Islam als einer des unbändigen Willens eines Bergvolkes zur Eigenständigkeit. Insofern gibt es auch eine Parallele zum Scheitern Napoleons beim Versuch, den Schweizern

Die Sicht der Abendländer auf den Islam ist geprägt von Vorurteilen und Verachtung.

mit der zentralistischen Helvetischen Republik eine Staatsform nach französischer Façon aufzuzwingen. Doch anders als die Amerikaner in Afghanistan und im Irak verstand es Napoleon, die Schweiz mit der Mediationsakte zu befrieden.

Der Islam Afghanistans war historisch gemässigt und relativ tolerant. Dies könnten die Alt-Hippies bezeugen, die das Land in den Sechzigern und Siebzigern als Paradies entdeckten. Seine sehr konservative Prägung war eher eine Folge seiner Rückständigkeit und typisch für ein Bergvolk. Erst nach der Invasion durch die Sowjets propagierten herbeigeilte Gotteskrieger aus der arabischen Welt einen fanatischen Islam. Deren Eifer, ein Brudervolk vom Joch der Ungläubigen zu befreien, wurde von der CIA zusammen mit dem pakistanischen Geheimdienst und den Saudis gefördert und instrumentalisiert, um die UdSSR

vom Hindukusch zu vertreiben. Nun wurden die Amerikaner Opfer ihrer eigenen Medizin.

Aus dieser Geschichte kann der Westen indes auch Hoffnung schöpfen. Es gibt ermutigende Anzeichen, dass zumindest ein massgeblicher Teil der Taliban einer Versöhnung aller Afghaninnen und Afghanen Vorrang gegenüber einer Rückkehr zu einem intoleranten fanatischen Islam nach saudischer Art einräumt, den es in dieser Form historisch kaum je gab. Die Taliban werden sich wohl auch hüten, allzu stark in die Abhängigkeit von China zu geraten, das in der Nachbarregion Sinkiang einen Genozid an den muslimischen Uiguren verübt und unmittelbar an Afghanistan grenzt. Kommt hinzu, dass Afghanistan auch zu allen andern Nachbarn gespannte Beziehungen hat, weil es mit ihnen ethnisch verflochten ist. Es kann daher starke Freunde gebrauchen, am liebsten solche, die weit weg sind und keine Annexionsgelüste (mehr) hegen.

Vielleicht wird sich die Geschichte der USA mit Vietnam nicht nur bezüglich des chaotischen Abzugs wiederholen und nach einer Abkühlungsphase eine Annäherung in beiderseitigem Interesse folgen. Die gegenwärtige Duldung der US-Evakuierungen durch die Taliban mag ein erstes Zeichen dafür sein.

Der Schweiz könnte einmal mehr die Rolle der Brückenbauerin zufallen. Ihr Entscheid, die Entwicklungszusammenarbeit aufrechtzuerhalten, ist sicher weise.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Dichtung und Wahrheit

Wer das Wahlprogramm der CDU/CSU von 2005 mit der Realität von 2021 vergleicht, kann nur einen Schluss ziehen: Politikern, die um Stimmen werben, darf man gar nichts glauben.

Thilo Sarrazin

Angela Merkel hat die Christlich Demokratische Union Deutschlands (CDU) nachhaltig zum linken und grünen Milieu hin geöffnet. Das ist ein zentrales Ergebnis ihrer Zeit als Parteivorsitzende und Bundeskanzlerin. Ein grosser Teil der Parteimitglieder und der Wähler der Union hat sich damit aber bis heute nicht ausgesöhnt. Die Entstehung der Alternative für Deutschland (AfD) und der Verlust der Fähigkeit, unter Führung der Union bürgerliche Mehrheiten zu bilden, zählen zu den machtpolitischen Folgen. Wie diese Neupositionierung der Union für ihre Machtoptionen und ihre Zukunftschancen als Volkspartei langfristig wirkt, ist gegenwärtig noch offen. Sicher ist jedenfalls, dass vielen bürgerlichen Wählern auf diese Art die politische Heimat verloren ging. Die damit verbundenen politischen und gesellschaftlichen Risiken sind das problematische Erbe Angela Merkels für Deutschland und für die deutsche Parteienlandschaft.

Bilanz der verpassten Chancen

Regierungsprogramme, die eine politische Partei vor einer wichtigen Wahl präsentiert, darf man nicht allzu sehr auf die Goldwaage legen, schliesslich soll ja eine Wahl gewonnen werden. Wenn allerdings eine Partei unter derselben Vorsitzenden und Regierungschefin sechzehn Jahre lang ununterbrochen regiert, kann sie sich jedenfalls auf einen Mangel an Chancen, das Angekündigte auch umzusetzen, nicht berufen.

In einer funktionierenden Demokratie ist es äusserst selten, dass eine Regierung andert-halb Jahrzehnte lang das exakte Gegenteil



Wie flexibel ein machtbewusster Politiker sein kann:
Bundeskanzlerin Merkel.

von dem tut, was ihre tragende Partei vorher im Regierungsprogramm angekündigt hatte. Genau das ist aber in Deutschland mit der von der CDU/CSU geführten Bundesregierung unter der Bundeskanzlerin Angela Merkel geschehen. Dies zeigt sich, wenn man zentrale Aussagen des Wahlprogramms der CDU/CSU vom Juli 2005 mit der Realität des Jahres 2021 konfrontiert.

2005 beklagte das Wahlprogramm der CDU/CSU einen «verhängnisvollen Marsch in den Schuldenstaat»: «Deutschland lebt von der Substanz. Wir leisten uns mehr, als wir leisten. Die Staatsverschuldung liegt mit unvorstellbaren 1,4 Billionen Euro auf Rekordhöhe.» Sechzehn Jahre später beträgt die Staatsverschuldung 2,35 Billionen Euro, von Entschuldung also keine Spur – stattdessen eine Zunahme von 950 Milliarden Euro. Die Quote der Staatsschulden am BIP lag 2005 bei 67 Prozent, 2021 liegt sie bei 71 Prozent. Dabei sind die seitdem neu eingegangenen Risiken und Verpflichtungen gegenüber der EU und der Europäischen Währungsunion noch nicht einbezogen.

Das Wahlprogramm forderte: «Ein neues zukunftsfähiges Steuerrecht ist eines der zentralen Ziele unserer Politik.» Deutschland brauche «einen steuerpolitischen Neuanfang [...]. Wir setzen zum 01.01.2007 eine Reform der Einkommen- und Körperschaftsteuer in Kraft. Bei der Lohn- und Einkommensteuer senken wir den Eingangssteuersatz auf 12 Prozent und den Spitzensteuersatz auf 39 Prozent».

Plus 96 Milliarden pro Jahr

Sechzehn Jahre später liegt der Eingangssteuersatz bei 14 Prozent und der Spitzensteuersatz bei 45 Prozent. In der Summe ist der Anteil der Steuern und Sozialabgaben am BIP, die sogenannte Abgabenquote, von 37,9 Prozent auf 40,6 Prozent gestiegen. Mit diesem Anstieg der Abgabenquote hat der von einer CDU-Bundeskanzlerin geführte Staat seine Hand auf jährlich 96 Milliarden Euro gelegt, die sonst in den Taschen der Bürger verblieben wären. Ausserdem ist der

Staatshaushalt durch die niedrigen Zinsen in gigantischer Weise entlastet worden. Im Vergleich zu 2005 beläuft sich dieser Entlastungsbetrag auf jährlich 70 Milliarden Euro. Dieses Polster wurde vollständig verbraucht für die Finanzierung der unablässig steigenden Sozialausgaben.

Das Regierungsprogramm von 2005 beklagte: «Deutschland hat seine wirtschaftliche Dynamik verloren. Das durchschnittliche Wachstum der letzten sieben Jahre hat sich gegenüber 1990–1998 fast halbiert. [...] Deutschland zehrt von seiner Substanz.»

Sechzehn Jahre später muss man feststellen, dass das älter werdende Deutschland nach wie vor nur langsam wächst. Im internationalen Vergleich verliert die deutsche Wirtschaft ständig an Gewicht. Insbesondere die Arbeitsproduktivität hat in der Regierungszeit Angela Merkels mit einem durchschnittlichen jährlichen Wachstum von 0,5 bis 1 Prozent nahezu stagniert. Die in den letzten Jahren verstärkte Zuwanderung hat offenbar das Produktivitätswachstum nicht positiv beeinflusst.

Leichtfertiger Kernenergie-Ausstieg

Im Regierungsprogramm hiess es 2005: «Wir bauen E-Government zu einem umfassenden Angebot für Unternehmen und Bürger aus. [...] Wir wollen dem Bürger die staatlichen Verwaltungsleistungen rund um die Uhr ohne Gang zur Behörde erschliessen. Nicht die Bürger sollen laufen, sondern die Daten.»

Der Anteil der Steuern und Sozialabgaben am BIP ist von 37,9 auf 40,6 Prozent gestiegen.

Sechzehn Jahre später und mit den Erfahrungen der Corona-Pandemie bieten solche Sätze einen Anlass zur Heiterkeit. Nicht zuletzt aufgrund des übertriebenen und falsch angelegten Datenschutzes droht Deutschland zu einem digitalen Entwicklungsland zu werden. Es fand sich offenbar anderthalb Jahrzehnte lang niemand in der von Angela Merkel geführten Bundesregierung, der die Kraft gehabt und sich die Mühe gemacht hätte, die technischen Möglichkeiten der Digitalisierung und die Belange des Datenschutzes sinnvoll miteinander zu verbinden. Dazu reicht es jedenfalls nicht, eine verdiente Abgeordnete, die ein politisches Amt bekommen sollte, zur «Staatsministerin für Digitalisierung» im Kanzleramt zu machen und ansonsten den Dingen ihren Lauf zu lassen. Was dabei herauskommt, sieht man am langen Leidensweg für die elektronische Gesundheitskarte.

Im Regierungsprogramm der CDU/CSU hiess es 2005: «Wir brauchen die Kernkraft auch in Deutschland und stellen die Weichen für eine gesicherte Entsorgung. Die Betriebsdauer

der deutschen Kernkraftwerke soll sich ausschliesslich an der Gewährleistung des grösstmöglichen Sicherheitsniveaus jedweder Anlage orientieren. Die durch längere Laufzeiten der Kernkraftwerke resultierende höhere Rendite muss sich auch in niedrigeren Strompreisen niederschlagen. Wir wollen eine offene Energie-Forschung, die nichts ausklammert. Ideologische Scheuklappen werfen Deutschland im internationalen Wettbewerb zurück.»

Bekanntlich kam es ganz anders, und Angela Merkel stand dabei an der Spitze. Je mehr die Bekämpfung des Klimawandels an sachlicher und politischer Dringlichkeit gewinnt, umso mehr erweist es sich als fatale Fehlentscheidung der deutschen Energie- und Klimapolitik, die grundlastfähige Kernenergie bei der deutschen Energieversorgung prinzipiell



auszuschliessen. Deutschland geht dabei unter den bedeutenden Industriestaaten auch international einen Sonderweg.

Der Generaldirektor der Kernenergiebehörde der OECD, William D. Magwood, sagte im April 2021 zu diesem deutschen Sonderweg: «Das wesentliche Ziel ist es, die Weltwirtschaft zu dekarbonisieren. Und ich bin mir absolut sicher, dass Kernenergie dabei eine grosse Rolle spielen wird. [...] Es ist gar keine Frage, ob die Kernenergie in Zukunft eine Rolle spielt – die einzige Frage ist, welche Art von Reaktoren langfristig wo gebaut wird. [...] Deutschland manövriert sich gerade in eine unglückliche Situation, weil es seine Forschung, seine Lehre und sein Wissen verliert. Und sollten die Deutschen in zwanzig Jahren feststellen, dass angesichts des steigenden Strombedarfs und der höheren Anforderungen an die Dekarbonisierung

an der Atomkraft kein Weg vorbeiführt, dann müssen sie die Technologie zu hohen Kosten aus dem Ausland kaufen und haben vielleicht nur wenige Optionen, welche Technologien sie kaufen und von wem sie diese erwerben können.»

Im Regierungsprogramm hiess es 2005: «Es gibt [...] Zuwanderer aus fremden Kulturkreisen mit erheblichen Integrationsdefiziten. Weit überdurchschnittliche Arbeitslosen-

Viele frühere Wähler fühlen sich in der CDU/CSU heimatlos und von Angela Merkel persönlich getäuscht.

quoten, viele Migrantenkinder ohne schulischen Abschluss, Gattobildung und eine Entwicklung von Parallelgesellschaften und eine häufig selbstgewählte Abgrenzung ausländischer Jugendlicher von der deutschen Gesellschaft sind Alarmsignale für den sozialen Frieden im Land. Das Zuwanderungsgesetz allein kann die strukturellen Integrationsdefizite nicht beheben. [...] Wir werden die Zuwanderung in den Arbeitsmarkt auf Mangelberufe und auf Ausländer begrenzen, die in Deutschland zu Spitzenleistungen in Wissenschaft und Forschung, Wirtschaft und Kultur beitragen können.»

Versprechen in ihr Gegenteil verkehrt

Dieser Text trug damals die Unterschrift der Parteivorsitzenden Angela Merkel. Im Jahre 2021 – sechzehn Jahre später – würde eine Partei, die solche Sätze in ihr Wahlprogramm aufnimmt, von vielen Medien des Rechtsradikalismus verdächtigt werden. Da muss man sich nicht wundern, wenn viele frühere Wähler und viele Mitglieder der Union, die auch heute noch ähnliche Ansichten haben, sich in der CDU/CSU heimatlos und von Angela Merkel ganz persönlich getäuscht fühlen.

Die Beispiele zeigen: Angela Merkel hat in ihrer Regierungszeit zahlreiche – und gerade die wesentlichen – Aussagen des Regierungsprogramms, mit dem sie 2005 an die Macht gekommen war, in ihr Gegenteil verkehrt. Sie ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie flexibel ein machtbewusster Politiker sein kann und wie gut die Wähler und Bürger daran tun, wenn sie jenen Politikern, die um ihre Stimmen werben, zunächst einmal gar nichts glauben.

In seinem neuen Buch «Wir schaffen das» zieht Thilo Sarrazin, früherer Berliner Finanzsenator und Ex-Bundesbankvorstand, seine persönliche politische Bilanz – verbunden mit einem Blick auf die Ära Merkel und die vielfältigen Verflechtungen, in denen Politik steht. Der promovierte Volkswirt und ehemalige führende SPD-Finanzpolitiker ist Deutschlands erfolgreichster Sachbuchautor der Nachkriegszeit. Sein Buch «Deutschland schafft sich ab» (2010) wurde ein Millionenenerfolg und löste eine intensive gesellschaftliche Debatte aus.

Auf den Intensivstationen wird es eng

Die *Weltwoche* irrt: Wenn die Corona-Zahlen weiter so stark zunehmen, droht eine Überlastung der Spitäler zum Nachteil aller Patienten. Es braucht eine höhere Impfquote.

Hans Pargger

In der Schweiz ist die Zahl der Corona-Fälle wieder stark im Steigen begriffen. In zwei Wochen könnten wir dort sein, wo wir im November 2020 waren: 900 Patienten auf den Intensivstationen, die Hälfte davon an Covid-19 erkrankt. Prognosen zum weiteren Verlauf sind schwierig, aber die nationale Covid-19-Task-Force hat schon im Juli festgehalten, die Anzahl der Ungeimpften im Land genüge, um eine Welle zu erzeugen, die alle früheren übertreffen könnte.

Vor diesem Hintergrund habe ich als Intensivmediziner zusammen mit Berufskollegen aus anderen Spitälern in Medien vor einer Überfüllung der Intensivstationen gewarnt und die Menschen aufgefordert, sich impfen zu lassen. Dieser Appell wurde von einigen als Alarmismus kritisiert, so auch von der *Weltwoche* – etwa mit dem Argument, dass es in der Schweiz im ganzen Verlauf der Pandemie nie eine Überlastung der Intensivstationen gegeben habe. Dieses Argument ist nicht stichhaltig und falsch.

Knackpunkt ist das Personal

Wenn in einer Statistik die Anzahl der belegten Intensivbetten unter dem Total aller zertifizierten Betten liegt, heisst das keineswegs, dass eine Überlastung ausgeblieben ist. «Zertifiziertes Bett» bedeutet, dass Quadratmeter und Ausrüstung den Anforderungen an eine Intensivbehandlung genügen. Anschliessend wird überprüft, ob genügend Intensivpersonal vorhanden ist, um die Kranken in diesen Betten auch behandeln zu können. Die Zahl der Betten, die man für die Behandlung brauchen kann, ist deshalb immer niedriger als die Anzahl zertifizierter Betten.

Aber die Überlastung des Personals ist nicht das eigentliche Problem: Das Problem ist, dass mit einer zunehmenden Zahl von Patienten, die von weniger Personal behandelt werden müssen, immer mehr Patienten sterben. Vergleiche zwischen Grossbritannien und der Schweiz in den früheren Wellen haben das deutlich gezeigt.

Das Universitätsspital Basel beispielsweise verfügt über 46 zertifizierte Betten, von denen im Durchschnitt übers Jahr vierzig mit dem zugehörigen Fachpersonal ausgestattet sind. Würden alle 46 Betten mit Patienten besetzt, wäre

das schon viel zu viel, es gäbe Abstriche an den Behandlungen. Gewiss, unser Personal wäre flexibel genug, um das zu bewältigen, aber nur mit einer gewaltigen Zusatzleistung aller.

Der Blick auf eine Bettenzahl-Statistik genügt also nicht. Man muss die Statistik verstehen. Der Knackpunkt ist das Personal. Und wenn das Personal dann noch ausfällt, weil man es dauernd überfordert, wird es sehr eng; da kann man Betten zählen, solange man will.



Sich selbst etwas Gutes tun:
Intensivmediziner Pargger.

Es ist klar, dass die Spitäler so flexibel wie möglich auf verschärfte Situationen zu reagieren versuchen. Kapazitätsgrenzen bei Covid-19 sind immer auch davon abhängig, wie viele geplante Interventionen auf den Intensivstationen vorgesehen sind und wie viele Notfälle im laufenden Alltag dazukommen, also Unfälle, Herzinfarkte, Schlaganfälle und anderes. In allen Schweizer Intensivstationen ist es so, dass über 50 Prozent der Kapazitäten durch Notfälle beansprucht werden.

Und wenn rund 20 Prozent der Plätze mit Covid-Patienten belegt sind, wie es heute der Fall ist, verbleiben 30 Prozent für geplante Interventionen. Nimmt die Zahl der Covid-Fälle zu,

wird es eng, dann wird das Hinausschieben von geplanten Eingriffen, Tumoroperationen, Herzoperationen und Ähnlichem unumgänglich. Ungefähr an dieser Schwelle befinden sich die Schweizer Spitäler in der gegenwärtigen Situation. Das Gesundheitssystem ist nicht erst dann an der Grenze, wenn die Statistik eine Vollausslastung anzeigt. Unsere Warnung vor einer Überlastung zum Nachteil für Patienten beruht auf einer nüchternen Analyse, nicht auf Alarmismus.

Zusätzlich wird die Situation dadurch verschärft, dass die derzeit wegen Covid-19 Hospitalisierten schwerer erkranken und häufiger auf die Intensivstation müssen als früher – und das sind alles Ungeimpfte. Bei uns gibt es keine Geimpften, die auf der Intensivstation liegen, denn die Impfung schützt sehr gut vor einem schweren Krankheitsverlauf. Es ist deshalb klar: Wenn man nicht schwer an Covid-19 erkranken und vielleicht auf einer Intensivstation um sein Leben kämpfen will, dann lässt man sich impfen. Es wird immer wieder über Solidarität und die Überlastung des Personals geschrieben. Aber das Wichtigste ist doch, dass man sich selbst mit der Impfung etwas sehr Gutes tut und sicherstellt, dass man als Notfall, durch Unfall oder Erkrankung, weiterhin sofort einen Intensivplatz bekommt, weil es noch Platz hat. Sich selbst damit etwas Gutes zu tun, gilt auch für die jüngere Generation: Wer will schon dauerhaft unter einer eingeschränkten Lungenfunktion, Müdigkeit oder Geruchsverlust über Monate leiden?

Im Moment sind unsere Intensivbetten stark durch Patienten mit Migrationshintergrund belegt, vor allem Ferienrückkehrer aus dem Osten. Es geht jetzt nicht, wie einige kritisieren, um die Vermischung von Migrationsfragen mit Behandlungsfragen, sondern um klare Informationen an diese Gruppe. Diese Gruppe ist ja überdurchschnittlich gefährdet, und erst wenn die Menschen richtig aufgeklärt werden, können sie klar entscheiden, so wie wir alle, ob sie sich impfen lassen wollen oder nicht.

Chefarzt Prof. Hans Pargger ist Leiter Intensivstation des Universitätsspitals Basel und Präsident der Zertifizierungskommission Intensivstationen der Schweizerischen Gesellschaft für Intensivmedizin.

BRIEF AUS KABUL

Franz J. Marty



Am Morgen des 15. August kontrollierte die afghanische Regierung ausserhalb der Hauptstadt Kabul kaum mehr etwas. Dann verbreiteten sich Gerüchte: Die Taliban kämen auch nach Kabul. Leute begannen in Angst davonzurennen. Die Berichte, wonach die Taliban schon einmarschiert seien, stellten sich zunächst jedoch als falsch heraus. Eine offizielle Taliban-Mitteilung versicherte, dass den islamistischen Kämpfern befohlen worden sei, am Stadtrand zu warten.

Kabul schien zumindest nicht sofort zu fallen, und so ging ich kurz raus. Auf der normalerweise verstopften Hauptstrasse war kaum ein Auto zu sehen. Passanten gingen gelassen, aber bestimmt ihres Weges. Viele Läden waren geschlossen. Ein Stand, an dem ein bärtiger, korpulenter Mann Pommes frites verkaufte, war eine der Ausnahmen. «Warum soll ich schliessen? Eine Regierung fällt, eine andere kommt. Das hat nichts mit mir zu tun. Ich mache einfach weiter wie immer.»

Wenig später kamen die Taliban dann tatsächlich. In einem Communiqué erklärten sie, dass sie ihre Kämpfer nun in die Stadt schicken würden. Die Polizei und die Armee hätten kapituliert. Gesetzlosigkeit mache sich breit, und es gelte, Plünderungen zu verhindern.

Was war mit der Regierung? Präsident Ashraf Ghani war geflohen, der Präsidentenpalast war leer. Ghani behauptete später, dass er nur knapp einem Taliban-Todesschwadron entkommen sei. Ohne Gegenwehr betraten die Taliban den Palast am Abend, geraume Zeit nach der Flucht des Präsidenten. Bärtige Taliban sassen nun am Schreibtisch des Präsidenten, von welchem sich Letzterer kurz zuvor noch in einer aufgezeichneten Video-Nachricht an sein Volk gerichtet hatte.

Draussen in der Dunkelheit der beginnenden Nacht positionierten sich Taliban an mehreren Kreuzungen bei vormaligen Regierungsposten. Die schwarz-rot-grünen Standarten der Republik wurden durch das weisse Banner der Islamisten ersetzt. Die Taliban hatten Kabul ohne nennenswerte Gegenwehr eingenommen.

Am nächsten Morgen war es in Kabul still. Viele entschieden sich, ihre Häuser nicht zu verlassen. Abwarten und sehen, wie sich die Lage entwickelt, schien die sicherere Alternative. Bei anderen brach Panik aus. «Die Taliban werden mich umbringen», hörte ich von einigen Leuten. Tausende wollten das Land verlassen. Der Flughafen

Wenn ich an den neuen Herren von Kabul vorbeigelaufen bin, haben sie mich bis jetzt nicht beachtet.

schien der einzig sichere Ort. Evakuierungsflüge sollten nicht nur Botschaftspersonal und andere Ausländer, sondern auch deren afghanische Verbündete ausfliegen.

Die Massen hätten den Kabuler Flughafen wohl selbst im Falle einer gut geplanten Evakuierung überfordert. Da das Prozedere improvisiert war, war das Chaos jedoch noch grösser. Bei Massenpaniken wurden Leute totgetrampelt, andere sollen von Warnschüssen getötet worden sein. Laut Berichten vom 24. August kamen am Flughafen mindestens zwanzig Menschen ums Leben. Der zivile Teil des Flughafens, der nicht von amerikanischen und alliierten Soldaten gesichert ist, wurde überrannt. Menschen bahnten sich zeitweise gar einen Weg auf die Startbahn und versuchten irgendwie in Flugzeuge zu kommen.

Währenddessen zeigte sich in Kabul-Stadt selber ein anderes Bild. Als ich wieder raus auf die

Strasse ging, wirkte das meiste normal. Männer und Frauen waren zu sehen – zunächst nur wenige, nach einigen Tagen jedoch mehr. Die meisten Geschäfte öffneten wieder, die Endlosschlaufen aus den Megafons der Strassenverkäufer waren wieder zu hören. Obwohl vieles normal schien, war die Stimmung gedämpft. Die meisten Leute waren und sind immer noch unsicher, was das Ende der alten Ordnung bedeutet.

Der andere grosse Unterschied ist der ungewohnte Anblick von Taliban-Kämpfern in Kabul. In Pick-ups mit flatternden weissen Bannern fahren sie den Strassen entlang. An Kontrollpunkten sitzen sie in Gartenstühlen oder im Schatten nahestehender Gebäude, ihre Kalaschnikows immer an ihrer Seite. Wenn ich an den neuen Herren von Kabul vorbeigelaufen bin – einige, wie man sie sich vorstellt, mit langen Haaren und langen Bärten, andere kaum von Zivilisten zu unterscheiden –, haben sie mich bis jetzt nicht beachtet, und sie scheinen generell selten Leute zu kontrollieren. Einige Häuser und Büros haben sie aber durchsucht. Menschen sollen dabei auch verschwunden oder gar umgebracht worden sein; dies ist jedoch oft schwer nachzuweisen, und es scheint, zumindest bisher, nicht flächendeckend zu geschehen.

Was die Taliban genau mit Afghanistan vorhaben, bleibt unklar. Mehr als Plattitüden haben sie bisher nicht geäussert. Vergangene und derzeitige Taliban-Aussagen lassen aber wenig Zweifel offen, dass sie Staatsstruktur und Gesetze gemäss ihrer strikten Vorstellung des Islams radikal ändern wollen.

Franz J. Marty ist freier Journalist in Afghanistan.

Wie Rocco Delli Colli zum erfolgreichsten Pizza-Bäcker der Schweiz aufstieg

Der fussballverrückte Unternehmer aus Rapperswil hat einen tollen Sommer: Zuerst gewann sein Italien die Europameisterschaft, nun startet die «Dieci Challenge League».

Thomas Renggli

Fester Händedruck, sauber gestutzter Bart, strahlend weisse Zähne, herzliches Lachen: «Ich bin Rocco. Setzen wir uns in den Schatten, dort können wir ungestört sprechen.» Am Fischmarktplatz 2 in Rapperswil-Jona werden die Gedecke aufgetragen. Das Personal des Restaurants «Dieci al Lago» bereitet sich auf den Mittagsandrang vor; alle ganz in Schwarz gekleidet, «wie Giorgio Armani, mein grosses Modevorbild», sagt Rocco Delli Colli. Am Quai schaukeln die Schiffe, die Sonne scheint. Und der Chef ist bester Laune. Der Patron des grössten Pizzakuriers des Landes blickt auf wunderbare Sommertage zurück. Zuerst konnte er den EM-Titel der Squadra azzurra bejubeln. Dann startete die zweithöchste Schweizer Fussballliga erstmals unter «seinem» Label in die Saison: die «Dieci Challenge League».

Winterthur, Schaffhausen, Thun

Was bedeutet ihm mehr? Delli Colli, der seit 2005 auch erfolgreicher Präsident des FC Rapperswil-Jona ist, lacht: «Das sind zwei komplett verschiedene Paar Schuhe. Bei den italienischen Fussballern ist es immer das Gleiche: Sie müssen zuerst tief fallen, um dann triumphal zurückzukehren. An der Euro kämpften sie wie 24 Gladiatoren für ihr ganzes Land. Sie gewannen nicht nur für sich, sondern für alle sechzig Millionen Italiener.»

Er liebe die Schweizer Perfektion. Und gleichzeitig liebe er das italienische Chaos. Delli Collis Augen funkeln, wenn er das erzählt – und dabei gerät sein persönlicher Deal im Schweizer Fussball schon fast wieder in den Hintergrund: «Das Sponsoring der Challenge League war ein Firmenentscheid. Städte wie Winterthur, Schaffhausen und Thun sind wichtige Standorte für uns.»

Und so sind wir wieder beim Fussball. Denn dieser spielte eine wichtige Rolle, als Delli Colli mit achtzehn Jahren aus dem Städtchen Arpi-



Schweizer Perfektion, italienisches Chaos:
Delli Colli feiert den Aufstieg des FC Rapperswil-Jona.

no in der italienischen Region Latium in die Schweiz kam. Er folgte seinem Vater, der als Saisonnier im Baugewerbe arbeitete, und erhielt mit der C-Bewilligung die Chance, sich im neuen Land zu etablieren. Sozialisiert wurde er im FC Wald, in einer Mannschaft mit Spielern aus zwölf Nationen: «Ich sprach kein Wort Deutsch – und trotzdem verstand ich die anderen sofort.» Und welches war sein erster Eindruck von der Schweiz? «Ich fühlte mich wie im Paradies, obwohl ich vom Land damals noch

keine grosse Ahnung hatte.» Als er vom Wohnort seiner Eltern, Hombrechtikon, zu Fuss nach Rapperswil ging, musste er ein Tobel durchqueren: «Ich dachte, hier wird die Toblerone produziert.»

Die Missverständnisse klärten sich schnell, und Delli Colli trat seine erste Stelle als Elektromonteur an. Bald zog es ihn aber in die Selbständigkeit. 1981 eröffnete er in Rapperswil eine Videothek mit dem Namen Portobello: «Es war die erste der Stadt.» Acht Jahre lang vermietete er – zumeist italienischsprachige – Filme. «Am Schluss hatte ich 2000 Kassetten. Das Geschäft lief gut.»

In dieser Zeit realisierte er aber auch, wie sehr ihm das echte Lebensgefühl aus der Heimat fehlte: «Wer in der Schweiz ein italienisches Restaurant eröffnete, hängte ein Fischernetz aus Plastik an die Decke, strich die Wände grün-weissrot und bot Spaghetti bolognese an.» Mit dem echten Italien habe dies aber nicht viel zu tun: «Zu Hause hängt niemand ein Fischernetz an die Decke, und Spaghetti bolognese kennt keiner.» So habe er mit seinem Alfasud oft weite Strecken zurückgelegt, um das authentische italienische Lebensgefühl zu erfahren: «Für einen echten Kaffee fuhr ich schon mal nach Mailand und für Spaghetti alle vongole nach Alassio.»

Dann entschied sich Delli Colli, die Riviera nach Rapperswil zu holen. An der Kluggasse, im Herzen der Altstadt, fand er dank «Beziehungen und Glück» ein kleines Lokal. Am 3. November 1990 eröffnete er die «Dieci Bar und Pizza» mit zwölf Sitzplätzen und einer Belegschaft von fünf Personen. Das Angebot war weder neu noch revolutionär, doch «es schlug ein wie eine Bombe. Die Leute rissen uns die Pizze förmlich aus der Hand.»

Vom eigenen Erfolg überrumpelt, suchte Delli Colli unternehmerische Unterstützung. Er fand sie in der Person des Rapperswiler Verlegers Bruno Hug, damals auch der starke Mann beim SC Rapperswil-Jona. Hug war es, der Delli

Colli dazu riet, aus seinem einzelnen Rapperswiler Kurier ein Pizzakurierunternehmen im Franchise-System aufzubauen. Hug erinnert sich: «Rocco war von der Idee begeistert, sagte mir aber zugleich, dass er das allein nicht tun wolle.» Und so kaufte sich Hug für 120 000 Franken bei Dieci ein. Es war derselbe Betrag, den Delli Colli für seinen ersten Kurierdienst aufgeworfen hatte. Daraus sollte sich eine symbiotische, sich ergänzende Partnerschaft entwickeln, in der das Geschäftsmodell sukzessive perfektioniert wurde – und bei dem sich am wichtigsten Grundsatz nichts änderte: an der hohen Qualität. Hug sagt dazu: «Rocco ist ein Perfektionist. Für alle Zutaten, seien es Tomaten, Schinken, Pilze oder Mozzarella, sucht er zusammen mit unserem Geschäftsführer Patrick Bircher immer die allerbesten Lieferanten.»

Vier Millionen Pizze im Jahr

Die Geschichte von Delli Colli und seinem Dieci liest sich wie eine Tellerwäscherkarriere, die Hollywood nicht schöner schreiben könnte. Heute ist das Unternehmen mit 38 Filialen, 1200 Mitarbeitern und einem Jahresumsatz von rund 100 Millionen Franken der grösste Pizzakurier der Schweiz. Zur Gruppe gehören zudem fünf Gelaterie, vier Restaurants, eine Catering-Firma, eine Gelato-Produktion sowie ein Warenhandel.

Pro Jahr werden rund vier Millionen Pizze produziert.

Doch nicht diese Zahlen seien sein grösster Erfolg, sagt der zweifache Familienvater Delli Colli, der seit dreissig Jahren mit der Rapperswilerin Bettina verheiratet ist: «Mein grosses Ziel war es, dass mein Vater seine Anstellung als Saisonnier beenden und wieder zu meiner Mutter zurückkehren konnte. So schenkte ich

«Zu Hause hängt niemand ein Fischernetz an die Decke; Spaghetti bolognese kennt keiner.»

ihnen dreissig gemeinsame Jahre.» Überhaupt sei sein Vater sein wichtigstes Vorbild: «Er hat sein Leben lang gedient. Er machte nie viel Aufheben von seiner Person. Aber er war immer da, wenn man ihn brauchte.»

Einer, der Delli Colli seit Jahren kennt, ist der Kunstmaler Rolf Knie. Er bezeichnet Rocco als «Hansdampf in allen Gassen, der die Menschen mit seinem Charme und seiner Ausstrahlung begeistert»: «Eine Zeitlang verkaufte er auch Sweatshirts von mir. Sein grosser Durchbruch war aber das Pizzageschäft.» Er habe nichts Neues erfunden, aber er habe es besser gemacht als die anderen – viel besser. Und er besitze ein

ausgesprochenes Gespür für Trends. Ein guter Bekannter von Rocco Delli Colli ist Erfolgsunternehmer Hans-Ueli Rihs, Verwaltungsrat der Rapperswil-Jona Lakers. Rihs sagt: «Rocco ist ein Mann des Volkes: voller Begeisterungsfähigkeit und Ideen.» Was Rocco mit seinem Kurier und dem grössten Restaurant am Seequai von Rapperswil erreicht habe, sei aber nur eine Seite seiner grossen Leistungen: «Ebenso wichtig ist sein riesiges Engagement für den Sport und die Jugend rund um den städtischen Fussballklub.»

Teufelszeug Handy

Und tatsächlich hat Delli Colli auch mit seinen Fussballern schon viel erreicht. Er führte den Klub zwischenzeitlich sogar in die Challenge League – und machte ihn zu einem der wichtigsten und grössten Ausbildungsvereine der Schweiz. Dazu sagt er: «Für unsere 700 Juniorinnen und Junioren ist der Fussball auch eine wichtige Lebensschule. Dann klingelt auf der «Dieci»-Terrasse am Fischmarktplatz das Handy. Und das ganz auf Italienisch: eine Melodie von «Teufelsgeiger» Paganini. Delli Colli lacht, als er das Motiv hört: «Das Handy ist ein Teufelszeug. Es lässt einen nie in Ruhe.» Und gleichzeitig weiss er genau: Ohne Telefon hätte er es garantiert nicht zum grössten Pizzakurier des Landes gebracht.

Advertorial

WIR VERNETZEN ENTSCHEIDUNGSTRÄGER



Sie haben den Slogan

«Wir vernetzen Entscheidungsträger». Was macht Ihr Netzwerk?

Mein Vater, Rolf Kummler, hat das KUMMLI Netzwerk vor über 20 Jahren gegründet. Ich bin seit zehn Jahren im Unternehmen und habe die Firma vor über drei Jahren übernommen. Wir vernetzen Entscheidungsträger auf der Stufe Unternehmer, CEO und Verwaltungsräte in der ganzen Schweiz in allen Branchen. Dies machen wir auf persönlichem und digitalem Weg mit den Formaten KUMMLI-TALK und dem Unternehmerforum KNOW HOW PLACE. Wir wissen, wer wen sucht und können so die Entscheidungsträger gezielt vernetzen. Es freut mich immer wieder zu sehen, wie viele Geschäftsbeziehungen und Freundschaften aus dem KUMMLI Netzwerk entstanden sind.

Sie haben die zwei Formate KNOW HOW PLACE und KUMMLI-TALK angesprochen. Was bedeuten diese?

Der KNOW HOW PLACE findet zweimal im

Jahr statt, jeweils im April und im November. Im Herbst wird dieser Anlass zum 30. Mal durchgeführt. Dort treffen sich Wirtschaftspersönlichkeiten aus der ganzen Schweiz. Nebst den gezielten Geschäftskontakten, die geknüpft werden, wird dieser Anlass mit hochkarätigen Referenten bereichert.

Die KUMMLI-TALKs sind Netzwerkevents im kleineren Rahmen, welche in der ganzen Schweiz verteilt, meistens in Firmen stattfinden.

Für was steht Ihr Netzwerk?

Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum für Entscheidungsträger aller Branchen. Von KMU bis Global Player.

Was unterscheidet Sie zu anderen Netzwerk Plattformen?

Wir sind ein Familienunternehmen, das zu hundert Prozent Privatwirtschaft ist. Wir haben keine Staatsunterstützung und sind demzufolge unabhängig und frei.

Sie haben aufgrund Ihrer Branchenvielfalt im Netzwerk Einblick in alle Sektoren. Was macht der Führungsriege am meisten Sorgen?

Es sind zwei dominierende Themen. Einerseits die teilweise unterbrochenen Lieferketten, mangels Rohstoffen. Die Produkte können nicht fertig hergestellt werden, was Lagerhaltungskosten und fehlende Liquidität zur Folge haben.

Andererseits die zunehmende Verstaatlichung der Wirtschaft bereitet grosse Sorgen. Der Staat wird zunehmend zur Konkurrenz der Privatwirtschaft und hier stellt sich für uns, für das nachhaltige Unternehmertum, die Frage wie stark darf der Staat in die Privatwirtschaft eingreifen? BKW das in den letzten sechs Jahren 90 Handwerksbetriebe und KMU aufgekauft hat ist nur eines der vielen Beispiele.

Was ist Ihre Motivation?

Die Schweizer Unternehmerlandschaft hat so

viele tolle Perlen – das fasziniert mich. Ich mag Menschen, sie sind eine Bereicherung und wenn man die richtigen Menschen zusammenbringt, was daraus entsteht, ist das für mich grossartig, wenn wir so unseren Beitrag dazu leisten können.

Dazu kommt, dass wir sehr tolle Member im Netzwerk haben, die wieder neue Member weiterempfehlen und mitbringen.



Michelle Rütli-Kummler, CEO KUMMLI Netzwerk

WWW.KUMMLI.COM

Die stille Katastrophe

Die Kindersterblichkeit ist eine alltägliche Tragödie, die kaum öffentliche Beachtung findet. Die gute Nachricht: Man kann etwas dagegen tun.

Max Roser

Seit Ausbruch der Corona-Pandemie wird die Welt beherrscht durch die Furcht vor dem Virus, durch Berichte über Ansteckungen, Erkrankungen und Todesfälle. Weltweit sind bisher gut vier Millionen Menschen im Zusammenhang mit Corona gestorben. Das ist schwerwiegend, aber daneben wird eines der grössten Probleme der Welt nur selten erwähnt und in den Medien kaum wahrgenommen. Jedes Jahr sterben 5,4 Millionen Kinder, das sind zehn verlorene junge Leben pro Minute.

Stellen Sie sich vor, was es für eine Familie bedeutet, ihr Kind sterben zu sehen. Zehn Familien werden dies in der nächsten Minute erleben, und bis Ende Jahr jede Minute. Das ist der Schrecken der Kindersterblichkeit, des Todes von Kindern vor ihrem fünften Geburtstag. Das sind alltägliche Tragödien enormen Ausmasses, die viel seltener in den Schlagzeilen erscheinen als andere Schreckensereignisse. Zum Vergleich: Die heutige Kindersterblichkeit ist so hoch, wie wenn jede Stunde ein Jumbo-Jet mit 600 Kindern an Bord abstürzen würde, jede Stunde an jedem Tag des Jahres.

Ungleicher Fortschritt

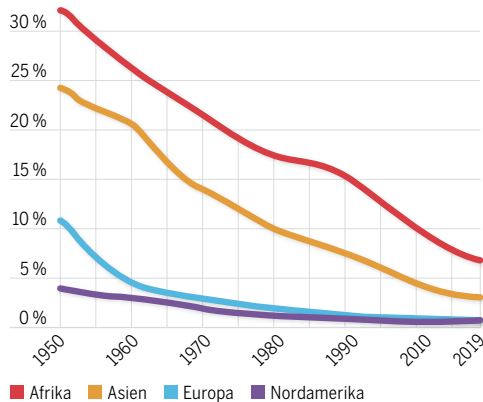
Eine Zeitung, die über die wichtigsten Ereignisse der jüngsten 24 Stunden berichten wollte, müsste jeden Tag die Schlagzeile auf die Titelseite bringen: «14 000 Kinder starben gestern». Aber sie berichten nicht über gewöhnliche Ereignisse, so tragisch diese sein mögen. Die tägliche Grausamkeit des Todes von Tausenden von Kindern bleibt weitgehend unbeachtet.

Das Sterberisiko eines Neugeborenen ist von Land zu Land sehr unterschiedlich. Ein Kind, das in einem der ärmsten Länder geboren wird, hat ein Risiko von rund 10 Prozent, innerhalb der ersten fünf Jahre seines Lebens zu sterben. In den reichen Ländern liegt die Überlebensrate bei 99,8 Prozent.

Wovon hängt diese ab? Überall auf der Welt ist ein hohes Einkommen eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für eine gute Kindergesundheit. Alle Länder, in denen Kinder gute Überlebenschancen haben, befinden sich

Nachlassende Kindersterblichkeit

Anteil der Kinder, die lebend geboren werden und sterben, bevor sie fünf Jahre alt sind



QUELLE: OUR WORLD IN DATA

Reiche Länder sind im Vorteil.

auf hohem Einkommensniveau, die Grössen sind korreliert. Ein Kind in einem reichen Land ist doppelt im Vorteil: Es hat eine höhere Überlebenschance und wird in eine Gesellschaft geboren, in der das Einkommen mehr als siebzigmal höher ist als in den ärmsten Ländern.

Aus alledem lässt sich eine positive Botschaft ableiten: Es ist möglich, die Welt zu verändern. Denn diese Ungleichheiten gab es nämlich in der Vergangenheit nicht – und die Verbesserungsmöglichkeiten ebenso wenig. In der Vormoderne war die Sterblichkeit der Menschen in jungen Jahren extrem hoch, unabhängig davon, wo ein Kind geboren wurde. In Gesellschaften auf der ganzen Welt starb etwa die Hälfte aller Kinder, bevor diese das Ende der Pubertät erreichten.

Die Geschichte der Kindersterblichkeit zeigt, dass es extrem schwierig ist, Kinder am Leben zu erhalten; es müssen viele Dinge richtig laufen, damit ein Kind überlebt. Deshalb ist die Kindersterblichkeit ein guter Indikator für die Lebensbedingungen in einer Gesellschaft.

Dass wir heute eine weltweite Ungleichheit sehen, ist die Folge eines ungleich erfolgten Fortschritts. Selbst in den heute gesündesten und wohlhabendsten Ländern ist die niedrige

ge Kindersterblichkeitsrate eine Errungenschaft der jüngeren Zeit. Island hat heute mit 0,2 Prozent die niedrigste Kindersterblichkeit. Noch im 19. Jahrhundert starb in Island etwa ein Drittel aller Kinder, also viel mehr als heute in den Ländern mit dem schlechtesten Gesundheitszustand. Die gute Kindergesundheit verdankt das Land den Fortschritten im Laufe seiner modernen Geschichte. Die Schweiz entwickelte sich ganz ähnlich. Heute ist hier die Kindersterblichkeit bei 0,4 Prozent, 1950 lag sie bei 3 Prozent, um 1900 bei 20 Prozent.

Langsamer Prozess

Natürlich ist es alles andere als einfach, den Stand von Island oder der Schweiz zu erreichen. Es ist ein schwieriger und langsamer Prozess, Wirtschaftswachstum zu erzielen, die Gesundheit einer ganzen Bevölkerung zu verbessern. Aber wenn man sieht, dass selbst die wohlhabendsten Länder jahrtausendlang darum kämpften, Kinder am Leben zu erhalten, und sie deren Gesundheit doch erst in den letzten Jahrzehnten stark verbessert haben, muss man sagen: Es gibt keinen Grund, warum solche Fortschritte nicht auch in den Ländern gelingen sollten, in denen die Kinder heute am schlechtesten gestellt sind.

Man beachte, dass alle Länder – selbst mit den schlechtesten Bedingungen – bereits Fortschritte erzielt haben: Verbesserungen der Ernährung, Zugang zu Impfstoffen, sanitären Einrichtungen, Gesundheitsversorgung und Hebammen, bessere Wohnverhältnisse und zunehmender Wohlstand, mehr Bildung (vor allem der Mütter) und viele andere positive Entwicklungen haben dazu beigetragen, die Kindersterblichkeit zu senken.

Wie ich schon früher geschrieben habe, sind alle drei Aussagen gleichzeitig wahr: Die Welt ist viel besser, die Welt ist schrecklich, die Welt kann viel besser sein.

Max Roser ist Ökonom und Statistiker. Er ist Gründer und Direktor der Informationsplattform «Our World in Data».

Faszination Waldrapp

Vor Jahrhunderten starben die letzten freilebenden Waldrappe Europas. Jetzt werden sie von findigen Artenschützern wieder angesiedelt, auch in der Schweiz.

Veronika Straass

Auf den ersten Blick ist der Waldrapp ein richtig schräger Vogel: roter, faltiger Hals, glasige Augen, kahler, fleckiger Schädel, langer Sichelschnabel, am Hinterkopf ein grünlich schillernder Federbusch, der, wippend oder gesträub, jede Gemütsregung des Tiers unterstreicht. Schön ist er nicht, der Waldrapp, aber wer denkt über Schönheit nach, wenn es um so ein interessantes Tier geht?

Jahrhundertlang hatte man die schmackhaften Vögel für die fürstlichen Festtafeln gejagt. Eine Brutkolonie nach der andern starb aus, in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland, Österreich, Spanien, dem Westbalkan – bis Anfang des 17. Jahrhunderts der letzte freilebende Waldrapp Europas verschwunden war.

Die Zukunft der Vögel sah deprimierend aus. Zwar brüteten in einigen Tierparks noch Waldrappe; auch der angeborene Drang, im Herbst wegzuziehen, war bei den Volierenvögeln ungebrochen. Doch das Wissen um die Zugwege war verlorengegangen, denn das können nur die Eltern ihren Nachkommen vermitteln.

Rinderhack und Rattenfleisch

Aber wie wäre es, wenn der Mensch die Rolle der Eltern übernehmen und dieses Wissen weitergeben würde? Vor fast zwanzig Jahren zog der österreichische Biologe Johannes Fritz Waldrapp-Küken auf und prägte sie auf sich. Als sie flügge waren, brachte er sie dazu, einem Leichtflugzeug mit dem vertrauten Menschen darin ins Überwinterungsgebiet zu folgen.

Aus diesen erfolgreichen Versuchen ist das bedeutende Projekt «Reason for Hope» geworden. Menschentrainierte freifliegende Waldrappe und ihre Nachkommen brüten heute im bayerischen Burghausen, bei Salzburg, im österreichischen Rosegg, bei Überlingen, hoffentlich bald auch im Sargansertal.

Anne-Gabriela Schmalstieg und Corinna Esterer gehören zu den Routiniers des Waldrapp-Teams. Jahrelang haben sie nach der Methode von Johannes Fritz Waldrapp-Küken aufgezogen, haben sie trainiert und sind mit ihnen in die Toskana geflogen. Als Ziehmütter stellen sie sich voll in den Dienst der Tiere.

Sie kraulen die Küken mit den Fingerspitzen, wie es Waldrapp-Eltern mit dem Schnabel tun



«Komm, Waldi, komm.»

würden, ahmen Begrüssungsgesten der Vögel nach, vor allem füttern sie die Jungen alle zwei Stunden, «mit einer Mischung aus Rinderhack, Rattenfleisch, Insekten und mit einem Schuss Spucke», wie Esterer erklärt. «Die Verdauungsenzyme im Speichel helfen ihnen, das Futter gut zu verdauen.»

Wenn Esterer auf die Küken zugeht, sagt sie: «Komm, komm, Waldi, komm, komm.» Dieser Ruf ist das Mantra der Waldrapp-Schützer. Die Küken verbinden ihn schnell mit Nahrung und Geborgenheit. Später wird er das wichtigste Hilfsmittel sein, um die Jungvögel bei ihren menschlichen Zieheltern zu halten oder verirrt

Vögel zurück zur Gruppe zu holen. Die jungen Waldrappe sind bald auf Schmalstieg und Esterer geprägt – und nur auf sie, denn die Vögel sollen sich später im Leben nicht irgendeinem Zweibeiner anschliessen, sondern ausschliesslich den beiden Frauen folgen.

Wenn die Küken anderthalb Monate alt sind, ist es Zeit, in das Trainingslager am Wallersee im österreichischen Bundesland Salzburg umzuziehen. Die Halbstarcken platzen vor Tatendrang und schaffen, heftig flatternd, schon ein paar Flugmeter in der Voliere.

Am Wallersee müssen sie allerdings zunächst noch eine wichtige Lektion lernen, bevor sie die Freiheit kennenlernen: Sie müssen das dröhnende Leichtflugzeug zuerst als «normal» abspeichern. Jeden Tag fahren die beiden Frauen damit vor der Voliere hin und her und gewöhnen die Jungvögel an den Motorenlärm.

Aufbruch nach Italien

Dann kommt der grosse Tag, an dem die Waldrappe zum ersten Mal frei fliegen dürfen. Mit gewaltigem Kraftaufwand und baumelnden Beinen rudern sie über den Köpfen ihrer Ziehmütter durch die Luft. Doch nach einer halben Stunde Freiflug folgen alle dem Lockruf

von Schmalstieg und Esterer und kehren zurück.

Vier Wochen lang wird nun mit dem Flugzeug trainiert, bis die Jungvögel genügend Kondition und Geschicklichkeit aufgebaut haben. Dann bricht der Trupp nach Italien auf.

Die Waldrappe machen ihre Sache gut. Nach mehreren Etappen kommen alle sicher in der Toskana an. Drei Jahre lang werden sie hier in der Lagune von Orbetello leben, bis sie selbst alt genug sind, um Junge aufzuziehen. Erst dann werden sie sich auf den Weg zurück ins Brutgebiet machen. Sie werden den Weg finden. Es genügt, dass sie ihn ein einziges Mal zuvor geflogen sind.

Monument Berlusconi

«Silvio il Magnifico», wie ich ihn nenne, macht sich auf, eine rechte Superpartei zu bilden. Sie soll sein Vermächtnis bewahren. Gut, dass es ihn gibt.

Nicholas Farrell

Der Medienmogul und viermalige italienische Ministerpräsident Silvio Berlusconi, bekannt als «il Cavaliere» (der Ritter), ist so oft von den Toten auferstanden, um erneut in den Kampf zu ziehen, dass er mich an den kastilischen Ritter Rodrigo Díaz de Vivar erinnert, der als El Cid Bekanntheit erlangte.

Nachdem er 1099 in einer Schlacht gegen die Mauren tödlich verwundet worden war, setzten ihn seine Männer geschminkt und in voller Rüstung auf sein treues Pferd, um sie ein letztes Mal in den Kampf zu führen. Die Mauren, in der Annahme, El Cid sei von den Toten auferstanden, suchten erschrocken das Weite.

Heute wird der 84-jährige Berlusconi, der einst als Schlagersänger auf Kreuzfahrtschiffen arbeitete, inzwischen aber laut *Forbes* ein Vermögen von sieben Milliarden Euro besitzt, auf sein Pferd gesetzt, um seine vermutlich letzte politische Schlacht zu schlagen – die Bildung einer rechten Superpartei, die sein Vermächtnis bewahren und seine Nachfolge regeln soll.

Gnadenlose Schmutzkampagne

Berlusconi arbeitet meist «von zu Hause aus», in der Villa seiner Tochter Marina in Châteauneuf-Grasse oberhalb von Cannes. Über Zoom nimmt er als Abgeordneter an Sitzungen des Europäischen Parlaments teil, und er führt politische Gespräche mit Matteo Salvini, dem Chef der rechtsradikalen Lega, die – neben den postfaschistischen Fratelli d'Italia – bei Umfragen die meisten Stimmen erhält.

Beide Parteien kommen auf etwa 21 Prozent, während Berlusconis Mitte-rechts-Partei Forza Italia nur auf etwa 7 Prozent kommt und ebenso verblüht ist wie Berlusconi selbst. Aber die beiden anderen rechten Parteien brauchen die Forza Italia, wenn sie bei den nächsten Wahlen, die spätestens im Mai 2023 stattfinden müssen, die Mehrheit erringen wollen.

Berlusconi weiss, dass die Forza Italia seinen Tod nicht überleben wird. Er ist die Forza Italia in Person. Ihre einzige Überlebenschance ist aus seiner Sicht eine Allianz mit anderen. Dass die Forza Italia drei Minister im Kabinett von Mario Draghi stellt, verschafft Berlusconi mehr



«Ich bin kein Heiliger, alle wissen das»: Berlusconi, 1984.

Einfluss als seinerzeit im Amt des Ministerpräsidenten.

Anders als El Cid ist «il Cavaliere» nicht tot. 1997 überstand er Prostatakrebs, 2006 wurde ihm ein Herzschrittmacher, 2016 eine neue Herzklappe eingesetzt. 2009 warf ihm ein Demonstrant eine Alabasterminiatur des Mailänder Doms ins Gesicht, was zu einer gebrochenen Nase und dem Verlust von zwei Zähnen führte. Berlusconi hat sich mindestens einmal das Gesicht straffen sowie eine Haartransplantation durchführen lassen, und in der Öffentlichkeit tritt er stark geschminkt auf, was im TV ganz passabel aussieht, in natura allerdings, von Angesicht zu Angesicht, grotesk wirkt.

Zu allem Übel infizierte er sich im September vergangenen Jahres mit Covid-19, was er nach zehn Tagen in einem Mailänder Spital als «die

gefährlichste Herausforderung meines Lebens» bezeichnete, um mit charakteristischer Grossmäuligkeit hinzuzufügen: «Ich habe mir gesagt: «Schon wieder bist du davongekommen.»» Aber im März und April dieses Jahres war er wegen Long-Covid-Beschwerden erneut im Krankenhaus.

Als «Silvio il Magnifico» (wie ich ihn nenne) 1994 in die Politik ging, begannen die postkommunistischen Champagnerlinken, die sich als Hüter der italienischen Kultur verstehen, Berlusconi sogleich zu dämonisieren. Es war die gnadenloseste Schmutzkampagne, der ein demokratisch gewählter Politiker je ausgesetzt war – noch übler als die Kampagne von woken Linksliberalen gegen Donald Trump.

Berlusconi war 57, als er beschloss, «Italien vor den Kommunisten zu retten», wie er er-

klärte – nachdem Mailänder Staatsanwälte in dem Untersuchungskomplex «Mani pulite» die endemische Korruption der politischen Parteien ans Tageslicht gebracht hatten. Ungeschoren kam mysteriöserweise nur die KPI davon, im Nachkriegsitalien die grösste kommunistische Partei in Westeuropa.

Im Januar 1994, nur zwei Monate vor den Wahlen, gab Berlusconi in einem Video, das an die wichtigsten TV-Sender ging, die Gründung einer neuen Partei namens Forza Italia bekannt. Wie er auf dem ersten Parteitag im Februar erklärte, habe er sich von dem Humanisten Erasmus von Rotterdam inspirieren lassen, der in seiner Schrift «Lob der Torheit» (1509) ausführt, dass die wichtigsten Entscheidungen im Leben nicht auf Vernunft beruhen, sondern auf «visionärer Torheit». Erstaunlicherweise gewann Forza Italia die Wahlen.

2008 wurde Berlusconi zum letzten Mal zum Ministerpräsidenten gewählt – mit der grössten Mehrheit, die ein Ministerpräsident im Nachkriegsitalien je errungen hatte. Aus Sicht der Linken stellte sein Sieg freilich eine grosse Gefahr für die italienische Demokratie dar. Dass das Land seit Berlusconis Rücktritt 2011 keinen gewählten Ministerpräsidenten mehr hat, stellt offenbar keine Gefahr dar. Seit 2011 wurden insgesamt sechs Politiker in Hinterzimmern der Macht zu Ministerpräsidenten bestimmt.

Die italienischen Medien versicherten den internationalen Medien, die der ganzen Welt verkündeten: So sympathisch Berlusconi auch erscheinen mag, er ist ein Diktator, der die Medien knebelt und die Italiener einer Gehirnwäsche unterzieht. Das sei ihm möglich, wurde damals behauptet, weil er drei von vier privaten Fernsehsendern besitze und als Ministerpräsident die Besetzung der wichtigsten Stellen in den drei staatlichen Sendern kontrolliere.

Es hat ihm nicht geholfen. Die italienischen Medien sind mehrheitlich links – wie überall in der westlichen Welt. Aber sie mussten erklären, warum die Wähler an Berlusconi festhielten, selbst nachdem er 2003 in einem Interview für den *Spectator* erklärt hatte, dass Benito Mussolini (anders als Saddam Hussein) seine politischen

Die Anklage war absurd, aber alle Welt lachte über ihn. Und doch konnte er über sich selbst lachen.

Gegner nicht umbringen liess, sondern sie auf eine der atemberaubend schönen italienischen Inseln verbannte.

Das war mehr oder weniger die Wahrheit, aber die italienischen Medien flippten aus. Berlusconis Aussage diente ihnen als Beweis seiner faschistischen Gesinnung.

Doch die Italiener gaben ihm auch weiterhin ihre Stimme.

Berlusconi trat für freie Marktwirtschaft ein,

in der Sozialpolitik war er konservativ und als Unternehmer vor allem flexibel und tolerant. Ich kann mich an keinen rassistischen Ausspruch von ihm erinnern, es sei denn, man betrachtet, wie oft geschehen, seine Reaktion auf die Anschläge vom 11. September 2001 als rassistisch: «Wir müssen uns der Überlegenheit unserer Zivilisation bewusst sein, einer Ordnung, die Wohlstand, Achtung der Menschenrechte und – im Gegensatz zu islamischen Ländern – Achtung der religiösen und politischen Rechte garantiert.»

Im Jahr 2008 überwies er Oberst Gaddafi mehrere Milliarden Euro, um die illegale Migration über das Mittelmeer zu unterbinden. Ist das rassistisch?

Märtyrer für die Wähler

Die italienische Justiz, wie alle Institutionen in Italien stark politisiert und meist sehr links (besonders in Mailand), leitete im November 1994 sogleich ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Bestechung gegen ihn ein. Im Laufe seines politischen Lebens wendete er nach eigenen Angaben 770 Millionen Euro für 105 Anwälte auf und musste mehr als dreitausend Befragungen hinnehmen.

Doch je mehr die italienischen Journalisten und Staatsanwälte ihn als Faschisten, als Mafioso, als korrupten Steuerbetrüger und Pädophilen hinstellten, desto beliebter wurde er bei den Wählern. Für sie war er ein Märtyrer.

2013 wurde er wegen Steuerbetrugs durch ein Offshore-Unternehmen verurteilt, für das er zum Zeitpunkt der Straftat juristisch nicht verantwortlich war. Er wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, aus Altersgründen wurde die Strafe auf ein Jahr reduziert, und für fünf Jahre durfte er kein öffentliches Amt ausüben. Weil er über siebzig war, musste er die Haftstrafe jedoch nicht antreten.

Der Bunga-Bunga-Prozess, bei dem es um den Vorwurf der Förderung der Prostitution mit Minderjährigen ging, speziell um sexuelle Beziehungen mit der marokkanischen Bauchtänzerin Ruby Rubacuori (Herzensbrecherin), endete 2015 mit einem Freispruch. Beide Seiten erklärten, es habe nie Sex stattgefunden, und es gab keine Zeugen. Berlusconi, weit in den Siebzigern, hatte Prostatakrebs überstanden und ein schwaches Herz. Die Anklage war absurd, aber alle Welt lachte über ihn. Und doch konnte er bewundernswürdigerweise über sich selbst lachen. Er sagte: «Ich bin kein Heiliger, alle wissen das.» Und: «Es ist besser, schöne Mädchen zu mögen, als schwul zu sein.» Er sagte, er habe nie für Sex bezahlt. «Ich habe nie verstanden, welche Befriedigung darin liegt, wenn das Vergnügen der Eroberung fehlt.» *Meno male che Silvio c'è!*

Gut, dass es ihn gibt.

Nicholas Farrell ist ein englischer Journalist. Er lebt in Italien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Bersets Feldzug gegen Ungeimpfte

Es sei ein guter Moment, um sich impfen zu lassen, sagte der Gesundheitsminister anlässlich seiner ersten Pressekonferenz nach der Sommerpause. Er kündigte dabei wie geplant den Beginn der «Normalisierung» an, betonte jedoch: «Die Lage ist nicht so, dass wir die letzten Einschränkungen aufheben können.» Er verwies dabei auf die wieder steigenden Fallzahlen. Nun will er alles daran setzen, die Impfquote zu erhöhen.

Um die Pandemie trotz Delta-Variante kontrollieren zu können, müssten mindestens 85 Prozent vollständig geimpft sein, gab Patrick Mathys vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) kürzlich zu verstehen. Davon ist man weit entfernt. Trotz einer vier Millionen teuren Werbekampagne hat sich bloss die Hälfte der Bevölkerung immunisieren lassen. Jetzt soll ein neuer PR-Feldzug Unentschlossene überzeugen. Je steiler die Fallzahlen wieder ansteigen, desto schriller die Appelle zum Impfen.

Hat nicht der Gesundheitsminister immer wieder betont, man zwingt niemanden zur Impfung? Nun heizt er selbst die Jagd auf Menschen an, die sich nicht piksen lassen. So kritisierte er kürzlich die impfunwilligen Staats- und Regierungsräte: «Grundsätzlich finde ich es schwierig, an die Bevölkerung zu appellieren, die Impfung sei der beste Weg aus der Krise – und sich selbst nicht impfen zu lassen», so Berset. Sein Informationschef Peter Lauener sagt dazu, der Gesundheitsminister habe keine individuellen Entscheide kommentiert. Das brauchte er auch nicht. Auch so war vielen klar, gegen wen sich die Kritik richtete. Zum Beispiel gegen den Walliser FDP-Staatsrat Frédéric Favre.

Auch einzelne Kantone und Spitäler entpuppen sich als eifrige Jakobiner in Sachen Impfung: Wie auf Knopfdruck warnten plötzlich alle vor einem Kollaps des Gesundheitssystems; verbunden mit der Information, die meisten der Patienten seien nicht geimpft. Ist die Lage so dramatisch? Das BAG kann dazu vorläufig keine Angaben machen. Im Oberwallis hat man aber festgestellt, dass viele Junge mit mildem Krankheitsverlauf eingeliefert werden. Wer Kopfweg hat oder Durchfall, begibt sich in Spitalpflege. Ist das nicht eine Folge der Panikmache?

Fakt ist, dass Berset und seine Mitstreiter es versäumt haben, ein Dispositiv aufzubauen, um die Ferienrückkehrer auf Corona zu testen. Nun müssen die Ungeimpften als Sündenböcke für die steigenden Fallzahlen herhalten. *Hubert Mooser*

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo Digital:
8 Ausgaben nur Fr. 19.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Bittere Erkenntnis

Warum für Frauen eine Flüchtlingswelle aus Afghanistan zur existenziellen Frage werden kann.



Seit die Taliban Afghanistan gefühlt an einem Wochenende eingenommen haben, schlafe ich nicht mehr ruhig. Denn spätestens seit 2015 wissen wir Deutschen, dass es für uns keine Möglichkeit gibt, nein zu sagen. Ja, wenn in irgendeinem islamischen Land Krieg herrscht und es um die Aufnahme von Flüchtlingen geht, können wir uns sicher sein: Deutsche Politiker heben als Erstes die Hand und rufen: «Hierher!»

Wenn selbst der Kanzlerkandidat einer christlich-konservativen Partei damit wirbt, im Fall seiner Wahl alle afghanischen Ortskräfte aus Afghanistan zu holen, verrät dies viel über den Zustand der Union. Es zeigt das ganze Ausmass der tektonischen Verschiebung nach links unter Angela Merkel auf.

Dass alle Parteien ausser der AfD nach links gerückt sind, ändert nichts an der Tatsache, dass es trotzdem immer noch konservativ und liberal eingestellte Bürger gibt, die sich eine Mitte-rechts-Politik wünschen. Und so kann man natürlich Wahlversprechen abgeben, die vielleicht für Jutebeutel-Birte aus dem Berliner Prenzlauer Berg relevant sind. Man muss sich dann allerdings nicht wundern, dass einem die eigenen Wählerinnen wegrennen. Denn Birte wählt weiterhin Grün oder Links und der einstige CDU-Wähler aus Notwehr halt die AfD.

Deshalb befindet sich die CDU seit Jahren im Sinkflug. Die Union hat sich, wie übrigens auch die SPD, von den eigenen Wählern entfremdet. Statt die AfD durch eine klare konservative Kante zu marginalisieren, hilft man ihr bei der dauerhaften Etablierung. Man macht Politik für linksgerichtete Medien, die einen genauso wenig wählen wie eben-

diese Hipster-Birte aus dem Prenzlauer Berg. Mittlerweile liegt die Union je nach Umfrage nur noch einen Prozentpunkt vor der SPD. Die Gefahr eines Linksbündnisses besteht. Intern wird sogar der Austausch des Kanzlerkandidaten diskutiert – sechs Wochen vor der Bundestagswahl.

Dabei könnte die Lösung so einfach sein: Als liberal-konservative Wählerin bin ich genügsam geworden. Meine Stimme bekommt die Partei, die mir diese auswuchernde Zuwanderung vom Hals hält. Was für die Grünen-Wähler das Klima ist, ist für mich die Zu-

Meine Stimme bekommt die Partei, die mir diese auswuchernde Zuwanderung vom Hals hält.

wanderungspolitik: matchentscheidend. Sie wird die Zukunft dieses Landes bestimmen; kulturell und religiös, wirtschaftlich und in Bezug auf den inneren Frieden.

Für mich steht fest: Schlimmer als afghanische Flüchtlinge geht nicht. Seit 2015 werden, gemessen an der Anzahl der Asylbewerber, die meisten Sexualdelikte von Afghanen begangen. Allein 2016 waren 20,39 Prozent aller tatverdächtigen Asylbewerber im Bereich der Sexualdelikte Afghanen, obwohl sie zugleich nur 14,1 Prozent aller Asylbewerber ausmachten. Zum Vergleich: Syrer waren mit 21,5 Prozent aller Tatverdächtigen zwar noch häufiger vertreten, machten aber auch 39,2 Prozent aller Zuwanderer aus.

Das Verhindern einer noch grösseren Einwanderungswelle aus Afghanistan ist für mich, als Frau, zu einer existenziellen Frage geworden. Sie beeinflusst meine Sicherheit unmittelbar. Das heisst nicht, dass von deutschen Männern oder anderen Zuwanderern keine Gefahr für Frauen ausgeht. Aber jede weitere Zuwanderungswelle aus zutiefst frauenverachtenden Gesellschaften, wie Afghanistan eine ist, verstärkt das Problem in einem für mich nicht hinnehmbaren Mass – um vorerst nur das Hauptproblem zu nennen, das sich aus dieser Zuwanderung ergibt.

Weiter können nämlich nur 38,2 Prozent der Afghanen lesen und schreiben (Männer: 52 Prozent, Frauen: 24,2 Prozent). 99 Prozent der Afghanen befürworten die Scharia als offizielle Gesetzgebung. Und 79 Prozent sind der Meinung, dass Religionsabtrünnige mit dem Tod bestraft werden sollen. Das ergab eine Umfrage des Washingtoner Pew Research Center.

Zwanzig Jahre lang war man der Meinung, man könne den Menschen in Afghanistan Demokratie und westliche Werte vermitteln. Wenige Tage brauchte es, um diese Illusion Lügen zu strafen. Weil sich das Wertefundament der Afghanen nicht geändert hat. Weil es keine Loyalität und keine Ideale gab, für die man zu kämpfen bereit war. Kanzlerin Merkel sprach von einer bitteren Erkenntnis.

Die Frage ist: Beruht die Annahme, Millionen Zuwanderer aus dem islamischen Kulturkreis bei uns integrieren zu können, nicht auf derselben Fehleinschätzung?

Der gute Krieg

Ob Steinaxt oder Atombombe: Waffengewalt gehört zum Menschen. Allem Grauen zum Trotz kann Krieg unerwartet segensreich sein.

Wolfgang Koydl

So oder so ähnlich muss es sich abgespielt haben, vor mehr als 100 000 Jahren, lange bevor der Mensch Zeugnisse seiner Existenz hinterlassen wird: Eine Gruppe von Jägern und Sammlern schleicht sich an eine Wasserstelle, an der eine andere Horde lagert. Auch sie brauchen Wasser, wollen trinken. Mit Holzkeulen und Faustkeilen fallen die Angreifer über die arglosen Menschen her, töten sie und bringen die Wasserstelle in ihren Besitz.

Der Definition nach war das ein Krieg – die zielgerichtete, gewaltsame Handlung einer organisierten Gruppe gegen eine andere, wie es der amerikanische Anthropologe Brian Ferguson umschrieb. Oder in den Worten von Carl von Clausewitz: «Ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.»

Ob Steinaxt oder Atombombe: Der Krieg gehört zum Menschen. Warum er nicht über Gletscher schreibe, wurde Kurt Vonnegut, Autor des Antikriegsromans «Schlachthof 5», einmal gefragt. Die seien schliesslich ebenso unaufhaltsam wie Kriege. Fatalistisch fiel Sigmund Freuds Urteil aus: Kriege seien «naturgemäss, biologisch wohlbegründet, praktisch kaum vermeidbar».

Schimpansen und Bonobos

Aber sind sie wirklich nur grausam und sinnlos? Lohnen sie sich nicht gar, nicht nur für die Sieger, sondern zuweilen auch für die Verlierer? Haben sie nicht unbeabsichtigte positive Folgen? Die Frage tönt obszön, doch sie ist berechtigt. Denn wenn Krieg nur unsinnige Zerstörung bedeutete, würde die Menschheit ihn nicht immer wieder führen. Es gibt auch gute Kriege.

Für jede Gesellschaft, die je auf der Erde existierte, finden sich nach den Worten des Harvard-Archäologen Steven A. LeBlanc Beweise für kriegerische Handlungen. «Konservativ» schätzt er, dass ein Viertel aller Menschen zu allen Zeiten in Kämpfen getötet wurde. Schon vor 25 000 Jahren verewigten Höhlenmaler Scharmützel von Bogenschützen. Rund 13 000 Jahre alt sind die ältesten archäologischen Hinweise auf eine Schlacht bei Dschebel Sahaba im Nordsudan. Soldaten in voller



Vater aller Dinge: Henri Rousseaus «Krieg» (1894).

Rüstung wurden vor 6000 Jahren auf einem babylonischen Relief dargestellt.

Global betrachtet, ist Krieg alltäglich: Seit dem Zweiten Weltkrieg wurden 300 Kriege geführt, in denen schätzungsweise zwei Millionen Menschen starben. Frieden auf Erden herrschte während dieser Zeitspanne nur an 26 Tagen im September 1945.

Sind wir genetisch auf Krieg gepolt? Oder haben Sesshaftigkeit und der Besitz von Gütern Aggressionen geweckt? Die Frage ist in Wissenschaft und Philosophie bis heute umstritten, und auch ein Blick ins Tierreich hilft nicht weiter:

Kriege werden auch aus noblen Motiven geführt, etwa im Widerstand gegen Unterdrücker.

Schimpansen und Bonobos sind nicht nur eng miteinander, sondern auch mit uns verwandt. Doch derweil Schimpansen Krieg gegen andere Gruppen führen und dabei aus reinem Blutdurst auch Weibchen und Junge töten, verfolgen

Bonobos die Hippie-Strategie «Make love, not war». Fremden Artgenossen bieten sie Früchte an, kraulen und lausen sie und gehen dann rasch zum Sex mit den neuen Partnern über.

Allem Anschein nach ist der Mensch dem Schimpansen ähnlicher als dem Bonobo: Der Krieg, der «Sohn der Hölle», wie ihn Shakespeare nannte, liegt ihm näher als Frieden, obwohl er Tod und Vernichtung, Elend und Hunger, Vertreibung und Leid bedeutet. Seine Profiteure sind Eroberer, Sadisten, Waffenhändler und andere Kriegsgewinnler, die sich Territorium, Untertanen, Bodenschätze, Reichtümer, Märkte aneignen.

Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Für den Einzelnen ist das Grauen des Krieges fürchterlich, doch für die Gruppe, das Volk, die Nation kann sich dieser unerwartet segensreich auswirken. Schon Heraklit, der im Krieg den Vater aller Dinge sah, erkannte die zwei Gesichter. Die Freien «versklavt er», die Sklaven «setzt er frei».

Denn Kriege werden nicht nur aus niederen, sondern auch aus noblen Motiven geführt, etwa im Widerstand gegen Unterdrücker. In Morgar-

ten erkämpften die Eidgenossen, in Bannockburn die Schotten und in Gettysburg Amerikas Südstaaten-Schwarze ihre Freiheit. Dass Indien seine Unabhängigkeit friedlich errang, war der Ausnahmepersönlichkeit Mahatma Gandhis zu verdanken. Andere Kolonien wurden Fremdherrscher nur mit Waffengewalt los.

Bei Salamis und Marathon verteidigte Hellas westliche Kultur und Werte gegen das autoritäre Persien. Die Griechen warfen das türkische Joch nicht mit passivem Widerstand ab. Mit Kanonen, nicht mit Diplomatie wurde vor Wien das christliche Abendland verteidigt, und ohne den Zweiten Weltkrieg wäre der greise Führer eines nationalsozialistischen Europas wohl irgendwann in den siebziger Jahren friedlich in seiner Hauptstadt Germania gestorben.

Tatsächlich ist der fürchterlichste Krieg aller Zeiten in diesem Zusammenhang wohl ein gutes Beispiel. Angefacht von einem brutalen,

«Si vis pacem para bellum», sagten die Römer: Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor.

unmenschlichen Regime, forderte er Millionen Opfer, bevor er, dieser «totale Krieg», mit der totalen Niederlage des Aggressors endete. Doch so wie ein Waldbrand den Boden bereitet für neues Leben, entstand aus den Ruinen eine neue Welt. In Deutschland und in Japan schlug die Demokratie Wurzeln, in Westeuropa wurde sie gestärkt. Die Schrecken des Krieges bewogen Europas Völker, künftig auf Zusammenarbeit statt auf Konflikt zu setzen. Es war kein guter Krieg, aber er hatte positive Folgen.

Was im Grossen gilt, gilt auch im vermeintlich Kleinen. Viele Durchbrüche in Wissenschaft, Medizin und Technik wären ohne Kriege nicht möglich geworden: Fernrohr, Radar, Penicillin und Bluttransfusionen sind alles gleichsam Kollateralnutzen kriegerischer Handlungen.

Dramatisch sind gesellschaftliche Veränderungen, die von Kriegen ausgelöst werden. Allein unsere heutigen starken Nationalstaaten mit ihren zentralisierten Regierungen und organisierten Bürokratien, schreibt die kanadische Historikerin Margaret MacMillan, seien «das Produkt von Jahrhunderten der Kriegsführung», da nur solche Gemeinwesen die ökonomische und logistische Aufgabe eines Waffenganges bewältigen könnten.

Waren Kriege im Mittelalter eine Angelegenheit von Rittern und Söldnern, änderte sich das mit der Französischen Revolution und der Aushebung von Volksheeren. Nun wurden Bürger und Bauern eingezogen. Doch wer aufgerufen wurde, für König und Vaterland sein Leben zu opfern, forderte auch im Zivilleben Mitsprache. Ausserdem mussten Rekruten gesund und besser ausgebildet sein – Leistungen, die fortan der Staat zu erbringen hatte.

Auch der Lebensstandard der unteren Schichten verbesserte sich: Da viele Arbeiter im Krieg fielen, wurde Arbeitskraft knapp und teurer – wenn die Arbeit nicht von Frauen übernommen wurde. Der Umstand, dass diese in den beiden Weltkriegen in Rüstungsbetrieben schafften, verlieh der Frauenbewegung mehr Schub als jedes Feministenkränzchen. Der Vietnamkrieg wiederum bescherte der Bürgerrechtsbewegung einen Durchbruch, weil Amerika sah, wie viele Schwarze in den Mekong-Dschungeln krepiereten.

Säbelrassler werden Pazifisten

Nicht zuletzt ist der Krieg auch ein strenger Lehrmeister, der «Lernblockaden aufhebt», wie der Soziologe Karl Otto Hondrich erkannte. Deutschland, einst der lauteste Säbelrassler, nun der strengste Pazifist, ist ein Beispiel dafür; der Nahe Osten ein anderes. Da brauchte es drei Kriege, bevor die Bereitschaft zum Frieden von Camp David reifte.

Natürlich ist es besser, gesellschaftliche, wirtschaftliche und wissenschaftliche Fortschritte nicht auf Leichenbergen und verbrannter Erde aufzubauen. Diplomatie und Friedenssicherung haben Vorrang. Da wir aber, realistisch gesehen, den Krieg nicht abschaffen können, müssen wir ihn verstehen, auf ihn vorbereitet sein. «Si vis pacem para bellum», sagten die Römer: Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor.

Aber der Westen, eingelullt von einem langen Frieden, ignoriert den Krieg. Kriegsforschung wird kaum mehr betrieben, selbst an Militärakademien pflegt man eher die Erforschung des Friedens. Militärhistoriker werden als ewiggestrige Militaristen geschmäht.

Margaret MacMillan ist nicht die Einzige, der diese Entwicklung Sorgen bereitet. Denn ob wir es wollen oder nicht, der nächste Krieg kommt. Ihre Mahnung tönt daher nur auf den ersten Blick widersinnig: «Wir nehmen den Krieg nicht so ernst, wie er es verdient.»



„Ich interessiere mich für Ihre offenen Immobilienfonds...“

Scharfe alte Tante

In der amerikanischen Trash-Sendung «Mein peinlicher Sex-Unfall» geht es um Geschichten wie die des News-Moderators, der es mit der Wetterfee so intensiv treibt, dass die Frau danach im Spital landet. Oder von einem Mann, der besessen ist von feuriger Chilisauce und diese für ein erotisches Abenteuer benutzt. Hinterher muss auch er im *emergency room* behandelt werden.

Die Sendung mit Dauer-Orgasmen ist das am schlechtesten gemachte TV-Format, das ich je gesehen habe. Erspäht habe ich es auf dem Schweizer Privatsender TV 25. Dieser gehört CH Media, also den AZ Medien – und der NZZ. Die alte Tante ist in diesem Fall eine scharfe Tante.

CH Media hat auf seinen TV-Sendern mehr Schweizer Inhalte versprochen. Anregung: «Mein peinlicher Sex-Unfall» niveauvoller gestalten – und einschweizern.

Famos wäre eine Doppelmoderation. Mit AZ-Verleger Peter Wanner und NZZ-Chefredaktor Eric Gujer. Dieser hat schon TV-Erfahrung, als Gesprächsleiter von «NZZ Standpunkte». So würde auch er im Fernsehen ein Publikum finden.

René Hildbrand

Minderheiten statt Meriten

Will man dramatische Bilder vom Abstieg der Weltmacht Amerika, genügt ein Blick auf den Kabuler Flughafen. Will man wissen, wie und wo sich dieser Abstieg nachhaltiger und tiefgreifender vollzieht, muss man in Amerikas Universitäten gehen.

In Technik, Mathematik und Naturwissenschaften läuft China den USA den Rang ab. In Asien entsteht die neue Forschungsweltmacht.

Offen nennen nun drei Mathematiker aus New York, Irvine und Princeton den Grund: das verwarhlte Bildungssystem und die geistige Enge an den amerikanischen Universitäten. Minderheiten gehen vor Meriten, Quoten stehen über Qualifikation.

Amerika verdankte seine wissenschaftliche Exzellenz der Flucht europäischer Intellektueller vor den Nazis. US-Hochschulen ermöglichten Freiheit der Forschung.

Nun wandern Wissenschaftler nach China ab, weil dort Leistung, Intellekt und Qualität zählen. Das Land der Freien kann das nicht mehr garantieren. Hier zählen Intoleranz, Indoktrination und Ideologie. (ky)

Mut und Zuversicht

Nr. 33 – «Corona: Was jetzt zu tun ist»
Beda Stadler über Covid-19

Sich frei zu entscheiden, ob man sich impfen lassen will, ist ein Grundrecht eines jeden demokratischen und freiheitlichen Bürgers. Nur totalitäre Regierungen verordnen von oben herab Zwangsmassnahmen. Gesellschaftlichen Druck auf andersdenkende Bürger auszuüben, ist staatspolitisch mit Repressionen zu vergleichen, wie man es nur aus Diktaturen kennt. Angst war schon immer ein schlechter Ratgeber. Wer sich von Angst leiten lässt, hat sich schon in die Panikspirale begeben. Eine gute, zukunftsorientierte Regierung strahlt gegenüber dem Volk Mut und Zuversicht aus. Die Schweizer Regierung verhält sich aber seit über anderthalb Jahren wie das Kaninchen vor der Schlange. Verängstigt erlässt die Regierung permanent neue Einschränkungen, oder bestehende werden mutlos weitergeführt.

Koni Rüegg, Ebnat-Kappel SG

Bis vor kurzem hiess es noch, die Durchimpfung beende bald die «Corona-Pandemie» – inzwischen schwindet dieser Glaube. In Ländern wie Israel mit hoher Impftrate explodieren derzeit die Neuinfektionen, und der Glaube an den Totalschutz der (umstrittenen) Impfungen sinkt rasch – mit Recht. Eine Dritt- und bald eine Viertimpfung stehen an ... die Pharmaindustrie wird's freuen. Derweil werden harmlose, gesunde Impfskeptiker als «Verweigerer» und «Impftrödler» bezeichnet. Die Gefahr, dass sie geächtet werden, nimmt rapide zu. Wenn aber jemand geächtet werden sollte, dann sind es die vie-

len (vorwiegend jungen) Ferienflieger, Partylöwen und Quarantänebrecher, die uns derzeit traumhafte Zahlen von Neuanssteckungen bereiten. Wann endlich wird der homo (sapiens) diese Zusammenhänge durchschauen?

Jürg Lietha, Frauenkappelen

Worte wie Balsam

Nr. 32 – «Schlechte Spaltung, gute Spaltung»
Christoph Mörgeli über Simonetta Sommaruga

Die Kolumne ist einmal mehr einfach der Hammer. Wie schon so oft empfand ich diese Worte wie Balsam. Endlich sagt jemand deutsch und deutlich, was gesagt werden muss. Ich danke der *Weltwoche* für diesen wöchentlichen Kolumnengenuss.

René Hodel, Zürich

Exorbitante Bürokratie

Nr. 32 – «In Frankreich schwelt ein Bürgerkrieg»
Jürg Altwegg über den Philosophen Gaspard Koenig

Philosoph Gaspard Koenig geisselt die Bürokratie in Frankreich und plant den Widerstand. Mitte der 80er Jahre war ich in einem Forschungslabor in der Nähe von Versailles tätig und staunte bereits damals über die exorbitante Bürokratie des Zentralstaats. Mein Chef lehrte mich: «L'état est un monstre froid. Il faut se débrouiller, il faut chercher les trous.» Bei meiner späteren langen Tätigkeit im Sold des Bundes musste ich feststellen, dass die Bürokratie stetig wuchs. Alles, was einmal einfach war, wurde verkompliziert. Trotz der vielgelobten Digitalisierung, die angeblich alles einfacher machen sollte. Zunehmend kam ich zum Schluss, dass wir eines Tages wohl nicht an äusseren Feinden, sondern an

der Bürokratie zugrunde gehen werden. Jetzt scheint es in Frankreich so weit zu sein.

Andreas Baumgartner, Bern

Nie bereit

Nr. 32 – «Der Sinn des Lebens»
Editorial von Roger Köppel

Seit vielen Jahren bin ich eine begeisterte Leserin. Ich schätze das Engagement von Herrn Köppel. Er thematisiert mutig Missstände und deckt Unrecht auf. Aber die Behauptung in diesem Leitartikel – notabene aus dem Mund eines Mannes –, die meisten Frauen ohne Kinder seien unglücklich, ist absurd. Mein Mann und ich haben uns vor vierzig Jahren bewusst gegen Kinder entschieden und dies nie bereut. Viele mit uns befreundete, kinderlose Ehepaare empfinden gleich. Als glückliche Frau verzeihe ich Herrn Köppel aber diese kecke Aussage über frauliches Befinden und werde der *Weltwoche* weiterhin treu bleiben.

Brigitte Schwendimann, Arni

Familien sind Egoisten. Die meisten der heutigen Mütter entfernen jegliche Stolpersteine aus dem Leben ihres Nachwuchses. Sie produzieren damit wenig belastbare Erwachsene, die schnell überfordert sind. Gute Familien, gute Kinder? Wenn Eltern ihre Kinder in diesem Sinn erziehen, gibt es keine guten Kinder und erst recht keine Weltverbesserung.

Doris Schöni, Muri b. Bern

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fürstin Marie von und zu Liechtenstein (1940–2021) Isaac Donald Everly (1937–2021)



Mitgefühl: Fürstin Marie, Hans-Adam II.

Die blau-roten Flaggen hängen im gesamten Fürstentum auf halbmast. Die Regierung hat eine siebentägige Staatstrauer angeordnet. Ihre Durchlaucht Fürstin Marie von und zu Liechtenstein ist am vergangenen Samstag im Kreis ihrer Familie verstorben. Sie zeichnete sich aus durch ihr grosses Solidaritätsempfinden und war vor allem für ihren Einsatz und ihre Sorge um das Wohlergehen für andere bekannt. In verschiedensten Funktionen half sie in Not geratenen Menschen, beispielsweise als Präsidentin des Vereins für Heilpädagogische Hilfe, als Schirmherrin beim Verband der liechtensteinischen Familienhilfe und beim liechtensteinischen Roten Kreuz.

Am 14. April 1940 in Prag geboren, war Fürstin Marie gezwungen, mit ihrer Familie nach Baden-Württemberg zu fliehen, wo sie in Ering am Inn die Volksschule besuchte und anschliessend im Kloster Wald das Gymnasium. Entsprechend galt ihr besonderes Mitgefühl stets jenen, deren frühe Lebensjahre von Unsicherheiten und Turbulenzen geprägt waren – etwa den Opfern des Krieges im Südosten Europas.

Daneben lag das Hauptaugenmerk der Fürstin auf dem Wohl ihrer Familie, ihrer vier Kinder, darunter der heutige Erbprinz Alois von und zu Liechtenstein, sowie ihrer Enkel. 1965 verlobte sie sich mit Fürst Hans-Adam II. und heiratete diesen im Juli 1967 in Vaduz, in der Pfarrkirche St. Florin. Nur wenige Schritte von der Kirche entfernt steht noch heute eine Büste des ehemaligen Fürstenpaares Fürst Franz Josef II. und Fürstin Gina.

Es gibt ein Foto von 1966, ein Jahr vor der Hochzeit von Fürstin Marie und Fürst Hans-Adam II. Darauf zu sehen ist das junge Brautpaar, sitzend, die Blicke aufeinander gerichtet, die Hände aber nicht ineinander verschränkt, und an den jeweiligen Rändern der Fotografie Fürst Franz Josef II. und Fürstin Gina. Auch sie blicken einander an und haben die Hand auf den Rücken des jungen Brautpaares gelegt, als gäben sie die Tradition weiter, die sie in Liechtenstein erbauten. Die Fotografie strahlt eine Balance aus, die das Fürstenhaus von Liechtenstein seit je auszeichnet, eine Balance zwischen Aufrichtigkeit und Förmlichkeit.

Dafür wurde das Fürstenhaus in Liechtenstein immer geschätzt und wird es weiterhin. Liechtenstein kondoliert dem Fürstenhaus. «Mit ihrem grenzenlosen Grossmut bleibt sie uns ein Vorbild», schrieb Regierungschef Daniel Risch, und der Landtagspräsident Albert Frick betonte den «unermüdlichen Einsatz für Menschen in Bedrängnis» Ihrer Durchlaucht Fürstin Marie. *Anton Beck*

Vor ein paar Jahren hat Keith Richards den Satz formuliert, der Don Everly ein wenig von seiner Individualität zurückgab: dass nämlich Don nicht nur die Hälfte eines berühmten Gesangsduos, sondern auch «one of the finest rhythm players» an der Gitarre sei. Das war wichtig, denn man denkt ja vor allem an den makellosen Gesang der Everly Brothers. Mit seiner Bemerkung erinnerte Richards aber auch an die Akzente, die der clevere Rhythmusgitarrist etwa in «Wake Up Little Susie» einschob, und die dem Song einen frivolen Kick gaben. Schon der erste Hit der Brüder, «Bye Bye Love», hatte diesen besonderen Touch. Der überirdische Harmoniegesang erzählte von der Unendlichkeit der Sehnsucht so vollendet, dass es beinahe weh tat. Doch dann mischte Don mit seiner Gibson lässig ein paar kantige Bluesakkorde unter

und machte so den leichtfüssigen Song zu einer coolen Hymne.

Ursprünglich kamen Don und sein jüngerer Bruder Phil von der Countrymusik; Vater Ike, ein ehemaliger *coal miner*, liebte es, mit Ehefrau Margaret und Söhnen als «The Everly Family» zu Hause in Iowa aufzutreten. Ende der fünfziger Jahre haben die Brüder mit ihrem unverwechselbaren Harmoniegesang «die Geburt des Rock 'n' Roll miterlebt und mitgestaltet» (Paul Simon). Und wirklich alle waren von ihren Vocals fasziniert – Beatles, Simon & Garfunkel, Hollies, Crosby, Stills and Nash, und selbst Norah Jones nahm mit Billy Joe Armstrong ein anrührendes Tribute-Album («Foreverly») auf.

Doch der Erfolg ihrer Bewunderer und Nachahmer liess den Sound der Brüder irgendwann verblassen. Am 14. Juli 1973 warf Phil Everly seinem Bruder während eines Konzerts in Kalifornien die Gitarre vor die Füsse, und Don musste dem geschockten Publikum das Ende erklären: «Die Everly Brothers sind schon vor zehn Jahren gestorben.» Ein paar Jahre verkehrten die beiden nicht mehr miteinander. 2014 starb Phil mit 74 Jahren; vor wenigen Tagen Don mit 84. *The day the music has died*, mag sein. Aber ihr Gesang, ihre Songs sind unauslöschlich ins Gedächtnis des 20. Jahrhunderts eingraviert.

Thomas Würdehoff



Überirdisch: Don (r.) und Phil Everly.

Es braucht Thomas Jordan

Die Schweizerische Nationalbank brilliert mit altmodischer Stabilität.



Jetzt gilt es ernst für alle, die sich im Home-Office ein angenehmes Leben eingerichtet haben und das nicht mehr missen möchten. Werden sie daran festhalten, auch wenn ihnen daraus Nachteile erwachsen? Eine Firma nach der anderen will jetzt teilweise und allmählich wieder auf den normalen Büroalltag mit Präsenz im Betrieb umstellen. Apple hat die Rückkehr zur Präsenz im Büro etwas hinausgeschoben, bleibt aber trotz Unmut von Mitarbeitern dabei – bemerkenswert für ein Unternehmen, das geschäftlich stark in der Online-Welt lebt.

Ins Auge sprang jüngst die in Medien verbreitete Kritik des SBB-Chefs Vincent Ducrot an der Effizienz von Home-Office. Vor Monaten wurde nach seinen Worten die Weisung notwendig, Home-Office an Auslandsstandorten fürs inländische Personal zu untersagen. Büroleute an schönen Ferienorten vor dem Bildschirm und das Zugpersonal im täglichen Stress an der Verkehrsfront – diesen Kontrast wollte man nicht. Ducrot bemängelte auch, beim Home-Office-Regime würden viele Themen in der Führung nicht mehr richtig diskutiert, und die Produktivität leide, wenn die persönlichen Begegnungen in Beziehungsnetzen fehlten.

Home-Office-Fans wenden ein, dass ihre Arbeit ja umso produktiver sei, als Aufwand und Kräfteverschleiss für den Arbeitsweg entfielen; diese Einsparung nütze grossenteils auch der Firma. Leerläufe der Bürokratie und unproduktive Revierkämpfe am Arbeitsort fielen ebenfalls weg, Home-Office bringe also Mehrleistungen.

Wie ist es nun aber, wenn die Rückkehr ins Büro zunächst einmal freiwillig ist, wenn man also wählen kann zwischen Arbeit zu Hause und Pendeln? Ist das Wort «freiwillig» eine gute Nachricht für die Home-Office-Liebhaber? Auf den ersten Blick ja, denn so können sie ihre Neigung vorläufig ausleben, sind nicht zur Aufgabe gezwungen.

Überlegt man es genauer, sieht es für das Home-Office-Lager aber weniger rosig aus. Firmen können auf die Idee kommen, für gewisse Vorzüge des Home-Office eine Art Ausgleich zu verlangen. Amerikanische Technologiekonzerne etwa fassen für Mitarbeiter, die in der Corona-Home-Office-Zeit in günstigere Gegenden gezogen sind, nun offenbar einen Lohnabschlag ins Auge, weil deren Kosten ja gesunken seien.

In der Schweiz sind die Zusammenhänge nicht so direkt, aber es ist zu erwarten, dass es für die persönliche Karriere eine Rolle spielt, ob man in der Firma bei den formellen und informellen Treffen von Personen selbst dabei ist oder nicht. Die Beziehungspflege, das «Dabeisein», ist von draussen her, von ferne am Bildschirm, schwierig. Es kann sein, dass Home-Office-Leute ihr komfortables Leben mit Nachteilen bei Karrierefortschritten und Lohnentwicklung erkaufen müssen.

Thomas Jordans Statur

Das war ein Blitz. Zu Wochenbeginn kam von der Schweizerischen Nationalbank (SNB) die Meldung, dass sich der Direktoriumspräsident Thomas Jordan übers Wochenende einem medizinischen Eingriff habe unterziehen müssen;

dieser sei erfolgreich verlaufen, und Jordan befinde sich in guter Verfassung. Nach der ärztlich empfohlenen Erholungsphase werde er sich wieder voll den SNB-Amtsgeschäften widmen können.

Dass Jordan irgendwie durch eine Störung kurz zur Seite geschubst werden könnte, vermochte man sich bisher kaum vorzustellen. Schon rein äusserlich hat der Nationalbank-Präsident mit seiner grossen Statur, dem ruhigen Auftreten, der zurückhaltenden Stimme und sparsamen Sprache jeweils Entschlossenheit und so etwas wie altmodische Unbeirrbarkeit verkörpert. Das gilt auch inhaltlich mit Blick auf Geldpolitik, Ökonomie und Zeitgeist. Jordan hat sich nicht auf die umwelt- und klimaktivistischen Strömungen eingelassen, die jetzt sonst im ganzen Finanzsektor auf eine zentralverwaltungsähnliche grüne Steuerung des Investitionsverhaltens abzielen.

Er orientiert sich stärker an den Marktkräften als an Kolleginnen und Kollegen in anderen Zentralbanken, ist kein Spieler – wobei er die überschwemmungsmässige Geldpolitik der anderen doch grossenteils mitmacht und die Wirtschaft mit Negativzinsen quält, um den Franken-Wechselkurs auf dem Niveau zu halten, das er und seine Leute für richtig erachten mit Blick auf die Exportwirtschaft.

Mit seiner Politik hat Jordan gewaltige Währungsreserven angehäuft – eine Bilanz mit einer Billion Franken. Und das Pikante: Es braucht jetzt einen Verteidiger dieses Schatzes gegen die Begehrlichkeiten von Umverteilungspolitikern, der eine grosse Statur hat, kein Spieler ist, entschlossen und unbeirrbar.



Schönheit und Charakter.

St. Moritz – eine Entdeckungsreise

Die Perle des Oberengadins hat nichts von ihrer Anziehungskraft verloren.

Die alpine Bergwelt des Oberengadins lässt sich am Ende des Sommers besonders intensiv erleben. Für Kunstinteressierte und Sportbegeisterte gilt die Zeit von Mitte August bis Ende Oktober als Geheimtipp. Um die spätsommerlichen Schönheiten des

weltberühmten Ferienortes zu ergründen, hat die *Weltwoche* vier ihrer besten Autoren nach St. Moritz geschickt: Michael Bahnerth isst mit den Nachfahren von Giovanni Segantini in dessen Chalet zu Abend. Florian Schwab studiert den speziellen Charakter

dieser Sommersaison. Thomas Renggli erlebt die Überraschungen des St. Moritzersees, und Gion Mathias Cavelti hat zwei Abende in der legendären «Renaissance»-Bar des legendären «Badrutt's Palace»-Hotels verbracht.



Dieser Themenschwerpunkt entstand in Zusammenarbeit mit Engadin St. Moritz Tourismus. Leserinnen und Leser der *Weltwoche* haben die Gelegenheit, die beschriebenen Angebote nachzuerleben – und noch vieles mehr. Jetzt auf www.stmoritz.com/weltwoche buchen.



Fest des alpinen Lebens

Im Lockdown-Sommer 2020 haben sich Schweizer Touristen neu in St. Moritz verliebt. Die Romanze hält bis heute an.

Florian Schwab

Wer derzeit nach St. Moritz reist, tut dies einerseits mit Freude. Immerhin ist der Sommer im Oberengadin eine spezielle Erfahrung. Etwas ruhiger und besonnener als der Winter, wenn sich viel Prominenz einfindet und die Abfahrtsjagden auf Ski sich mit nächtlichen Feiern abwechseln. Dann ist es oft, als habe sich der Ort in ein Abendkleid geworfen und seinen besten Schmuck angelegt.

Im Sommer und im Herbst hingegen tritt die natürliche Schönheit von St. Moritz in ihrer klarsten Form zutage. Eingebettet in die «reine scharfe Lichtwelt» (Friedrich Nietzsche), vermengt sich das dunkle Grün der Tannen- und Arvenwälder mit dem blauen See und den wechselhaften Schattierungen des Himmels zu einem Gemälde fast übersinnlicher Schönheit. Wenn man Glück hat wie dieses Jahr, sind sogar die Berggipfel manchmal weiss eingezuckert.

Aber als Liebhaber des Oberengadins fragt man sich heute trotzdem mit etwas bangem Gefühl: Wie geht es St. Moritz? Denn das Engadin braucht St. Moritz. Die Sommersaison braucht die Wintersaison. Und umgekehrt. Der Schrecken des vergangenen Winters, als das Traditionshaus «Badrutt's Palace», wohl erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg, grösstenteils geschlossen blieb, steckt noch in den Knochen.

Das Wichtigste: Es hat Leute!

Während des letzten Lockdown-Sommers vor einem Jahr konnte man in St. Moritz eine Liebesgeschichte erleben. Schweizer Sommer-touristen, die seit Jahren eher weit weg oder ans Mittelmeer gereist waren, blieben im Lande und lernten den Hauptort des Engadiner Alpentourismus neu kennen und schätzen. Gleichzeitig war die Schweiz – war St. Moritz – für die zahlreichen Liebhaberinnen und Liebhaber aus der ganzen Welt geschlossen.

Wir wollen herausfinden, was von der wiederentflammten Liebe übriggeblieben ist. Zu diesem Zweck reisen wir drei Tage nach St. Moritz, sprechen mit Gästen und Einheimischen. Wenn man, von Celerina her kommend, durch die enge Charnadüra-Schlucht nach St. Moritz hinauffährt – in der Rhätischen Bahn ist das Er-



«Wunderschöne Aufgabe»: Hoteliären Francesca (l.) und Daniela Märky.

lebnis besonders intensiv – und schliesslich die Ortseinfahrt passiert, geht jedes Mal ein imaginärer Vorhang auf: Bühne frei für St. Moritz!

Unser Weg führt uns zuerst ins Dorfzentrum an die Via Maistra, die Hauptstrasse. Der weiterhin berühmte Delikatessen- und Kaviarladen Glattfelder ist noch da. Allzu schlecht kann es um St. Moritz also nicht bestellt sein. Die Gäste auf der Terrasse des «Hauser Hotels St. Moritz» strahlen, wie man es gewöhnt ist, sportliche Lockerheit aus. Und etwas weiter oben hat die geschichtsträchtige Confiserie Hanselmann den Dorfplatz mit einem Strassencafé in Beschlag genommen. Das Wichtigste: Es hat Leute! Der Sprache nach sind es immer noch viele Schweizer, auch wenn sich teilweise Italienisch und Hochdeutsch vernehmen lassen. Das *Street*-Hanselmann ist bis zum letzten Tisch besetzt. Vor allem von Familien, welche die Höhenluft auf sich wirken lassen.

Also kehren wir, ein paar Meter weiter, in der Metzgerei Hatecke ein, die hier ein kleines Strassenrestaurant unterhält. Der grosszügige



Eine Art Aufbruchstimmung:

Bündner Teller, die Spezialität des Hauses, erinnert einen daran, um welch grandiose Erfindung es sich beim Bündnerfleisch handelt.

Der Kellner, der emsig und freundlich seine recht zahlreichen Gäste bedient, ist guter Laune. Ja, antwortet er auf die entsprechende Frage, die Sommersaison laufe sehr gut. Es sei zwar nicht so «verrückt» wie letztes Jahr, als man praktisch überrannt worden sei, aber die Hoteliers und Gastwirte seien zufrieden.

Wir treffen die junge Hotelière Francesca Märky, deren Familie das Hotel «Steffani» besitzt. Mit ihrer Schwester Daniela zusammen leitet sie seit dem Frühling 2017 den Familienbetrieb in vierter Generation. Sie bestätigt das, was sich bereits an der Via Maistra gezeigt hat: St. Moritz zieht auch in diesem Sommer viele Schweizer an. Als Jugendliche habe sie nie gedacht, dass sie einmal den elterlichen Betrieb übernehmen würde, erzählt sie, und blinzelt in die Engadiner Sonne. «Es gibt ja Zeiten, da will man unter keinen Umständen das Gleiche machen wie die Eltern.» Trotz aller Coronawidrigkeiten habe sie es bisher nicht bereut. Ein solches Traditionshaus zu leiten und in die Moderne zu führen, sei eine «wunderschöne Aufgabe». Insbesondere mit Blick auf die letzten Jahre, als wieder «Gäste nach St. Moritz gekommen sind, die unter normalen Bedingungen ihre Sommerferien woanders verbracht» hätten. Sie hätten sich davon überzeugen können, dass St. Moritz «mehr ist als Polo und White Turf».

Was sagen denn die Gäste? In der Bar eines anderen St. Moritzer Hauses, des Hotels «Waldhaus am See», das bekannt ist für die grösste Whisky-Auswahl der Welt, sprechen wir mit einer jungen Österreicherin, die eben von der Mittelmeerinsel Santorin gekommen ist – über den Umweg Smog-Hölle Mailand. Nach der Hitze des Mittelmeers lobt sie die «Sommer-



St. Moritz im Sommer.

frische», die man hier in St. Moritz erleben kann. Der Ausblick sei «wie für Götter geschaffen». Den Nachmittag hat sie im örtlichen Hallenbad verbracht. Auch dieses kriegt einen Superlativ: «Es ist das schönste Schwimmbad, in dem ich je war!»

Tiger Woods im «Palace»

Es scheint ganz, als lerne man in der «Waldhaus»-Bar die richtig eingefleischten Liebhaber des St. Moritzer Sommers kennen. So auch das Ehepaar Schneider aus Lachen im Kanton Schwyz. Seit zwanzig Jahren kommen sie jährlich ins Engadin. «Zwei Wochen im Sommer, zwei Wochen im Winter», erklärt Ernst Schneider, der früher als Privatkundenberater bei einer Bank gearbeitet hat. Und seine Frau ergänzt: «Das Schöne im Sommer ist, dass eher die normalen Leute herkommen.» Ein bisheriger Höhepunkt ihres diesjährigen Aufenthalts: die 1.-August-Feier,

«Es gibt ja Zeiten, da will man unter keinen Umständen das Gleiche machen wie die Eltern.»

an der Christoph Blocher und der ehemalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder aufgetreten seien. In diesem und im letzten Jahr, so ihr Eindruck, sei auch die Preispolitik der St. Moritzer Touristiker etwas freundlicher geworden. Wir erinnern uns an einen Ausspruch von Gästen aus Polen, den «Steffani»-Wirtin Francesca Märky verkündet hat: «Ihr seid ja gar nicht teurer als Österreich!»

Ebenfalls seit Jahrzehnten ein Stammgast von St. Moritz ist Herbert Schibler aus Olten, der früher geschäftsleitend im Kulturbereich aktiv war. Er kommt seit 1984 und nächtigt jeweils im «Waldhaus am See». «Als ich das

erste Mal über den Julier gefahren bin, habe ich mich unwiderruflich in die Gegend verliebt.» Schibler bezeichnet sich als «typischen Sommergast». Neben der schönen Landschaft und etwas sportlicher Betätigung beim Wandern sucht er vor allem kulturelle Höhepunkte. Er besuche sporadisch die Konzerte des Festival da Jazz. Besonders angetan habe es ihm aber das Engadin-Festival, an dem die klassische Musik im Vordergrund steht. «Hier kann man Weltgrößen antreffen wie die argentinische Pianistin Martha Argerich oder die Violonistin Janine Jansen!»

Schibler findet es schade, dass St. Moritz «teilweise ein Schickimicki-Image» habe. Das werde dem Ort nicht gerecht. Klar, mit der britischen Noblesse, die im Hotel «Suvretta House» nächtigt, habe er nicht allzu viele Berührungspunkte. Auch dass Golfstar «Tiger Woods schon einmal eine ganze Etage im «Palace» bucht, stört nicht – eher im Gegenteil».

Aus offizieller Perspektive tönt es ähnlich. Marijana Jakic, die bei der Tourismusorganisation Engadin St. Moritz die Marke St. Moritz verantwortet, beobachtet zwar eine «teilweise «Normalisierung» der St.-Moritz-Gäste bezüglich ihrer geografischen Herkunft. «Im Jahr 2020 hatten wir bei den Schweizer Gästen ein Plus von 60 Prozent – das zu wiederholen, ist natürlich schwierig.» Dass viele Schweizer Gäste nach Jahren der Abwesenheit St. Moritz neu entdeckt hätten, «stimmt uns zuversichtlich für die Zukunft».

In der Hotellerie spürt man gar eine Art Aufbruchstimmung; zwei der führenden Häuser im mittleren Segment, das «Steffani» und das «Waldhaus am See», sind vor einigen Jahren an die jüngere Generation übergegangen und trauen sich etwas zu. Die Zimmer beider Hotels erstrahlen in frischrenoviertem Glanz. Francesca Märky hat kreative Pläne mit dem

«Vivai», dem hoteleigenen Klub, und Sandro Bernasconi, der den jahrzehntelangen Pachtvertrag seines Vaters im «Waldhaus am See» übernommen hat, baut im Bereich Whisky aus. Derzeit können sich Gäste aus einem in St. Moritz destillierten Fass ihre eigenen Flaschen abfüllen lassen. Auch in der Fünf-Sterne-Kategorie herrscht Zuversicht. Das «Kempinski» hat seinen Pachtvertrag im ehemaligen Heilbad verlängert, und der Bau eines neuen Luxushotels im ehemaligen «La Margna», direkt über dem Hauptbahnhof, schreitet mit grossen Schritten voran.

Es geht St. Moritz also, den Umständen entsprechend, hervorragend. Ob auch die frische Liebe der Schweizer zum Ferienort anhalten wird, wird sich zeigen. «Steffani»-Eigentümerin Francesca Märky ist zuversichtlich. «Veränderungen, wie wir sie in den letzten zwei Jahren erlebt haben, bergen immer auch Chancen.» Die Chance zum Beispiel, mit einer etwas wilderen und jüngeren Gästemischung an alte touristische Erfolge anzuknüpfen. «Darauf freuen wir uns in St. Moritz.»

ANGEBOT

Aquatastic: Erleben Sie Berge, Strand und Wasser! Beinhaltet drei Übernachtungen in teilnehmenden Dreisterne-Hotels mit Welcome Drink, drei Dine-Around-Menus in ausgewählten Restaurants, ein See-Picknick für unterwegs, Tickets für die öffentlichen Verkehrsmittel (inkl. Bergbahnen).
Je nach Datum ab ca. 400 Fr. pro Person.
Jetzt Angebote und Hotels buchen unter www.stmoritz.com/weltwoche



Ikarus der Malerei

Zu Besuch bei Giovanni Segantinis lichtdurchdrungenen Bildwelten und in seinem vom Kerzenlicht beschienenen Wohnzimmer.

Michael Bahnerth

Dann versanken die Gipfel zum letzten Mal im Licht und zum ersten Mal seit Tagen in diesem zu Ende gehenden September 1899. Da waren an allem zehrende Winde, durchdringende Kälte und Schneestürme oben auf dem Schafberg, der 2731 Meter in den Himmel ragt und auf dem eine kleine Hütte aus Stein immer noch steht, in der der Maler Giovanni Segantini auf der Suche nach einem Licht war, in dem Unvergänglichkeit schien und der Gott allen Lebens. Das Bild, das er vollenden wollte da oben, wo die Welt den Himmel berührt, war das letzte seines Triptychons über den ewigen Zauber der Berge und in deren Licht und Schatten kraxelnder Menschen; er malte das Sein.

Als die Sonne am 28. September, einem Donnerstag, durch das Wolkendickicht des Oberengadins brach, wachte Segantini kurz auf. Seine Frau war bei ihm, die auf dem Weg zu ihrer todkranken Mutter gewesen und umgekehrt war, als ihr in ihrem Unterwegs zum Sterben eilig mitgeteilt wurde, dass ihr Mann oben auf dem Schafberg lag und zu krank war, um im Tal vielleicht gerettet werden zu können. Sein ältester Sohn Gottardo war jene Wegwindungen von Pontresina her hinaufgestiegen, die seine jüngeren Brüder Alberto und Mario hinuntergelaufen waren, um den Arzt zu holen, und die jetzt, zusammen mit ihrer Schwester Bianca, in einem Hotel bangend warteten und die Zeit mit dem Erzählen glücklicher Erinnerungen überbrückten. «Weisst du noch?»

Bildkämpfer und Kämpferkünstler

Segantini erwachte aus seinem Morphinschlaf, als das Licht zurückkam in die Welt. Gottardo stand an seinem Bett, der Arzt, seine Frau Bice und Baba, die den Segantinis den Haushalt führte, ihm Modell und gleichzeitig die beste Freundin seiner Frau Bice war und zur Familie gehörte. Stärker als die Hoffnung lebte das Licht an jenem Abend, das sich wie ein Zauber über all die Täler, Gletscher und Berggipfel legte.

Ganz unten im Tal schimmerten die Seen wie flüssiges Gold, der St. Moritzersee, der



Nische der Zeitlosigkeit: Bugatti-Salon.

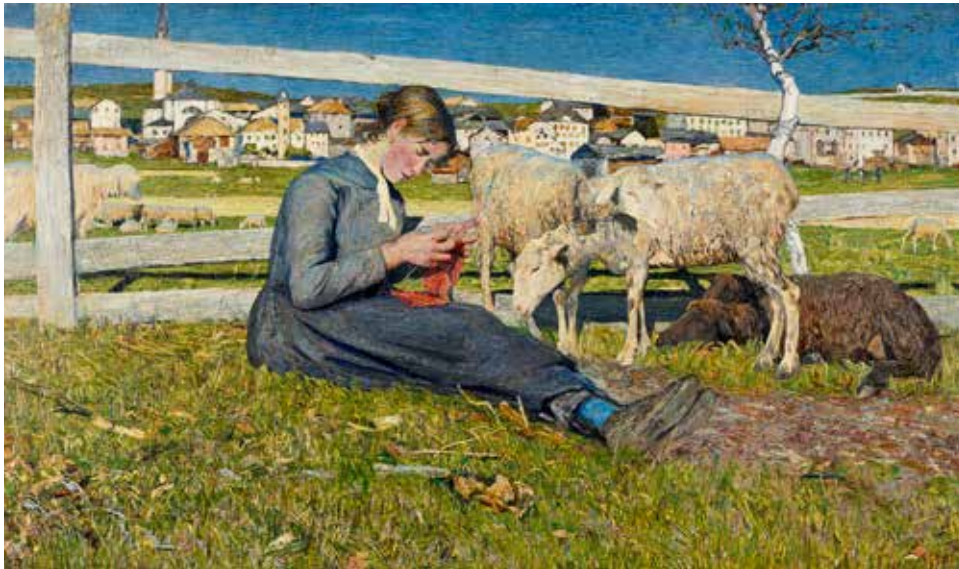
Silvaplannersee und der Silsersee, und unerreicht weit am allerletzten Ufer und noch ein wenig dahinter lag Maloja, auf dessen Erde er – ein Leben lang ein Staatenloser – zu Hause war, wenn er nicht seine Heimat bewohnte, die Welt des Lichts. «Ich habe», sagte er einmal, «vom Berg oben im Tal Menschen gesehen, und sie waren so klein, und ich war gross.»

«Schieb mein Bett ans Fenster», sagte Segantini mit einer Stimme, in der das Leben den Ton verlor, «ich möchte meine Berge sehen.» Er sah sie zum letzten Mal, tauchte in ihr Licht, versank noch einmal in allem, was sein Leben gewesen war, in der Liebe zu seiner Frau, die ihm ein Fels war, ein Veilchen, ein Licht unterhalb der Berggipfel. Dann fiel er zurück in das Schummern und die Schwerelosigkeit einer Morphiumwelt, ging unter oder auf im ewigen Dunkel oder im ewigen Licht. Er war 41 Jahre alt und an einer Bauchfellentzündung gestorben.

122 Jahre später wird es gerade Abend in Maloja. Es ist August, der Himmel wie unermesslich, und nicht mehr als die Vergänglichkeit eines Tages flirrt in der Luft. Die letz-

ten Sonnenstrahlen werfen ihr Licht auf den etwas oberhalb der Hauptstrasse gelegenen, malerischen Friedhof, die allerletzte Heimat der Segantinis im Licht und im Schatten des Piz de la Margna, nur ein paar Schritte zum Chalet Kuoni, in dem die Familie Segantini das Leben feierte und gelegentlich an ihm verzweifelte. Zwei Inschriften stehen über dem Familiengrab: «In der Nähe und der Ferne, auf der Erde und im Himmel, vereint im Leben und im Tod, jetzt und immer.» Und, über dem Grab von Giovanni und Bice: «Kunst und Liebe besiegen die Zeit.»

Ragnhild Segantini lebt im Chalet, manchmal auch ihre Tochter Diana mit ihrem Mann und ihren Kindern, wenn Ferien sind, wie jetzt im August. Ragnhild verbringt fast ihr ganzes, Diana einen Teil ihres Lebens damit, das Verblässen des Lichts von Giovanni im Mahlwerk der Zeit zu besiegen, jenem europäischen Malpionier, den man heute als Jahrhundertmaler bezeichnen würde und von dem Beuys sagte, seine Malerei sei «der Grundversuch eines neuen Spiritualismus». Seine Staffelei steht auf derselben Höhe wie jene von Cézanne, Gauguin oder van Gogh.



Eines der hellsten Lichter in der Malerei: Giovanni Segantinis «Strickendes Mädchen» (1888).



Kunst und Liebe: Atelier Segantini.

ANGEBOT

Giovanni Segantini privat:

Sie werden von einem Mitglied der Familie Segantini durch das Atelier des Künstlers geführt. Nach dem privaten Rundgang durch die Ausstellung geniessen Sie das Dinner im Bugatti-Speisesaal des Privathauses von Giovanni Segantini. Fr. 300.– pro Person.

Jetzt Angebote und Hotels buchen unter www.stmoritz.com/weltwoche



Segantinis Erben öffnen die Tür zum Chalet und zur Rotunde, die Giovanni bauen liess, als er davon ausging, dass er an der Weltausstellung in Paris sein Panorama des Engadins würde zeigen können, eine Bergwelt-Welt aus sieben Bildern, mit dem Alpentriptychon fing er an. Es war die Zeit, als der Maler ins Scheinwerferlicht der Welt getreten war, er war eines der hellsten Lichter in der Malerei, und seine Zukunft schien fast so grenzenlos wie einer seiner Himmel. Aus

dem Panorama wurde nichts, zuerst ging das Geld aus, dann sein Leben.

Ragnhild ist Norwegerin und die Stieftochter von Gottardo. Sie hat dessen Sohn Pietro geheiratet und steht an der Tür zur Rotunde in einem eleganten Kleid, das sie aussehen lässt wie eine blonde Königin aus Persien, und sagt: «Damaskus», und es klingt wie eine unvergessliche Liebe. Die Rotunde ist ein Irgendwas zwischen Museum und Atelier, voller von der Zeit vergessener Kunst und Krimskrams und Zeugs.

An den Wänden hängen Bilder von Giovanni Söhnen Gottardo und Mario, Briefe, die Giovanni an seinen Schüler und Freund Giovanni Giacometti geschrieben hat, Cuno Amiet, auch ein Freund, ist gegenwärtig. Die Rotunde ist so fern des Weltenlaufs, dass man im Grunde damit rechnet, dass Giovanni auftaucht.

Eine kleine Öffnung führt in das Chalet und in den Salon, der offenbar «Samurai-Wohnzimmer» genannt wird. Giovanni Segantini sammelte Samurai-Rüstungen und Schwerter. Vielleicht sah er sich so, als Bildkämpfer und Kämpferkünstler voller Ideale und Ehre und einem Kodex. Die Schwerter sind nicht mehr da, ein Gläubiger von Segantini soll sie mitgenommen haben, als Giovanni wieder einmal seine Rechnungen nicht bezahlen konnte.

Die Bücher sind da, aus denen Bice lange ihrem Mann vorgelesen hat, weil Giovanni mit sieben Jahren seiner Kindheit beraubt worden war und erst viel später lesen und schreiben lernte. Nicht nur die Bücher und die Möbel und die Bilder haben in einer Nische der Zeitlosigkeit überdauert, auch der Geist, der unbeirrt durch alles hindurch zu wabern scheint. Nirgends liegt jener Staub, der sich über vergessene Leben legt, überall leben unverlierbare Gestorbene.

Eine Tür führt zum Bugatti-Salon, zum Esszimmer, das im Grunde ein unsterbliches

Design-Museum ist. Die Stühle stammen von Carlo Bugatti, dem Möbeldesigner und Bruder von Bice, sie sehen aus, als ob sie für den langgezogenen Pharaon Echnaton konzipiert worden wären. Hier sassen sie alle, die Maler, die Schriftsteller, die Galeristen, die Prominenz, die grosszügigen Gläubiger auch. So üppig, wie Segantini Licht malen konnte, konnte er auch Geld ausgeben.

Seit ein paar Jahren haben die Segantini das Chalet ein Stück weit geöffnet für all jene, deren Leben vom Lichterkosmos Giovanni beschieden werden; Segantini *unlimited* – klein, fein, selektiv. Für 300 Franken bekommt man das Paket, eine Führung und ein sehr angenehmes, dreigängiges Dinner und Wein und die Gastfreundschaft von Ragnhild und Diana und vor allem Geschichten, die sich in einem drin breitmachen wie Bilder, die lachen können und weinen auch.

Tragik als Preis des Genialen

Man sitzt bei Kerzenschein und dem Licht von Gottardo, seinen kunstvollen Lampen aus Muranoglas, und einmal steht Ragnhild auf, holt einen Champagnerkelch aus Muranoglas mit dem Monogramm von Giovanni darauf, und man bekommt eine Ahnung, weshalb der Maler ebenso auf der Suche nach Geld war wie nach Licht. Immer wieder zog die Familie weiter, auf der Flucht vor Gläubigern und den Behörden, die sie gängelten, weil sie Staatenlose waren; von Italien in die Schweiz, nach Savognin, dann über den Julier nach Maloja, wo sich die Lage nach Jahren etwas beruhigte und die Familie sich ein Winterdomizil im bergellischen Soglio leisten konnte.

Vielleicht ist Tragik der Preis des Genialen, und wenn dem so ist, erklärt dies ein wenig das Schicksal der Segantini. Jenes von Mario, dem jüngsten Sohn, dem talentiertesten, wie Ragnhild erzählt, ein empfindsamer Abenteurer des Lebens und des Geistes war er, ein Filou auch. Eine Zeitlang verkaufte er von ihm nachgemalte Werke seines Vaters und musste dafür kurz ins Gefängnis. Er starb wie sein Vater dort, wo der Himmel immer näherkommt, es war Krieg, 1916, Mario war Pilot in D'Annunzios Fliegerstaffel und stürzte ab. Man brachte den Halbtoten nach St. Moritz, wo ihn derselbe Arzt verlor, der schon Giovanni auf dem Schafberg verloren hatte.

Oder Alberto, auch ein Sohn, der nach England zog, irgendwas mit Rennpferden machte und verschwand, aber wieder auftauchte zum Sterben, wie Pietro, der Mann von Ragnhild, ein bekannter Arzt und Alpinist, der nach einem persönlichen Schicksalsschlag in Zürich kurz von der Bildfläche verschwand und dann tot in Sils aufgefunden wurde. So versichert die Zeit im Bugatti-Salon zu einem Moment wie ohne sie, das Licht erhellt, es flackert, es wirft Schatten, aber nie, nie geht es aus.



Mystische Ausstrahlung.

Wo die Alpen sich spiegeln

Der See macht St. Moritz auch im Sommer zu einem grandiosen Ort. Nirgends glitzern die Gipfel schöner als im Engadiner Wasser.

Thomas Renggli

Wer die Magie des St. Moritzersees in ihrer ganzen Pracht erleben will, muss früh aus den Federn. Um 5 Uhr liegt das Wasser in fast schon gespenstischer Ruh – und schimmert in karibischem Grün. Die mächtigen Arven stehen wie stumme Zeugen am Ufer. Ein leichter Luftzug kräuselt die Oberfläche. Die Stille lässt einen andächtig und respektvoll werden. Die wundersame Kraft der Natur liegt wie eine unsichtbare Glocke über dem Wasser.

Erst das stärker werdende Licht hellt die Farbtöne auf – und weckt das Leben. Eine Entenfamilie springt ins Wasser. Ein Fischer wirft seine Rute aus. Und wenn die Sonne über dem mächtigen Piz Languard ihre Strahlen auf den Talboden streckt, wird der 1,6 Kilometer lange und 600 Meter breite See zu einem grandiosen

Spiegel. Es ist, als würde mit dem Piz Corviglia die gesamte Albulakette im Wasser liegen – wie eine zauberhaft verkehrte Welt. Und es beginnt die Zeit der Ruderer und der Stand-up-Paddler. Denn bevor pünktlich zur Mittagsstunde der Maloja-Wind einsetzt, finden diese Sportler/-innen ideale Bedingungen vor.

Inspiration für Hitchcock

Kaum zu glauben, dass diese traumhafte Kulisse als Anstoss zu einem der furchteinflössendsten Werke der Filmgeschichte diente. Wie Alfred Hitchcock Anfang der 1960er Jahre an seinem Hotelfenster im «Palace»-Hotel sass und die Bergdohlen über dem St. Moritzersee beobachtete, soll er zu seinem Jahrhundertfilm «Die Vögel» inspiriert worden sein. In der realen Welt ist die Stimmung viel friedlicher.

Das Vogelgezwitscher klingt wie die liebevolle Musik der Natur – eine Sinfonie des ewigen Frühlings. Und so kommt einem eine romanische Legende in den Sinn, die noch heute von den alten Engadinerinnen weitererzählt wird:

«Als der Erzengel hinter Adam und Eva die Pforte zum Paradies zugeworfen hatte, stand Gottvater in dem nun verwaisten Garten Eden und fühlte im Gedanken an die sündigen Menschen grosses Mitleid. Er rief seine Engel. Er sagte ihnen, dass von nun an den Menschen das Paradies verschlossen sei, dass sie aber auf Erden einen Platz haben sollten, der sie ein wenig an die verlorene Heimat erinnern möge. Dieser Ort solle nahe beim Himmel liegen und mit allen Schönheiten ausgestattet werden. Vollkommen allerdings dürfe der Ort nicht sein, sonst würden die Menschen die Sehnsucht nach dem Paradies

verlieren. Dem göttlichen Gebot gehorchend schufen die Engel sogleich das Engadin.»

Corinne Kohler kennt diese Geschichte. Sie blickt mit leuchtenden Augen auf den See hinaus und sagt: «Das ist vielleicht das schönste Naturstadion der Welt.» Die Sportlehrerin aus Zürich kam vor rund dreissig Jahren nach St. Moritz und wollte eigentlich nur eine Saison bleiben. Nun ist sie noch immer hier – und gehört im Segel-Club als Instruktorin und im Hallenbad als Schwimmlehrerin quasi zum Inventar.

Wer beim Segel-Club St. Moritz eine Probelektion bucht, ist bei Corinne in guten Händen: «Wir richten uns an alle Alters- und Stärkenklassen. Der Klub ist wie eine Familie.» Das gilt auch für die vier Landratten aus Zürich, die sich an diesem strahlend schönen Samstagmittag die Schwimmwesten überziehen: «Der Reissverschluss ist immer vorne», erklärt Corinne.

Dann geht's ab zum Bootssteg, wo das Segelschiff der Klasse «Aira» mit dem Namen «Flying Dutchman» wartet. Das offene Kielboot ist speziell für geschützte Gewässer. Es lässt sich sowohl hoch am Wind als auch gemütlich segeln. Corinne, die im Winter als Skilehrerin arbeitet, wählt einen guten Mix. Mit dem Wind im Rücken erreicht das Boot rund zehn Knoten. Das kühle Wasser spritzt vom Bug her auf die gepolsterten Sitze. Die Kinder freuen sich, die Erwachsenen halten sich etwas verkrampft an der Reling. Corinne lacht: «Keine Angst, wir können nicht kentern.»

Der Blick in Richtung St. Moritz lässt alle Bedenken schnell vergessen. Wohl von keinem anderen Punkt aus präsentiert sich die Skyline des Ortes schöner als von der Seemitte. Vor allem die grandiosen Hotelpaläste «Badrutt's Palace», «Kulm» und «Carlton» thronen majestätisch über der Szenerie. Aber auch die alten Kirchenbauten sind ein Blickfang. Und der schiefe Turm von St. Moritz wirkt vom schaukelnden Boot aus noch schräger, als er ohnehin schon ist.

St. Moritz pulsiert. Rund 150 Veranstaltungen finden hier pro Jahr statt – im Sommer viele davon rund um den See. So beispielsweise «Engadinwind», wenn sich jeweils im August die weltbesten Surfer im Oberengadin treffen, oder das «St. Moritz Running Festival», das Laufveranstaltungen für alle Ansprüche bietet – vom «Kids Race» für Kinder im Vorschulalter über 250 Meter bis zum «Crossing Engiadina», einem Berglauf, der über 22,5 Kilometer und eine Höhendifferenz von 2420 Metern führt.

Mit dem schön ausgebauten Rundweg von 4,4 Kilometer Länge bietet das Seeufer das perfekte Terrain für die Fortbewegung zu Fuss. So sind im Sommer auch immer wieder Weltklasse-Athletinnen am Ufer unterwegs. Segellehrer Mick sagt dazu: «Es ist schon beeindruckend, wenn man die Top-Cracks quasi vor der eigenen Haustüre erlebt.» Doch für die meisten Gäste ist ein Spaziergang am See

nur ein Teil eines viel grösseren Vergnügens. Das ganze Engadin umfasst ein Wanderwegnetz von 580 Kilometer Länge – entlang der Seen, des Inns, an den Flanken der Berge, von Corviglia und Piz Nair über Piz Corvatsch bis Muottas Muragl, die alle mit modernen Bergbahnen erschlossen sind. Dabei kommt man in den Genuss eines ganz speziellen Erlebnisses – dieses intensiven Lichts, das man an kaum einem anderen Ort so wahrnimmt.

Wohl von keinem anderen Punkt aus präsentiert sich die Skyline des Ortes schöner als von der Seemitte.

«Es ist schwer zu beschreiben», sagen die Einheimischen, «hat man es aber gesehen, vergisst man es nicht mehr.» Dieses Licht ist voller Klarheit und Leuchtkraft.

Und trotzdem lässt es die Konturen der Gipfel und Bergkämme weicher und freundlicher erscheinen als in anderen Gegenden. Der Ruf als «Dach Europas» verdankt das Engadin aber nicht seiner atemberaubenden Landschaft, sondern der Besonderheit, das am Piz Lunghin, nordwestlich von Maloja, im Umkreis von wenigen hundert Metern Quellen entspringen, die in drei verschiedene Meere fliessen. Die Ova dal Set über den Rhein in die Nordsee, die Maira via Po ins Mittelmeer und die Sela, wie der Oberlauf des Inns in ladinischer Sprache heisst, in die Donau und dann ins Schwarze Meer.

Im Bildband «Engadin – ein Zipfel vom Paradies», ist die Faszination dieses offenen Tals in schönen Worten festgehalten: «Von Zeit zu Zeit muss der Betrachter die Augen schliessen; es ist zu viel, was sich da vor und unter ausbreitet. Sehr viel weniger wäre immer noch genug. Unwillkürlich stellt sich die Assoziation zu Arkadien ein, jenem sagenumwobenen Hochland auf dem Peloponnes, das den Griechen einst als die Glückseligkeit erschien.»

ANGEBOTE

Segellektion auf dem St. Moritzersee:

Ein Skipper des traditionsreichen Segelklubs St. Moritz begleitet Sie während einer Stunde. Fr. 140.– pro Lektion (maximal 6 Personen).

Waldbaden:

Tauchen Sie nach fernöstlichen Methoden mit allen Sinnen in den Wald ein. Diplom-Sportwissenschaftlerin Anne-Marie Flammersfeld führt Sie auf einer individuell zusammengestellten Route durch die schönsten Wälder des Oberengadins. Preise variieren je nach Teilnehmerzahl.

Jetzt Angebote und Hotels buchen unter www.stmoritz.com/weltwoche



Ähnlich sieht es Reto Gaudenzi. Der geborene Silvaplanner veranstaltet im Winter seit 1985 jeweils einen ganz speziellen Anlass – den «Snow Polo»-Weltcup, die einzige Weltklasseveranstaltung in diesem Pferdesport auf Schnee. Gaudenzi schwärmt vom See als «der besten natürlichen Sportarena der Welt». Sein Anlass stösst auf weltweite Resonanz und lockt jeweils 10 000 Schaulustige auf das Eis. 2022 wird zwischen dem 28. und 30. Januar auf dem See Polo gespielt; als Auftakt für die legendären «White Turf»-Renntage, die seit 114 Jahren einen Fixpunkt im internationalen Rennkalender darstellen. Eine Exklusivität ist dabei das Skijöring, bei dem ein Skifahrer von einem Pferd übers Geläuf gezogen wird. An den Winterspielen 1928 war dieser waghalsige Sport sogar im olympischen Programm.

Platz für alle

Für Gaudenzi besitzt der St. Moritzersee eine «mystische Ausstrahlung». Dies sei im Winter ebenso zu spüren wie im Sommer: «Als wir 2020 Ende Januar zum Wettkampfpfplatz kamen, schien die Sonne durch die Wolken – und gleichzeitig begann es leicht zu schneien. Zusammen mit den Pferden und ihrem warmen Atem ergab dies ein Bild wie von Zauberhand gemalt.» Arno Del Curto, der legendäre Eishockeytrainer, der direkt am See aufgewachsen ist, erinnert sich mit einem verklärten Lächeln an seine Kindheit. Ganz speziell sei die Atmosphäre, wenn der See schwarzgefroren sei – bevor der erste Schnee das Eis wie unter eine Schicht Puderzucker legt: «Dann jagten wir mit aller Energie dem Puck nach. Und manchmal liessen wir uns in unseren Schlittschuhen auch mit selbstgebastelten Segeln übers Eis ziehen.» Del Curto erzählt, dass er beim Schlittschuhlaufen ein unheimliches Knacken und Knistern aus der Tiefe gehört habe: «Wir dachten immer, dass wir gleich einbrechen würden. Glücklicherweise ohne Grund.»

Doch auch in den anderen Jahreszeiten ist der See für Gaudenzi und Del Curto von magischer Anziehungskraft. Und vor allem gelten hier die urdemokratischen Regeln – egal, ob im Sommer gesegelt oder im Winter geritten wird: Am St. Moritzersee hat jede und jeder seinen Platz.

An diesem lauen Sommerabend im August ist dieses Gefühl mit aller Deutlichkeit zu spüren. Auf der grosszügigen Terrasse des Restaurants des Segel-Clubs, «Pier 34», geniessen die Besucher aus dem Unterland den Aperitif. Daneben bereitet sich Segelinstruktorin Tine mit einem Gast auf die letzte Fahrt des Tages vor, ein älteres Ehepaar führt seinen Boxerhund spazieren – und dazwischen keuchen die Teilnehmer/-innen eines Wohltätigkeitslaufs dem Ziel entgegen. Wer St. Moritz als elitären Hotspot der Reichen und Schönen erwartet, wird spätestens am Ufer des Sees eines Besseren belehrt. Oder wie es Reto Gaudenzi sagt: «Der See ist für alle da.»

Renaissance der Götter

Wie viele Schwalben machen einen Sommer?

Ich fahre nach St. Moritz in der Hoffnung auf den postpandemischen Aufschwung.

Gion Mathias Cavelti

Bei meiner nachmittäglichen Ankunft mit der RhB im Bahnhof St. Moritz staune ich nicht schlecht: Eine riesige Schar von grösstenteils Windjacken tragenden Touristen wartet auf die Busse hinauf ins Dorf respektive hinunter ins Tal. So ein Gedränge habe ich zuletzt an der Street Parade in Zürich gesehen. Erster Befund: Die Renaissance ist in vollem Gang (wobei jemandem aus der Renaissance an der Street Parade wohl nach zwei Sekunden das Hirn explodiert wäre).

Gegen 21 Uhr mache ich mich mit einem befreundeten, listigen Einheimischen auf in die berühmte Bar des «Badrutt's Palace»-Hotels; dass diese den Namen «Renaissance Bar» trägt, war mir zuvor effektiv unbekannt gewesen.

8 Punkte für Russen

Vorgängig haben wir uns auf meinen launigen Vorschlag hin auf eine Art Schwalben-Spotting-Punktesystem geeinigt. Für jeden entdeckten Amerikaner kriege ich zum Beispiel 5 Punkte (das bedeutet: Ein amerikanischer Tourist gilt so viel wie fünf Schweizer Touristen). Ein Russe ist gar 8 Punkte wert (der listige Einheimische dazu: «Bis vor etwa zehn Jahren kamen noch viele, doch dann gab Putin an seine Landsleute die Reiseempfehlung ab: «In Sotschi ist es auch schön!»»).

In der Bar sitzen ein italienisches Paar (das ergibt total 3 Punkte) plus ein Deutscher und seine (mutmasslich) schwedische Begleiterin. Innerlich juble ich bereits über viele Punkte, doch wie sich herausstellen wird, besitzt die Schwedin ein Ferienhaus in St. Moritz, und das gibt Strafpunkte (ein Schwede, der sein ganzes Geld in einem Hotel liegen lässt, hätte 4 Punkte gegeben). Mist.

«Was gibt es für einen gesichteten Prominenten?», will ich vom Einheimischen wissen, nachdem wir uns an ein Tischchen gesetzt haben.

«Nüüt», zeigt sich der Oberengadiner knallhart.

«Und wie viele Punkte gibt es für einen Renaissancemenschen?»

«Wie definierst du einen solchen?»

«Göttergleich», erwidere ich. «Stichwort <Venus in der Muschel>.»

«20 Punkte», setzt der Einheimische den Tarif fest.

Das ist hervorragend, denn ein tadellos gekleideter Gast hat sich an den Tresen gesetzt; er spricht Englisch mit einer Art niederländischem Akzent und hat bestimmt mehrere Bruegels über



Kommen und Gehen: Bar im «Badrutt's Palace».

dem Bett hängen; eindeutig ein Renaissance-mensch! 20 Punkte! (Der Barchef verrät mir dann, dass der Mann Belgier ist und schon seit 35 Jahren nach St. Moritz kommt. Volltreffer!)

In der Folge erlebt die Bar ein Kommen und Gehen; punktemässig ist der Höhepunkt erreicht, als ganze 5(!) Amis in Begleitung eines Deutschen hereinkommen; ab 22.40 Uhr habe ich die Übersicht verloren; der Tresen ist jedenfalls voll besetzt (mit Italienern); etliche Zweiergruppen (Italiener und Deutsche) haben sich niedergelassen; in der Mitte des Raums sitzt eine Dreiergruppe mit einer Südamerikanerin im Zentrum; Gelächter; die Stimmung ist gelöst, ausgelassen gar.

Um Mitternacht verlasse ich als Letzter die Bar. Fazit des ersten Abends: St. Moritz lebt!

Das bestätigt sich auch bei einem ausgedehnten Spaziergang durchs Dorf am nächs-

ten Tag. Diesen unternehme ich in erster Linie in der Hoffnung, einen Russen vor die Flinte zu bekommen. Das wird den listigen Einheimischen beeindrucken!

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Auf den Strässchen herrscht durchaus munteres Treiben; die Tische auf dem Gemeindeplatz vor der Konditorei Hanselmann sind fast vollständig besetzt; Italienisch höre ich nebst Deutsch am meisten. Fünf Kopftuchträgerinnen schauen ins Schaufenster von Cartier; vier Schwarze schlecken je an einem Glacé. Wie viele Punkte das wohl gibt?

Einen Russen kann ich leider nicht identifizieren; aber die Hoffnung stirbt zuletzt in der «Renaissance Bar», also begeben mich auf 17 Uhr dorthin.

Wiederum sind vornehmlich italienische Gäste zugegen, aber auch Schweizer sind da. Schaffhauser Dialekt schwebt in der Luft. Wie hätte das göttergleiche Hirn eines Renaissance-menschen auf Schaffhauser Dialekt reagiert? Ich fürchte, das muss (zumindest an dieser Stelle) ein Geheimnis bleiben.

Das wären eigentlich schöne Schlussworte gewesen, aber ich kann meinen Report nicht beenden, ohne erwähnt zu haben, dass in der «Renaissance Bar» tatsächlich noch zwei Russinnen aufgetaucht sind (zum Teetrinken und Patisserie-Verputzen); zwei ältere Damen (80 Jahre alt? 90?), goldbehängt, die eine mit einem knappen, schwarzen Designer-Lederjäckchen angetan. Untereinander konversierten sie auf alle Fälle in einer slawischen Sprache; Kellner Matteo auf meine Frage, ob die beiden wirklich Russinnen seien: «Credo di sì».

(Direkt konnte ich die Damen aus Gründen der Etikette selbstverständlich nicht ansprechen. Nach einem Blick auf die ausufernden Notizen in meinem Schreibblock meinte Matteo mich übrigens sinngemäss noch erinnern zu müssen: «Quello che succede al <Bar Renaissance> resta al <Bar Renaissance>.»)

Egal! Das wären dann also fette 16 Punkte auf mein Konto!

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

In der Koch-Show von
Paris Hilton auf Netflix
geht es vor allem
ums Angeben.
Julie Burchill, Seite 66



Im Grossen wie im Kleinen.

Juan Gris, La Bouteille de Bordeaux, 1915 – Jede Epoche führt der Sprache neue Worte hinzu, es sind meist solche, die entweder ihre Siege, ihre Niederlagen oder ihr Dilemma umschreiben. Dieser Tage stösst man immer häufiger, im Zusammenhang meist mit dem Klima, auf den Ausdruck «Kippelemente». Jene Punkte, bei deren Überschreiten die Mechanik eines Systems in einen vom Menschen nicht mehr beeinflussbaren Zustand gerät.

Jeder kennt das aus seinem eigenen Leben. Dort sind die Kippelemente das Alter, die Ehe, Kinder, Depressionen und andere Krankheiten, Schulden. Bei Juan Gris (1887–1927), dem eigentlichen König des Kubismus, waren es De-

pressionen, die permanente Hatz nach Geld, die Ehe, seine Kinder und eine Harnwegvergiftung, die ihn, vierzigjährig, unschön den Kippunkt des Lebens überschreiten liessen.

Alles lebendige Sein hat seine Grenzen, seine Kippunkte. Wein auch, gleich in mehrfacher Hinsicht, er ist eine wunderschöne Metapher auf den aktuellen Weltenlauf. Ein Wein kann umkippen, und zwar dann, wenn er den Höhepunkt seiner Entwicklung überschritten hat. Zuerst ist der Wein dann hinüber, später ist er tot.

Vor dem finalen Kippunkt ist der Wein eine Welt mannigfaltigen Versprechens; sein Duft, seine Lieblichkeit, seine Herbheit, seine Zärtlichkeit, seine zuerst reale, dann trügerische

Schönheit, die nach einer, bei harten Trinkern nach zwei, bei hoffnungslosen nach drei Flaschen zur Brutalität wird, wenn das berauschte Bewusstsein kippt und zur unkontrollierbaren Besoffenheit wird. Manchmal geht das gut, zugegeben, und es fühlt sich grossartig an, aber doch viel mehr verlieren wir uns in Dämlichkeiten und machen mehr kaputt, als der Vollrausch erschaffen hat.

Es ist im Grossen wie im Kleinen. Zuerst kippen die Dinge an den Rändern des scheinbar Vernachlässigbaren, danach jene wesentlichen im Zentrum, zuerst eines, dann noch eines, dann viele, und danach macht die Erde uns untertan. *Michael Bahnerth*

Trost der Einsamkeit

Einsamkeit und Melancholie – *saudade* – waren ein Fluchtpunkt seines Erzählens. Aber Joaquim Maria Machado de Assis ist mehr als ein brasilianischer Klassiker.

Hans Ulrich Gumbrecht

Joaquim Maria Machado de Assis:

Tagebuch des Abschieds.

Aus dem Portugiesischen von Berthold Zilly.

Friedenauer Presse. 231 S.

Den «grössten schwarzen Autor der Weltliteratur» hat Harold Bloom, selbst wohl der einflussreichste Literaturkritiker des vergangenen Jahrhunderts, Joaquim Maria Machado de Assis genannt, der sein ganzes Leben von 1839 bis 1908 in Rio de Janeiro verbrachte. Und die kaum weniger berühmte Susan Sontag stellte dem in den siebziger Jahren einsetzenden Boom zeitgenössischer südamerikanischer Schriftsteller ihre Überzeugung entgegen, dass keiner von ihnen je an den brasilianischen Machado de Assis herangereicht habe. Da Sontag wie Bloom Provokationen liebten, muss beiden deutlich gewesen sein, wie ihr massives Lob Machado de Assis aus dem ruhig-goldenen Licht eines nationalen Literaturkanons herausrückte. Doch trotz allem ist sein Name bis heute Teil eines Wissen geblieben, mit dem man eigene Gelehrsamkeit zur Schau stellt, statt leidenschaftliche Lust auf Lektüre zu wecken.

Gesten ermutigender Grosszügigkeit

Dabei hatte Blooms Urteil immerhin den intellektuellen Charme einer den Erwartungen entgegenlaufenden These. Denn vom Schicksal der schwarzen Bevölkerung in einem Land, das erst 1889 die Sklaverei abschaffte, ist in Machado de Assis' Texten nur beiläufig die Rede, während er den spielerischen Umgang mit Traditionen der europäischen Literatur zu einem Höhepunkt brillanter Differenzierung führte. So ergaben sich Möglichkeiten ästhetischer Erfahrung, die vielleicht allein ein afrobrasilianischer Schriftsteller seiner Zeit eröffnen konnte.

In Brasilien hatte sich nach dem Abschied des portugiesischen Königs, der in seiner Kolonie vor Napoleon Zuflucht gesucht hatte, und nach der Unabhängigkeitserklärung des von ihm eingesetzten Prinzregenten während des frühen 19. Jahrhunderts ein konstitutionelles Kaiserreich zu erstaunlich aufgeklärter politischer Stabili-

tät entwickelt. Zumal dem ab 1840 regierenden Monarchen Dom Pedro II. nicht nur an der Ausdehnung von demokratischen Rechten und von sozialer Gleichheit gelegen war, sondern auch an der Aufhebung der Sklaverei und sogar an der Ankunft einer Republik, die dann noch zu seinen Lebzeiten 1889 ausgerufen wurde.

Unter dem Leitbegriff *cordialidade* gehörten zu jener fortschrittlichen und archaischen Welt permanente Gesten ermutigender Grosszügigkeit gegenüber unterprivilegierten Schichten; Gesten, welche die Vorgaben von Verfassung und geltendem Recht bei weitem überboten. Dass Machado de Assis als Enkel eines aus der Sklaverei entlassenen schwarzen Grossvaters und Sohn einer aus den Azoren eingewanderten Wäscherin von den adligen Dienstherrn seiner Eltern zum Patensohn erwählt wurde; dass sie einen Priester beauftragten, für die Bildung des kleinen Joaquim zu sorgen, obwohl er mit Epilepsie und einem Sprachfehler kämpfte; dass schon seine ersten Gedichte und Prosastücke lebhaft Resonanz in den literarischen Zirkeln von Rio fanden; dass ihm eine gebildete Frau aus dem portugiesischen Bürgertum gegen den Widerstand ihrer Familie die Hand zu einer Ehe gab, die kinderlos blieb; dass er als erster Präsident am Beginn der brasilianischen Akademie stand,

ein Haus in Cosme Velho, dem Stadtviertel der Elite, bewohnte und in höchstem nationalen Ansehen starb – die gesamte Biografie von Machado de Assis veranschaulicht weniger die Ausnahme als den schönen Modellfall der brasilianischen Kultur seiner Zeit.

Reflexion über die Realität

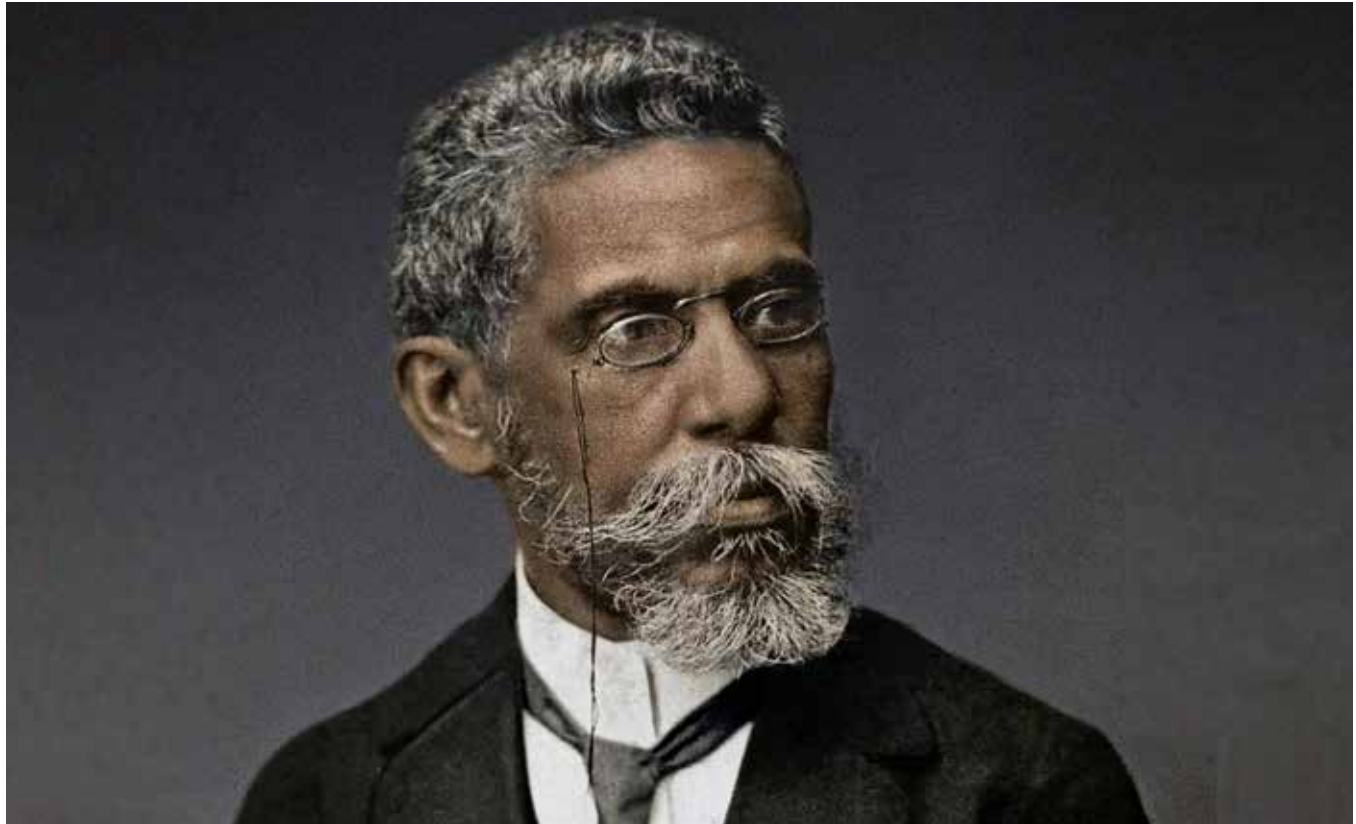
Doch vor seinem fünften Lebensjahrzehnt war auch Machado de Assis' Werk die Illustration eines nationalen Standards geblieben, an den sich bloss Literaturhistoriker zu erinnern brauchen. Er hatte in den exzessiven Tönen spätromantischer Lyrik geschwelgt, einen französischen Roman zu einem erfolgreichen Opernlibretto umgeschrieben, den allegorischen Prosa-Epen seines Freundes José Alencar hochgestimmte Lobeshymnen gewidmet und schliesslich ab 1872 vier Romane veröffentlicht, die seine Leser und Freunde als «realistisch» feierten, weil ihr Fokus und Ton der sozialoptimistischen Stimmung des späten Kaiserreichs entsprachen.

Eben dieser Ton veränderte sich drastisch mit den 1881 publizierten «Posthumen Erinnerungen von Brás Cubas», dem ersten von fünf weiteren Romanen, die uns alle nach Cosme Velho versetzen, die eine begrenzte Gruppe fiktionaler Protagonisten aus je verschiedenen Perspektiven immer neu heraufbeschwören – und die Machado de Assis bis zu seinem Tod beschäftigen sollten. Vor allem aber experimentieren diese Werke mit Formen und Techniken des Erzählens in einer Vielfalt, welche die stillschweigenden Annahmen der Leser über das Verhältnis zwischen literarischen Texten und der als wirklich angesehenen Aussenwelt verunsichert. Von der selbstgewissen Abbildung war Machado de Assis' Realismus zum Impuls der Reflexion über die Realität geworden. Ohne es wohl zu wissen, vollzog er so die Denkbewegung der bekanntesten Romanciers seines Jahrhunderts, die Denkbewegung Flauberts, Dostojewskis oder Fontanes etwa, deren Lebendigkeit die Varianten und Tonlagen von Machados Prosa freilich weit überboten.

In «Brás Cubas» spricht zu uns ein auf sein Leben zurückblickender Protagonist, der dem



Buchverfilmung



Modellfall der brasilianischen Kultur seiner Zeit: Autor Machado.

Leser höflich «eine allzu ausführliche Erklärung dafür erspart», wie es überhaupt zu solch posthumer Erinnerungen kommen konnte. «Quincas Borba» aus dem Jahr 1889 ist die von einer neutralen Erzählstimme vorgetragene Geschichte von Rubião, der einen kurzen Auftritt in «Brás Cubas» hatte, um nun an dem doppelten Erbe «existenziell zu scheitern», die Ideen des Philosophen Quincas Borba und seinen gleichnamigen Hund am Leben zu halten. Zehn Jahre später erschien «Dom Casmurro», die fiktionale Autobiografie eines eifersüchtigen Ehemanns,

Schon die ersten Sätze lassen uns einen Schmerz ahnen, den wir aus der eigenen Existenz kennen.

dessen immer obsessivere Alpträume ihn jedes Verhältnis zum Alltag verlieren lassen. Und 1904 entwarf das Buch «Esaú e Jacó» in den Berichten zweier politisch verfeindeter Zwillingsbrüder ein verwirrendes Bild der Übergangsjahre vom Kaiserreich zur brasilianischen Republik.

Kein anderes Erzählwerk verbindet die Vergegenwärtigung einer uns fernen Welt so scheinbar mühelos mit ihrer Durchkreuzung in immer neu konstruierten Volten von Selbstironie wie die späten Romane von Machado de Assis. Zum Personal von «Esaú e Jacó» gehört der nach Rio zurückgekehrte Botschafter Aires, dessen Tagebuchnotizen dann dem letzten Text von Machado de Assis seine Form gaben. Fluchtpunkt der unregelmässigen Eintragungen des ehemaligen

Diplomaten ist eine Stimmung von Einsamkeit und Melancholie, wie sie bis heute – konzentriert im Wort *saudade* – ein spezifisches Register der brasilianischen Kultur geblieben ist.

Beglückende Leistung

«Ich habe meine Frau in ihrem Wiener Grab zurückgelassen», schreibt Aires, «und keines meiner Kinder ist je aus der Krippe des Nichts entwachsen. Ich bin allein, absolut allein.» Auch seine besten Freunde, der Bankvorsteher Aguires und seine Frau Carmo, sind kinderlos geblieben, doch sie haben Fidélia, eine junge Witwe, und Tristão, den Sohn von nach Portugal ausgewanderten Eltern, gleichsam adoptiert. Natürlich verlieben sich Tristão und Fidélia, und natürlich gesteht Aires seinem Tagebuch, dass auch er sein Herz an Fidélia verloren hat, was die Einsamkeit nur schmerzhafter und hoffnungsloser macht. Als Tristão und Fidélia nach ihrer Hochzeit zu einem Leben in Europa aufbrechen, sucht Aires die nun wieder einsam gewordenen Freunde auf. Doch was er sieht, lässt ihn beschliessen, von einem Gespräch abzusehen. «Sie wollten heiter sein», notiert Aires, «und konnten sich nur schwer trösten. Der einzige Trost war die Nostalgie ihres vergangenen Lebens.»

Diese letzten Worte des Romans «Memorial de Aires» – im Original: «Consolava-os a saudade de si mesmos» – lassen sich ohne Kommentar kaum übersetzen und verstehen. Wörtlich genommen bedeuten sie, dass «die Einsamkeit ihrer selbst» Aguires «tröstete». «Einsam», weil der Inhalt ihres Lebens sie mit den Adoptivkindern ver-

lassen hatte; «Trost», weil zum Schmerz ihres Verlusts auch die Erinnerung an die Zeit mit ihnen gehörte. Gewiss gibt es keine übergreifend plausible Erklärung für die Intensität, mit der das komplexe Motiv von *saudade* – Einsamkeit und Verlust, Melancholie und Nostalgie – die brasilianische Kultur durchdrungen hat. In den späten Jahrzehnten des Lebens von Machado de Assis zumindest waren *saudade* und das Motiv der Kinderlosigkeit mit dem ebenso vagen wie bedrängenden, in der Hektik des Alltags wohl meist unterdrückten Gefühl verbunden, fern von einer eigentlichen Wirklichkeit zu leben, fern von Europa und fern von der Ursprünglichkeit des eigenen Kontinents.

Dass ein Autor wie Machado de Assis, den die Privilegiertenwelt von Cosme Velho bewunderte, ohne dass er in diese Welt geboren worden war, jene Stimmung mit singulärer Sensibilität erlebte und zur schönen Form seiner Texte werden liess, mag die beglückende Leistung sein, die Harold Bloom inspirierte, ihn «den grössten schwarzen Autor der Weltliteratur» zu nennen. Wie alle herausragenden Anlässe ästhetischer Erfahrung verdichten die Romane von Machado de Assis die historische Gegenwart, aus der sie entstanden sind – und überschliessen sie zugleich. Schon die ersten Sätze von «Memorial de Aires» lassen uns einen Schmerz ahnen, den wir aus der eigenen Existenz kennen und dessen literarische Version uns in der Betrachtung des Lesens trösten kann. So wie Melancholie die beiden Freunde des fiktionalen Tagebuchschreibers Aires in ihrer Einsamkeit getröstet hat.

Drei willensstarke Schwestern

Rolf Hürzeler

Jung Chang: Die drei Schwestern. Aus dem Englischen von Helmut Dierlamm und Norbert Juraschitz. Blessing, 544 S., Fr. 38.90

Gewaltexzesse im Namen der Partei: Menschen wurden «gefoltert und getötet, weil sie es wagten, die Kommunisten zu tadeln». So wurden in den «offenen Prozessen» Grundbesitzer, Beamte und sogar ihre Angehörigen, auch die eigenen Mütter, terrorisiert. Mit diesen Worten schilderte die junge Soong May-ling einen Aufstand im roten Wuhan, wie die britisch-chinesische Historikerin Jung Chang in ihrem Buch «Die drei Schwestern» schreibt. Die Protagonistin May-ling erlebte 1927 eine Revolte, als Wuhan unter der Fuchtel eines Schergen des sowjetischen Diktators Josef Stalin stand.

May-lings «roter Schwester» Ching-ling gefiel dagegen der revolutionäre Impetus jener Tage. Sie machte dort «die wohl aktivste und radikalste Phase ihres Lebens durch, begrüßte die Gewalt, die in und um die Stadt tobte». Die beiden Schwestern, 29 und 34 Jahre alt, markierten die Gegensätze der damaligen chinesischen Gesellschaft. Dazu kam eine dritte, die politisch anpassungsfähige Ei-ling. Ihr waren Ideologien im Grunde einerlei; sie mochte dafür das grosse Geld umso mehr.

Die drei ungleichen Schwestern kamen am Anfang des 20. Jahrhunderts zur Ausbildung in die USA. Ihr Vater, ein wohlhabender, republikanisch gesinnter Kaufmann, schickte eine nach der anderen an das methodistische Wesleyan College im Bundesstaat Georgia, wo sie sich christliche Tugenden aneignen sollten. Trotz dieses einheitlichen Werdegangs entwickelten sich die drei Frauen sehr unterschiedlich. Ei-ling, «die grosse Schwester», kam durch die Heirat mit dem Bankier H. H. Kung zu einem Riesenvermögen. Ihre kleine Schwester May-ling heiratete den Diktator Tschiang Kai-schek, den Führer der natio-

Ei-ling waren Ideologien im Grunde einerlei; sie mochte dafür das grosse Geld umso mehr.

nalistischen Kuomintang-Bewegung, die bis heute in Taiwan aktiv ist. Die «rote Schwester» Ching-ling heiratete Sun Yat-sen, den ersten Präsidenten des Landes, und schloss sich nach dessen Tod den Kommunisten unter Mao Zedong an, deren Führungszirkel sie angehörte. So unterschiedlich die Lebenswege der drei Frauen auch waren, hatten sie doch eines ge-



Berührende Biografien: die Soong-Schwestern Ching-ling, Ei-ling und May-ling (v.l.).

meinsam: Sie waren allesamt willensstark und vermochten sich durchzusetzen.

Leben voller Risiken

Dies illustriert etwa das Verhältnis zwischen Tschiang Kai-schek und seiner Ehefrau May-ling, die ihn im Privatleben dominierte und im Bürgerkrieg gegen die Kommunisten zusehends an politischem Gewicht gewann. «Sie war eine Art Sonderkorrespondentin Chiangs, die Aufgaben erledigte, zu denen andere nicht fähig gewesen wären», schreibt die Autorin. Vor allem aber kontrollierte sie die Beziehungen zu den Westmächten, die den kommunistischen Einfluss in China zusehends fürchteten.

Mit dem vorläufigen Sieg der Kuomintang über die Kommunisten zog es Ching-ling in die stalinistische Sowjetunion: Sie erreichte Moskau kurz vor der Entmachtung Leo Trotzki und den nachfolgenden Säuberungen: «Eine derartige Atmosphäre würde wohl die meisten abschrecken [...], doch Ching-ling entschied sich für ein Leben voller Risiken.» Als es ihr doch zu brenzlich wurde, verzog sie sich nach Berlin. Dort führte sie ein unauffälliges Leben weitab von der Bohème der zwanziger Jahre. Schliesslich kehrte sie nach China zurück und machte mit den Kommunisten gemeinsame Sache, gegen ihren Schwager Tschiang Kai-schek, den sie hasste. Nach der Machtübernahme der Kommunisten in der Nachkriegszeit schaffte sie es

in den engsten Machtzirkel der Partei, geriet aber in der Kulturrevolution unter die Räder der Radikalen.

Ihre Schwester May-ling erlebte ihre politisch wichtigste Zeit im Zweiten Weltkrieg, nachdem die Japaner China angegriffen hatten. Sie erduldet im südlichen Chongqing die japanischen Luftangriffe. «Verwandte und Freunde graben immer noch fieberhaft», schrieb sie einer Freundin in die USA, «das Weinen und Schreien der Verwundeten und Sterbenden er-

Das Buch bietet einen Zugang zur oft schwerverständlichen chinesischen Geschichte.

füllte die Nacht.» Sie sorgte sich als «Generalsekretärin der Luftfahrtkommission» um die bescheidene chinesische Luftwaffe. Doch die Japaner gewannen militärisch die Oberhand; May-ling setzte sich nach Rio de Janeiro und später nach New York ab.

Die grosse Schwester Ei-ling stand im Ruf, eine Kriegsgewinnlerin zu sein. Ihr Mann, der Finanzfachmann Kung, war für die Kriegskasse der Kuomintang verantwortlich: «Während des Kriegs, als die Regierung sehr viel für Waffenverkäufe ausgab, kassierten die Kungs erhebliche Bestechungsgelder.» Sie waren auch stets über die Geldpolitik der Nationalisten informiert, so dass sie dank ihrem Insiderwissen ihr Vermögen schützen konnten. Ei-ling sah darin nichts Verwerfliches, ganz im Gegenteil: «Sie war der Überzeugung, dass es ihre Lebensaufgabe sei, sich um ihre berühmten Schwestern zu kümmern und für sie zu sorgen.» Dazu musste sie ein Vermögen anhäufen, das sie in die USA rettete.

«Die drei Schwestern» erzählt die berührenden Biografien von ebenso entschlossenen wie oftmals feinfühligem Frauen. Das Buch bietet aber vor allem einen anschaulichen Zugang zur oft schwerverständlichen chinesischen Geschichte.



«Du grillst uns»

Daniel Weber

Sappho: Lieder. Griechisch/Deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Anton Bierl. Reclam. 448 S., Fr. 23.90

Nur ein einziges Gedicht von Sappho ist vollständig überliefert, eine Anrufung der Liebesgöttin Aphrodite, die mit den Versen anhebt: «Buntblumiggewirkte, unsterbliche Aphrodite, / Mädchen des Zeus, Listenflechtende, ich flehe dich an, / bezwinde mir nicht mit Ekel-drangsal und quälendem Kummer, Herrin, mein Gemüt, / sondern hierher komme [. . .].» Und doch ist Sappho eine Dichterin der Superlative. Plato adelte sie als die «zehnte Muse», vielen gilt sie als erste und bedeutendste Dichterin, als Begründerin der Liebeslyrik, als früheste Sängerin der lesbischen Liebe. Dass sie sich aus Liebeskummer von einem Felsen in den Tod stürzte, ist allerdings ein Mythos.

Fragmente – oft nur Satzketzen

Über Sappho als Person bleibt vieles im Dunkeln. In seinem gelehrten Nachwort fasst Anton Bierl alles zusammen, was man über ihr Leben weiss – und was nicht. Gerade Letzteres hat Sappho immer wieder zur idealen Projektionsfläche gemacht, «zum Modell einer weiblichen und emanzipierten Stimme moderner Lyrik sowie zu einer Ikone der feministischen und sexuellen Befreiung» bis hin zur LGBTQ-Bewegung.

Mit kühlem wissenschaftlichem Blick verortet Bierl Sapphos Werk in seiner Zeit. Die Dichterin, die zwischen 630 und 570 v. Chr. lebte, war eigentlich eine Sängerin und Lyraspielerin. Auf der Insel Lesbos führte sie eine «Schule» für Mädchen, die mit Musik, Tanz und Gesang auf ihr Erwachsenenendasein und ihre Rolle als Ehefrauen vorbereitet wurden. Sapphos Gedichte sind weniger «persönliche Gefühlsäusserungen» als von ihrer Funktion bestimmte Lieder, die sie an festlichen Anlässen vortrug.

Bierl räumt aber ein: «Manch einer wird meinen, fast zeitgenössische Lyrik vor sich zu haben.» Für uns heutige Leser, die wir uns diesseits der akademischen Forschung mit Sapphos Werk beschäftigen, ist das der springende Punkt: Wir vernehmen eine betörende Stimme, die über 2600 Jahre hinweg zu uns spricht; und mag die Unmittelbarkeit der Verse auch eine trügerische sein, sie tref-

fen einen Ton, kräftig und zart zugleich, der sie unsterblich macht.

So genau und anschaulich fasst Sappho etwa den Trennungsschmerz in Worte, der sie überwältigt, als eines ihrer geliebten Mädchen zum ersten Mal dem Bräutigam gegenübertritt: «Denn sobald ich auf dich blicke, nur kurz, / bringe ich unmöglich noch einen Ton hervor, / sondern die Zunge ist gebrochen, ein leichtes / Feuer augenblicklich läuft unter der Haut, / mit den Augen sehe ich rein gar nichts, es sausen die Ohren, / hinab läuft der Schweiß, ein Zittern / packt mich am ganzen Leib, grüner als Gras / bin ich, und fast schon tot / erscheine ich mir selbst.»

In dunklen Farben malt die Dichterin das Schicksal einer Rivalin, an die sich nach ihrem Tod niemand mehr erinnern wird: «Aber unsichtbar als Schatten sollst du auch im Palast des

Dass sie sich aus Liebeskummer von einem Felsen in den Tod stürzte, ist ein Mythos.

Hades / irrend dahinwandeln mit den kraftlos-düsteren Totenseelen.» Schlichte Verse findet Sappho für ihr eigenes Älterwerden: «Schwer ist mir das Gemüt geworden, die Knie tragen nicht, / die doch einst flink waren zum Tanzen gleich Rehen. / Darüber seufze ich oft. Aber was soll ich machen? / Alterslos als Mensch kann man nicht werden.»

Der Band versammelt alle bekannten Lieder Sapphos, einschliesslich eines Sappho-Papyrus, der erst 2014 in England auftauchte. Viele der Fragmente – oft nur Satzketzen oder einzelne Wörter – sind rätselhaft. Wenn man will, kann man sich von den ausführlichen Kommen-

taren Bierls weiterhelfen lassen. Zum originellen Satz «Du grillst uns» weist er nach, dass er das «besonders intensive Verlangen nach einem Mädchen» meint. Man kann sich aber auch einfach in der zerklüfteten Landschaft dieses Werks verlieren, in dem neben gebrochenen Versen oft ganz klare, unverstellte aufblitzen: «Eros fällt da wieder gewaltsam auf mich ein, der Gliederlösende, / süss-bittere Bestie, gegen die man machtlos ist.»

Und manch ein Fragment Sapphos erscheint schlicht vollkommen. Wie dieser anmutige Gedichtanfang, der sich zu einem wunderbar perfekten Vierzeiler rundet: «Untergegangen sind der Mond / und die Pleiaden: inmitten / der Nacht, vorbei geht die Zeit, / und ich schlafe allein.»



Dichterin der Superlative: Sappho.

Wenn Popeye auf Heraklit trifft

Wolfgang Koydl

Salman Rushdie: Sprachen der Wahrheit.
Texte 2003-2020.
C. Bertelsmann. 480 S., Fr. 39.90

Mit seinem Mordaufruf hat Ajatollah Ruhollah Chomeini den Schriftsteller Salman Rushdie jahrelang in den Untergrund gezwungen, hat ihn zu einem Leben in Angst und Schrecken verurteilt, wie es kein Autor seit den Tagen der heiligen Inquisition erlitt. Verfemten Künstlern aus einer Diktatur bleibt wenigstens die Flucht ins Ausland. Doch Chomeinis Bannstrahl galt weltweit. Rushdie war nirgendwo sicher.

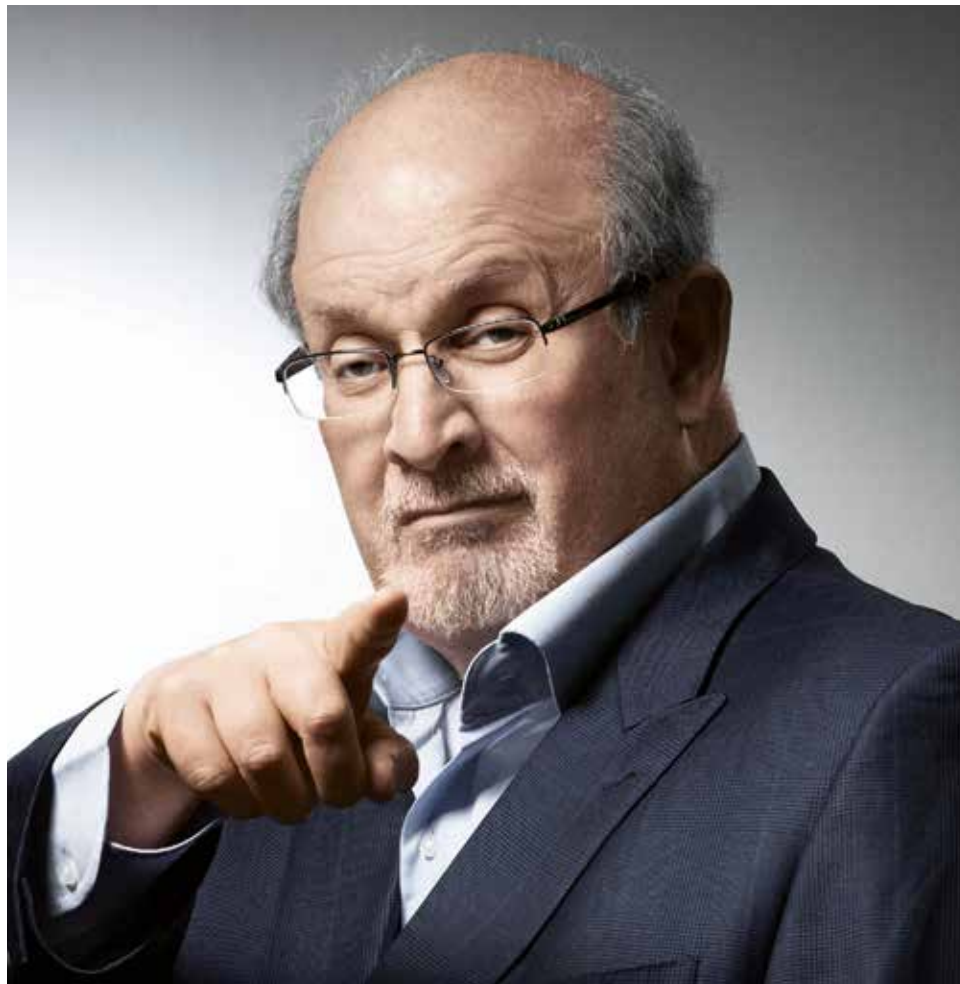
Aber vielleicht ist dies noch nicht einmal der übelste Tott, den ihm der islamische Führer angetan hat. Vielleicht ist es noch schlimmer, dass er seinen Namen in der allgemeinen Vorstellung damit für immer mit nur einem einzigen Werk verknüpft hat – den «Satanischen Versen». Der Eindruck hat sich festgesetzt in vielen Köpfen, dass Rushdie nicht mehr ist als ein Islam-Kritiker.

«1001 Nacht» und andere Märchen

Wie ungerecht dieser Gedanke ist, offenbart sich erneut und sehr deutlich bei der Lektüre der soeben erschienenen Sammlung von Essays, Reden, Vorträgen und Interviews Rushdies. Sie zeigen die erstaunliche Bandbreite eines Dichters, Lesers und oft spöttischen Beobachters. Sie schliessen Orient wie Okzident ein, und sie reichen von der nordischen «Edda» bis zum Supermodel Linda Evangelista.

Wohlthuend ist der Mangel an jeglichem intellektuellen Dünkel. Es gibt so gut wie nichts, was Rushdies Verstand nicht reizt, anstachelt, inspiriert, darunter auch Populärkultur. Seine Herkunft aus einer bürgerlichen, säkular-muslimischen Familie in Bombay weitet seinen Horizont zusätzlich. Indische Epen und Erzählungen finden ebenso Aufnahme in seinen persönlichen west-östlichen Diwan.

Natürlich schreibt Rushdie auch über Religion, allerdings genau genommen über ihre Abwesenheit in seiner Kindheit und Jugend. Wie andere Muslime seiner Generation machte auch Rushdie die Erfahrung, dass der Islam damals keine öffentliche Rolle spielte. Die Änderung dieses Umstands hat konkrete Folgen: Muslime seiner Generation etwa wissen, dass ägyptische Spielfilme aus den fünfziger und sechziger Jahren heute auf dem Index stehen, weil sie jetzt als zu freizügig gelten. Generell bevorzugt Rushdie daher, wenn es überhaupt Religion geben muss, polytheistische Systeme: «Weil die monotheistischen Gottheiten, nun ja, so unmenschlich sind.»



Nicht verbittert – ganz im Gegenteil: Essayist Rushdie.

Überraschend ist in diesem Zusammenhang die Beobachtung des Autors, dass die Erzählungen aus «Tausendundeiner Nacht», vermutlich der wichtigste Beitrag des Orients zur Weltliteratur, praktisch ohne Bezug zur Religion auskommen. Ohnehin sind Märchen, Sagen und Epen für Rushdie von entscheidender Bedeutung, egal, ob in der «Bhagawadgita», bei Hans Christian Andersen oder in der «Odyssee». In alten

Seine erstaunliche Bandbreite reicht von der nordischen Edda bis zum Supermodel Linda Evangelista.

Mythen sieht er zudem eine Parabel des Erwachsenwerdens: Immer wieder stürzen und versagen die Götter, und die Menschen müssen eingreifen.

In der «Verschmelzung von Realem und Surrealem» erkennt er die Grundlage für jede Art von Literatur – was man besonders gut bei so unterschiedlichen Schriftstellern wie Günter Grass, Italo Calvino, Michail Bulgakow und Franz Kafka beobachten könne. Britisch unterkühlt fügt er hinzu: ««Madame Bovary» und der fliegende Teppich sind beide unwahr. Jemand hat sie sich ausgedacht. Ich bin sehr dafür, sich weiterhin Dinge auszudenken.»

Literarisch spannt Rushdie den Bogen von «Gabo», dem von ihm bewunderten Gabriel García Márquez, bis zum auch persönlich schwierigen Griesgram Harold Pinter. Bei der Lektüre dieser Essays erwacht die Lust, Altes wiederzulesen und Neues zu entdecken. Kurt Vonneguts satirisch-philosophischer Science-Fiction-Roman «Die Sirenen des Titan» scheint wieder gut in unsere Zeit zu passen.

Freude an den Mitmenschen

Mit Hilfe von Vonneguts Büchern und den Werken von Philip Roth und Joseph Heller nimmt Rushdie Mass am Phänomen Vereinigte Staaten – diesem vermeintlich so vertrauten, doch so fremden Land. So hätte Rushdie die Wahl von Donald Trump nie erwartet, allerdings auch nicht die politischen Erfolge von Boris Johnson in Grossbritannien und Narendra Modi in Indien – es sind jene drei Länder, die dem Schriftsteller persönlich am nächsten stehen.

Die Jahre der Verfolgung und Bedrohung haben Rushdie nicht verbittert. Ganz im Gegenteil, aus seinen Worten spricht Freude am Leben, Freude an seinen Mitmenschen und immer sehr viel Humor. In gewissem Sinn ist Rushdie ein Schalksnarr im positiven Sinne, ein moderner Till Eulenspiegel. Deutlich wird das, wenn er Verbindungen herstellt, die nur er zu sehen

scheint, die zunächst aberwitzig erscheinen, aber dann doch haargenau passen. So tauchen in einem Essay über die Trägheit, die schlimmste der sieben Todsünden, Marcello Mastroianni in «La Dolce Vita», Hamlet, Thomas Pynchon, Ilja Iljitsch Oblomow und das Supermodel Linda Evangelista auf. Die letzten zwei gar in einer fiktiven gemeinsamen Szene.

Oder aber, wenn er auf Heraklit zu sprechen kommt, den er brillant als «teils weisen Mann, teils Glückskeks» beschreibt. Nicht viel ist vom Werk des griechischen Philosophen erhalten geblieben, aber wohl nur Rushdie hat bemerkt, wer dessen Lehren am prägnantesten zusammengefasst hat: die Comic-Figur Popeye. Denn wie sagte der muskulöse Seemann doch gleich: «Ich bin, was ich bin, und das ist alles, was ich bin.»

Das könnte auch für Salman Rushdie gelten.

Säufer, Zyniker und Schleimer

Marc Neumann

Michael Wolff: 77 Tage – Amerika am Abgrund: Das Ende von Trumps Amtszeit. Rowohlt. 416 S., Fr. 37.90

Tiefstapeln tut Michael Wolff im letzten Buch seiner Trump-Trilogie nicht, das die aufreibenden Ereignisse in der US-Hauptstadt von der Präsidentschaftswahl am 3. November 2020, über den Sturm aufs Kapitol bis zu Joe Bidens Vereidigung am 20. Januar 2021 Revue passieren lässt. Rudy Giuliani etwa, seit 2018 Trumps persönlicher Anwalt, wird selten als nüchtern beschrieben. «America's Mayor» schaut durchs ganze Buch «zu tief ins Glas», ist «nicht ganz so sicher auf den Beinen» oder gar «offensichtlich besoffen» (etwa als er Trump nach der Wahl am 3. November erstmals vom angeblichen Wahlsieg zu überzeugen trachtete). Giuliani ein Alki? Eine Wahnsinnsenthüllung – wenn dieses Gerücht von *Rolling Stone* bis *New York Magazine* nicht schon seit Jahren kolportiert würde.

Wolff geizt nicht mit Klischees: Schwiegersohn Jared Kushner ist der «Strippenzieher» des Trump-Clans. Mitch McConnell, dazumal Mehrheitsführer im Senat, beschreibt Wolff als mit «undurchdringlicher Panzerbeschichtung» ausgestattet, die seinen Hass auf Trump dennoch nicht zu verbergen vermag. Wolff schreibt zwar süffig, als wäre er im Weissen Haus oder im Mar-a-Lago dabei gewesen. Allerdings wird die Fliege an der Wand leider oft zur lästigen Schmeissfliege. Auch weil neue Details von Top-Insidern, wie sie etwa Steve Bannon im ersten Wolff-Buch, «Fire and Fury», ausplauderte, rar sind.

Leser von Tageszeitungen konnten fast alles über die 77 Tage von der Wahl am 3. November bis zur Vereidigung von Joe Biden bereits dort lesen. Über

seine eigenen Quellen aus Trumps «inner sanctum» schweigt sich Wolff weitgehend aus, was seiner Glaubwürdigkeit nicht zuträglich ist. Passend dazu auch der Tenor der deutschen Fassung: Die Arbeit eines siebenköpfigen (!) Übersetzerteams erinnert an die deutsche Synchronisierung eines Polit-Thrillers aus Hollywood – mehr Fiktion als Historie.

Geistesgestörter Trump

Zuweilen ist Wolff ungenau, etwa bei der Darstellung der Enthüllungsgeschichte der *New York Post* zum Präsidentensohn Hunter Biden und seinen angeblichen Drogen- und Prostituierten- eskapaden. Sie nahm bekanntlich nie Fahrt auf, weil sie von Twitter und Facebook gesperrt wurde. Wolff dagegen bezeichnet die Story einfach als «Blindgänger». Fehlanzeige herrscht auch beim thematischen «Elefanten» der «77 Tage»: dem Sturm aufs Kapitol am 6. Januar 2021. Wolff liefert zwar eine Chronik der Ereignisse. Neue Einsichten und Details zum Geschehen an jenem Tag gibt das Buch jedoch nicht. Wolff druckt einfach Trumps Rede am frühen Nachmittag jenes historischen Tags ab.

Problematisch ist Wolffs Kernthese zum «geistesgestörten» Trump, besonders nach der Wahlniederlage. Ihn einfach als verrückt zu zeichnen, umgeben von Säufnern, Schleimern und Zynikern, ist nur grob simplifizierend. Das Verdikt, zu dem Wolff dank einem Interview mit dem Ex-Präsidenten in Mar-a-Lago gelangte, ist zudem ein Feigenblatt. Denn die These zu Trumps angeblicher Durchgeknalltheit, mit der kein vernünftiger Mensch klarkommen konnte, enthebt nicht nur «The Don» selbst, den Kern der Trump-Administration sowie die republikanischen Gehülfen im Kongress der Verantwortung. Sie entlastet praktischerweise auch Autoren und Medienschaffende, die vier Jahre lang dank Trump Profite scheffelten – nicht zuletzt Wolff.

Allein sein Trump-Erstling «Fire and Fury» verkaufte sich weltweit über vier Millionen Mal. Dass die Bücher Nummer zwei («Siege») und drei («77 Tage») im sechs- beziehungsweise bislang fünfstelligen Bereich eher floppen, lässt sich da verschmerzen. Ob sich Trump ausgereizt hat, wird sich weisen. Wolffs Bücher dagegen sind passé.



Die Bibel Religiöse Führung

Die Priester haben nicht gefragt: Wo ist der Herr? Und die Hüter der Weisung haben mich nicht gekannt (Jeremia 2,8). – Im Alten Testament sind die Priester zum Gottesdienst geweiht und haben eine Leitungsaufgabe in der Gemeinde. Weil sie Gott vertreten, ist der Amtsmissbrauch ihre grösste Versuchung. Kein Wunder, fallen in der Bibel schon früh kritische Blicke auf sie. Beim Tanz ums Goldene Kalb war der Priester Aaron der wichtigste Regisseur. Der Prophet Jeremia wirft den Priestern vor, dass sie nicht nach Gott fragen. Im berühmten Gleichnis vom barmherzigen Samariter stiefelt der Priester achtlos am Verletzten vorüber (Lukas 10). Als Jesus verhaftet und von der religiösen Führung verhört wurde, redete diese dem Volk ein, die Freilassung eines Mörders, nicht aber die Freilassung Jesu zu verlangen.

Auf die religiösen Führer und Wortführer ist kein Verlass. Drei Beispiele: Als Grossbritannien gegenüber Nazideutschland buckelte, plädierte der anglikanische Bischof Arthur Headlam zugunsten von Hitler und behauptete, in Deutschland gebe es keine religiöse Verfolgung. Als Daniel Ortega in Nicaragua erstmals an die Macht kam, wurde er in der kirchlichen Agenda «Brot für alle/Fastenopfer» wie ein Erlöser verherrlicht. Über vierzig Jahre später ist Ortega immer noch an der Macht – ein korrupter Unterdrücker, Mörder und mutmasslicher Kinderschänder.

Als Papst Franziskus in seiner Enzyklika «Laudato si'» manche Probleme dieser Welt skizzierte, setzte er für deren Lösung durchwegs auf den Staat. Als Lateinamerikaner müsste er eigentlich wissen, dass der Staat häufiger das Problem als die Lösung ist. Gewiss können Kirchenleiter auch treffsicher urteilen. Das geschieht jedoch nicht kraft ihres Amtes, sondern kraft ihres Denkens und Glaubens. Deshalb ist es das Beste, Sie denken und glauben gleich selber.

Peter Ruch

Wunderbar bewegt

Die Ausstellung «Expressionismus Schweiz» in Winterthur ist die Einladung zu einer Entdeckungsreise voller Überraschungen.

Angelika Maass

Expressionismus Schweiz. Kunstmuseum Winterthur / Reinhart am Stadtgarten. Bis 16. Januar 2022. Katalog: Hirmer, 251 S., Fr. 39.–

Man darf sich auf einiges gefasst machen. Wenn man nur lange genug dabei bleibt, mag's einen treffen wie die Pfeile den heiligen Sebastian, dem man in dieser Ausstellung gleich dreimal begegnet. Nur dass diese Pfeile nicht weh tun, sondern einen anstacheln, den Expressionismus in der Schweiz mit neuen Augen zu sehen. Und sich mit den Verantwortlichen dieser Schau zu fragen, wie eigenständig der helvetische Expressionismus ist. Ob er «als fassbare Bewegung» existiert oder ob sich «nicht eher unterschiedliche Ausformungen der Kunstströmung an den verschiedenen Orten in der Schweiz» manifestieren, wie es im Vorwort zum Katalog heisst.

Befreit von Konventionen

Egal, wie die Antworten ausfallen: Unberührt geht niemand aus dieser Ausstellung mit ihren ein Jahrhundert jungen Werken. Die Avantgarde hat das Sagen, befreit von Konventionen, auf der Suche nach einer neuen Formensprache. Und «Expressionismus Schweiz» zeigt sie mit Beispielen aus den Jahren 1903 bis 1933 in ihrer ganzen Spannweite, unter Einbezug der italienisch- und der französischsprachigen Schweiz. Das Ergebnis: eine Entdeckungstour mit gutgesetzten Akzenten.

Wenn man aus diesem farbigen, expressiven Kosmos wieder auftaucht, glaubt man, mindestens 200 Werke gesehen zu haben. Dabei sind es kaum mehr als 120, zahlreiche grafische Blätter und wenige Holzskulpturen eingerechnet. Woran mag es liegen? Gewiss an der Vielfalt, der grossen Strahlkraft, dem dynamischen Leuchten, den noch immer «schmetternden Farbklingen», in denen so viel Aufbruch und Gegenwart mitklingt – und an den Überraschungen, dem vielen noch kaum so wie in diesem Kontext Gesehenen.

Da stapft einer dunkel glühend durch die noch glühendere Landschaft des Mendrisiotto, die bemalte Leinwand unter dem Arm, ein ebenso leidenschaftlicher wie gequälter Geist, der allem Unsensiblen etwas entgegenzuhalten weiss: «Der Maler» von Hermann August Scherer. Mit Scherers um 1925 entstandenem Gemälde sind wir schon mitten in der Schau und im Zentrum des dritten Obergeschosses, wo sie einsetzt. Hier hat der frühverstorbene Mitbegründer der unter dem Eindruck von Ernst Ludwig Kirchner ins Leben gerufenen Gruppe Rot-Blau einen starken Auftritt mit zwei weiteren Gemälden und drei Skulpturen: Die Skulpturen, existenzielle Chiffren von unheimlicher Präsenz, scheinen den ganzen Raum mit Spannung aufzuladen.

Aber vielleicht beginnt man doch besser bei den älteren Künstlern, bei Cuno Amiet und Giovanni Giacometti, die bereits um 1904/1905 expressionistisch geprägte Bilder schufen, angeregt vor allem durch Vincent van Gogh. So stand denn, wie es im Faltblatt zur Ausstellung heisst, «die Begegnung mit van Goghs Werk

Unberührt geht niemand aus dieser Ausstellung mit ihren ein Jahrhundert jungen Werken.

[...] am Anfang des helvetischen Expressionismus». Stellvertretend für den Niederländer blickt dessen hinreissender Postmeister «Joseph Roulin» aus dem Jahr 1888 den Besuchern entgegen. Auch von Giacometti sind Porträts zu sehen, während Amiet sein Glücksbild «Der gelbe Hügel» (1903) leuchten lässt. Bereits diese erste Abteilung mit (Selbst-)Porträts, Stillleben



Symbolstarke Seelenlandschaft: Marianne von Werefkins «Tragische Stimmung» (1910).

und Landschaften von Deutschschweizer Künstlern besticht mit Unerwartetem.

«Schuld und Sühne»

Für den einen mag es das glanzvolle Selbstbildnis des jungen Reinhold Kündig sein oder das kritisch fragende von Otto Morach, dem wohl kubistischsten unter den Schweizer Expressionisten; für den andern die wuchtige «Expressive Berglandschaft» von Helen Dahm oder Oscar Lüthys unglaublich beschwingte und kubistisch bewegte «Landschaft bei Weggis». Die ist ungefähr zu der Zeit entstanden, als sich Lüthy, Hans Arp und Walter Helbig 1911 in Weggis zur Gründung der Künstlervereinigung Moderner Bund zusammenfanden, der wichtigsten Gruppierung für die Schweizer Moderne, zu der bald auch Kündig, Wilhelm Gimmi, Albert Pfister oder Paul Klee stiessen.

Mehr als vierzig Künstler, unter ihnen vier Künstlerinnen, finden in der von Andrea Lutz und David Schmidhauser kuratierten Ausstellung zusammen. Ob grosse oder nicht so grosse Namen, Mitglieder von Gruppen wie Rot-Blau, Moderner Bund, Orsa Maggiore (Der



Im *glühenden Mendrisiotto*: Hermann August Scherers «Der Maler» (1925).



Dampfende Sinfonie: Otto Morachs «Asphaltarbeiter» (1916).

grosse Bär) im Tessin, Le Falot (Die Laterne) in der Westschweiz oder eher oft schwerblütige Einzelkämpfer: Alle kommen zur Geltung – von der Ältesten, der mit fünf traumhaften Seelenlandschaften vertretenen Marianne von Werefkin, bis zum zwei Generationen jüngeren Max Sulzbachner, von dem ein einziges, wildes Gemälde gezeigt wird. Sein «Vor dem Mord (nach Rodion Raskolnikoff von Fjodor Dostojewski)» – die Hauptgestalt aus Dostojewskis Roman «Schuld und Sühne» war bei den jun-

gen, antibürgerlichen Expressionisten ein beliebtes Motiv – springt die Besucherinnen und Besucher schon von weitem an. Noch scheint, das Beil in der Hand, der künftige Mörder zu zögern, doch das dreifache Fensterkreuz sitzt der Pfandleiherin, dem Mordopfer, unausweichlich im Nacken.

Nicht weniger prominent gehängt und nur durch Scherers innige Paar-Skulptur «Mädchen und Frau» (ebenfalls 1925) von Sulzbachner getrennt, strahlt energiegeladener Morachs «Prozession und Demonstration» (1917/1918).

Bewegung, ein Hauptmerkmal des Expressionismus, bietet die Ausstellung überall.

Der Solothurner, wie so viele Schweizer durch den Krieg von internationalen Verbindungen getrennt oder überhaupt auf sich selbst und die oft als eng empfundene Schweiz verwiesen, ist mit ungewohnt explosiven Gemälden präsent – seine «Asphaltarbeiter» sind eine stampfende, dampfende Sinfonie. Sie gehören zur Gruppe jener Werke, in denen mit Urbanem und Politischem die eigene Zeit unmittelbarer zu Wort kommt als im schweizerischen Kunstschaffen sonst. Spannend!

Zwischen Himmel und Erde

Unter die Haut gehen da auch all die Leidenden, denen Eduard Gubler und Ignaz Epper Ausdruck verleihen. Unter dem Eindruck

des Krieges oder ganz konkret der Zürcher Novemberunruhen von 1917 entstehen bemerkenswerte Blätter von dunkler Schönheit. Stark Eppers Zeichnung von dem in die Enge getriebenen «St. Sebastian» oder Gublers Zeichnung mit den gegen die Polizeiwache fliegenden Pflastersteinen aus der Serie «Die Revolte» (1917). Ebenso stark der Spätexpressionist Johannes Robert Schürch mit einer Reihe von Tuschezeichnungen, unter denen als grösste die packende «Zirkusszene» hervorsticht.

Im Grunde müssten alle Werke einzeln aufgeführt werden, denn es ist das Verdienst dieser Ausstellung, dass jedes ebenso für sich wie durch seine Beispielhaftigkeit spricht und Beleg ist für den Stilpluralismus der Zeit – der französische Einfluss mit Kubismus und Fauvismus auf der einen, deutscher Expressionismus

auf der anderen Seite; auch Futurismus oder Orphismus wären zu nennen. Nicht selten kommen beide Seiten, die französische und die deutsche, zusammen.

Mag die Hauptbühne für «Expressionismus Schweiz» auch das Obergeschoss im dritten Stock sein, so bieten die Neben Bühnen im zweiten nicht weniger Überraschungen. Die eine ist den Künstlern vorbehalten, die ins Tessin kamen, wo alternativen Lebensformen schon längst der Boden bereitet war. Werke und Namen, denen man vielleicht noch nie begegnet ist: «Gasse in Ascona» der unbekannteren Rita Janett; «Strasse» und «Der Quai» von Gordon McCouch, in denen, so liest man, «Kubismus und Surrealismus zu einer expressionistischen Ausdrucksweise» verschmelzen.

Die Beste aber ist hier die Russin Marianne von Werefkin, die als Schlüsselfigur der Künstlerkolonie von Ascona gilt. Von ihr stammt das jüngste Werk der Ausstellung, «Das Duell» (1933): ein wunder- und sonderbares Drama zwischen Himmel und Erde.

Bewegung, inhaltlich wie formal ein Hauptmerkmal des Expressionismus, bietet «Expressionismus Schweiz» überall, auch auf der Nebenbühne Westschweiz, auf der Alice Bailly die Hauptrolle spielt. Und natürlich bei Kirchner und seinen grandiosen Davoser Landschaften, die, so der Künstler selbst, «mit Blut und Nerven geschaffen sind» und darum «unmittelbar und suggestiv» sprechen. Bis heute und darüber hinaus.

Serie

Wie sieht Schnittlauch aus?

Julie Burchill

Paris Hilton: Cooking with Paris. Netflix

Es tue gut, seinen Wohlfühlbereich zu verlassen, sagt man. Doch was ist, wenn man mit einer hirnlosen Tussi in einer Küche landet? Ich bin allergisch auf Küchen (ich besitze nicht einmal einen Teekessel) ebenso wie auf Nervensägen, weshalb mich die Aussicht, die neue Netflix-Serie «Cooking with Paris» anschauen zu müssen, mit Grauen erfüllte. Kochsendungen – wie der seit 1990 erfolgreiche «Master Chef» – sind in Grossbritannien zur Epidemie geworden; ich habe noch keine einzige gesehen. Da ich mir auch keine Pornos ansehe – für die Miss Hilton meines Wissens in jungen Jahren bekannt wurde –, kam mir die Kombination ganz besonders unappetitlich vor.

Hilton sehe aus wie «ein zitternder Whippet, den man in Bleichmittel getaucht hat», hat ein Witzbold gesagt; und so dünn, wie sie mit vierzig ist, fragt man sich: «Ist die je etwas?» Ich beschloss daher, das Ganze als Witz zu betrachten, ähnlich wie die Serie, die Hilton berühmt machte und deren Unterhaltungsfaktor daher rührte, dass die Dame nun mal nichts anderes konnte als Kleider kaufen und Nachtclubs besuchen.

Sowie man Hilton in einem Ballkleid aus pinkem Satin ihren Einkaufswagen mit Frühstückszerealien füllen sieht, weiss man, dass diese Serie ohne Blut(würste), (fleissbedingten) Schweiß und (vom Zwiebelhacken strömende) Tränen auskommen wird. «Wie sieht Schnittlauch aus?», lauten ihre ersten Worte, und das hat mich dann doch angeheimelt, denn selbst wenn mein Leben auf dem Spiel stünde, vermöchte ich nie, Schnittlauch von Dill zu unterscheiden.

Irritierend und liebenswert zugleich

Doch das Versprechen von Komik wird nicht eingelöst. Allzu bald wird klar, dass es in dieser Sendung nicht ums Kochen, sondern ums Angeben geht und um das, mit dem dieses It-Girl immer schon angegeben hat: die Klamotten, die Klunker und die Promi-Freunde. Nie trägt sie eine Schürze, umso häufiger herzt sie ihr Hündchen Diamond Baby, und umso weniger wäscht sie ihre Hände. Dass dies all jene entsetzen wird, die sich auf Pro-Specie-Rara-Tomaten kaprizieren und sich deshalb erhaben fühlen über jene von uns, die sich im Pub mit Chips vollstopfen, ist das Einzige, was ich an dieser Serie zu schätzen weiss.

Sie wirkt weniger wie eine echte Fernsehshow als wie das Youtube-Video einer Influencerin, was Hiltons eigentliche Berufung wäre. Es geht in erster Linie um Product-Placement: In einer Einstellung öffnet Hilton ihren Kühl-



Nie trägt sie eine Schürze: It-Girl Hilton.

schrumpfen und steht dann eine Weile stumm daneben, damit man alles sehen kann, was drin ist, und man wird sich bewusst, dass alle diese Firmen dafür üppig bezahlt haben.

Dass Hilton mit vierzig noch immer eine Vorliebe für Plüschtiere und Glitzerzeug hat, ist eher traurig. Dass die rund 300 Millionen Dollar schwere Hotelierbin mit dem milliardenschweren Freund keinen Finger rühren müsste, es aber offenbar nötig hat, gesehen zu werden, ist irritierend und liebenswert zugleich. Es ist wie eine Umkehrung des Spruchs von Norma Desmond in Billy Wilders «Sunset Boulevard»: Der Reality-TV-Star ist immer noch klein, dafür sind die Snacks gross geworden. Wenn Hilton in Zeiten pandemiebedingter Armut ihrem Hündchen Kaviar verfüttert, dann stinkt das geradezu nach der verzweifelten Bemühung von Produzenten, anstelle der straffällig gewordenen Fernsehköchin Martha Stewart eine neue Hausfrauen-Hassfigur zu schaffen.

Es spricht Bände, dass Kim K. (einst Hiltons Klamottenorganisatorin) ihr erster Gast ist: Die frühere Küchenmagd ist zur Königin des Reality-TV aufgestiegen, während dessen ehemalige Hauptperson sich heute mit so aufregenden Sätzen wie «Zerealien sind meine liebste Lebensmittelgruppe» begnügen muss. Sieht man die strotzende Kardashian neben der ver-

schrumpelten Hilton, fällt einem unwillkürlich die auf Essgewohnheiten verweisende Episode von 2008 ein, als Hilton über den Hintern ihrer angeblich besten Freundin sagte: «Er kommt mir vor wie ein grosser Abfallsack voller Cottage Cheese.» Aber Rache ist eine Speise, die am besten kalt schmeckt, etwa indem man auf Netflix der früheren besten Freundin hilft, sich wichtig vorzukommen – mit der Gewissheit, dass jeder weiss, wer mittlerweile die «Boss Bitch» ist.

Die brillanten Köpfe hinter der Sendung scheinen zu glauben, der blosser Anblick einer Erbin in einer Küche sei so zum Brüllen, dass man sich keine Gedanken darüber machen müsse, was die Dame denn sagen solle. Der Witz, dass sie nicht weiss, wie die Dinge heissen, ist rasch verpufft: Wenn sie die Geschirrspülmaschine als «dieses was immer das ist» bezeichnet, dann ist klar, dass sie entweder nur so tut – was nicht komisch ist – oder dass sie frühzeitig an Alzheimer erkrankt ist – was erst recht nicht komisch ist. Man hat sich nicht mal die Mühe gemacht, ein lustiges Küchenmissgeschick zu inszenieren. Das ist der Unterschied zwischen konstruierten Reality-Shows, die wegen der erfundenen Teile unterhaltsam waren, und dieser Show, in der man auf Cinéma vérité setzt und die entsprechend öd ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Festival

Rettender Blitzschlag in Luzern

Christian Berzins

Lucerne Festival: Bis 12. September 2021

Der Intendant wird als Libertärer gefeiert, da er auf eine Zertifikatspflicht für das Publikum verzichtet; Yuja Wang haut gleich an vier Abenden in die Tasten und dirigiert sogar anstelle eines erkrankten Dirigenten; Cecilia Bartoli drückt ein Forte mit grimmiger Miene aus und lacht alsbald in A-Dur in den Saal; Pianist Igor Levit zieht eine d-Moll-dunkle Denkerstirn, vergisst, dass es keine Pause gibt, und stürzt sich darauf umso tollkühner in Beethovens «Hammerklavier»-Sonate. Kurz und klangvoll: Am Lucerne Festival tanzt dieser Tage der Bär.

Schade, waren die letzten Festivaljahre nicht so gut. Geldsorgen, zwei gestrichene Festivals, das Gerücht um einen #MeToo-Fall, ein Machtkampf zwischen Stiftungsratspräsident und Intendant, ein Mobbing-Prozess... Und dann kam Corona. Das Festival 2020 wurde abgesagt und schliesslich in einer Kurzversion spontan durchgeführt. Erstaunlich: Der Chefdirigent

des Lucerne Festival Orchestra (LFO) schaffte es im August 2020 aber nicht, von Mailand nach Luzern zu fahren, um seinem Orchester beizustehen. Der 93-jährige Herbert Blomstedt ersetzte Riccardo Chailly.

Doch nun ist auch mal genug. Für Intendant Michael Haefliger war klar, dass er Zeichen an den Stiftungsrat senden musste, bis dann 2025 sein Abschiedsfestival mit Konfetti-Regen gefeiert werden kann. Wir erinnern uns: Dank tollen Ideen, steigenden Börsenkursen, Claudio Abbado und Pierre Boulez zeigte das Lucerne Festival in den nuller Jahren der Welt, wie Klassikfestival geht. Haefliger tat das so gut, dass er als neuer Intendant der Salzburger Festspiele gehandelt wurde. Der Boom dauerte so lange, bis die zwei Legenden Boulez und Abbado starben und man mit den Musikweltstadt-Fantasien rund um den Bau der Salle Modulaire reussab ging.

Darum gab Michael Haefliger seinem Festival jetzt einen neuen Anstrich. Bald wird es rund um den sommerlichen Riesen Kleinfestivals geben, die alten Grundpfeiler erhielten neue Namen: «Symphony», «Contemporary» und «Music for Future» heissen sie nun. Naturgemäss musste auch das Logo erneuert werden – jenes der Salzburger Festspiele ist hundert Jahre alt.

Tränen im Publikum

Es ist erstaunlich, dass man in Luzern dauernd etwas anderes sein möchte, als man ist. Anstatt zu betonen, dass man auch ein Strassenfestival durchführt und ein, zwei Gratisangebote kennt, wäre es für die Lucerne-Festival-Macher einfacher, einzugestehen, dass man das teuerste und beste Konzertfestival der Welt ist. 320 Franken fürs Konzert? Na und – das Lucerne Festival erhält nur 5 Prozent Subventionen, muss viel Geld via Konzertkarten erwirtschaften. Wer in Salzburg im Parkett Mozart-Opern hören will, bezahlt auch ohne Murren 445 Euro.

Am teuersten wird der KKL-Besuch für jene, die das Lucerne Festival Orchestra hören wollen. Dieser Klangkörper soll nach wie vor das Prunkstück des Festivals sein, ist aber seit Jahren eine Baustelle.

Zwar hat man im Februar den Vertrag mit Chefdirigent Riccardo Chailly bis Ende 2026 verlängert, aber so ganz glaubt man nicht, dass er der Richtige für diese Aufgabe ist. Das LFO ist ein normales Top-Orchester geworden. «Bestes Orchester der Welt» wurde man einst dank den Konzerten mit Claudio Abbado genannt. Diesem Ruf spielt man jeden Abend nach. Nun erarbeitet man sich mit harten Proben Spitzenleistungen, die normale Top-Ten-Orchester per Dirigentenstab-Stubser abrufen.

Die LFO-Programme waren nie speziell, schliesslich musste das Orchester damit jeweils in der weiten Welt auf Promotions-Tour gehen. Wie Riccardo Chailly nun aber

zur Festivaleröffnung 2021 anlässlich des Themas «Ver-rückt» dazu kam, Mozarts Ouvertüre zu «Don Giovanni» und je eine Sinfonie von Mozart und Schubert aufzuführen, ist sehr eigenartig. Der *Neuen Zürcher Zeitung* sollte ein Journalistenpreis zuerkannt werden, nannte sie dieses Programm doch wegen seiner Normalität «verrückt».

Riccardo Chailly und sein Festspielorchester hatten im KKL versucht, Mozart und Schu-

Es ist erstaunlich, dass man in Luzern dauernd etwas anderes sein möchte, als man ist.

bert aus dem Kopf heraus zu erzählen, sozusagen die Partie auf dem Papier zu gewinnen: intellektuell herausfordernd, emotional verklemmt. Die «Don Giovanni»-Ouvertüre wälzte sich blutleer daher. Spät in Mozarts g-Moll-Sinfonie fing man sich, Schuberts 6. Sinfonie gelang schön akzentuiert.

Weiterhin soll Hoffnungsträger Yannick Nézet-Séguin das LFO nach den Auftritten des Chefdirigenten leiten, andere Dirigenten werden wohl dazukommen. Nur schade, musste Nézet-Séguin seine zwei Konzerte dieser Tage kurzfristig absagen. Doch was passierte nach diesem «Blitzschlag», wie Intendant Haefliger die Absage nannte? Das Lucerne Festival Orchestra spielte am letzten Samstag, angeführt von Konzertmeister Gregory Ahss, ungemein befreit und beseelt auf, tanzte in Beethovens 7. Sinfonie im 4. Satz walzernd Pogo. Im Publikum flossen wie einst Tränen, da der Geist Abbados im KKL zu schweben schien.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

ARTHUR'S FINEST
EST. 2020

Lederhandschuhe
aus 100% Bison Leder

www.arthursfinest.com

Film

Doppelter Rittberger

Wolfram Knorr

Black Widow (USA, 2021)

Regie: Cate Shortland. Mit Scarlett Johansson, Florence Pugh, Rachel Weisz, Ray Winstone, David Harbour

Die Ex-KGB-Agentin Natasha Romanoff alias Black Widow alias Scarlett Johansson tauchte ab 2010 ins Marvel Cinematic Universe (MCU) ein und fügte sich geschmeidig, kraftvoll und sexy in den «Avengers»-Wanderzirkus, bis zu ihrer «Black Widow»-Kür als krönendem Abschluss. Darstellerin Johansson probt den Aufstand. Im Kinoabenteuer zieht sich ein Irrer mit digitalem und chemischem Hokuspokus eine willfähige Frauentruppe heran, die ihr Leben riskiert, damit er die Welt beherrschen kann. Im realen Abenteuer fightet Scarlett Johansson gegen den Disney-Konzern und seine mächtigen weissen Männer, von denen sie sich hintergangen fühlt. Es war an der Zeit, dem gehetzten Leben als Ex-Agentin und Avenger ade zu sagen und als Scarlett Johansson den Disney-Nashörnern die Stirn zu bieten.

In «Black Widow» also wird Natasha von ihrer KGB-Vergangenheit eingeholt. Dreykov (Ray Winstone), dem selbstherrlich-sadistischen Erfinder des «Black Widow»-Programms (das auch Natasha durchlief) und seiner Amazonenarmee, die jeden abmurkst, wenn er es will, soll das Handwerk gelegt werden. Natasha tut sich mit der «Black Widow»-Aussteigerin Yelena Belova (Florence Pugh), der Biologin Melina Vostokoff (Rachel Weisz) und Alexei Shostakov (David Harbour) zusammen. Man kennt sich. Als die Mädchen noch klein waren, bildeten sie eine Schläfer-«Familie» in Ohio, mussten fliehen und wurden von Dreykov ins «Programm» aufgenommen. Hilfreich waren die «Eltern» dabei nicht. Und so gerät man sich deshalb beim fröhlichen Wiedersehen so richtig in die Wolle, während draussen die ferngesteuerten Killerinnen wie eine Herde wild gewordener Gazellen die Familienidylle zu stürmen beginnen.

Verabschiedung in doppelter Hinsicht

«Black Widow», von der Australierin Cate Shortland mit Tempo, Witz und Eleganz inszeniert, ist Frauenpower pur. Die Frau hat ausgegackert, ist keine kuschelige Henne mehr; der Mann ein Popanz, nicht nur am hochgerüsteten Stalkmaster sichtbar, der im Stahlkorsett und mit Superarmbrust den Supermacho gibt. Das Ekel Dreykov ist eine ranzige Mischung aus Hugh Hefner und Harvey Weinstein, auch «Vater» Alexeis Papa-Charme ist ab-



Von ihrer KGB-Vergangenheit eingeholt: Avenger in «Black Widow» (Scarlett Johansson).

getakelt. Siegerinnen sind die «Schwestern» Yelena und Natasha. Das Ex-«Avengers»-Roadshow-Girl verabschiedet sich mit diesem doppelten Rittberger – in doppelter Hinsicht. Denn nicht nur Natasha hat genug von den circensischen Kapriolen, sondern auch ihre Darstellerin Scarlett Johansson. Diese kommt sich vor wie Charlotte, jene junge, alleingelassene, hintergangene Frau aus «Lost in Translation» (2003). Der Film war der Startschuss ihrer einzigartigen Karriere, die sie über Woody-Allen-Filme («Match Point», «Scoop», «Vicky Christina Barcelona») ins MCU aus dem Hause Disney katapultierte. Für «Black Widow» erhielt sie eine Gage von zwanzig Millionen Dollar, mit Gewinnbeteiligung.

Traumhafter Kinostart

Und da liegt das Problem. Der Filmstart wurde durch die Pandemie immer wieder verschoben, bis sich der Konzern entschloss, ihn hybrid auszuwerten: Kino und Streaming. Johansson fühlte sich geprellt. Vertraglich war ihr ein exklusiver Kinostart zugesichert worden, mit einer Gewinnbeteiligung aus den weltweiten Kinoeinnahmen. Wie aber geht das beim Streamen? Das Problem beim Streamen ist die völlig andere Abrechnungsart; entscheidend ist die Abonnentenzahl. Die Kinoumsätze brachen Corona-bedingt weltweit um 70 Prozent ein, die Abo-Zahlen von Netflix und Co. schnellten in die Höhe, und Disney dreht mit Disney+ am Glücksrad mit. «Black Widow» hatte einen traumhaften Kinostart mit achtzig Millionen Dollar allein in den USA – ein Pandemierekord. Dann folgte am zweiten Wochenende der jähe Absturz mit gerade mal 26 Millionen Dollar. Ein Einbruch, der nur zum Teil mit den unsicheren Corona-Zeiten zu erklären ist. Der Hauptgrund dürften die Konditionen durch

das Streamen auf Disney+ sein. Schon vor zwei Jahren soll Johansson über ihr Team bei Marvel um klare Zusagen zur exklusiven Kinoauswertung gebeten haben, und Marvel will ihr versichert haben, dass Änderungen der Vertragsbedingungen im Vorfeld mit ihr besprochen würden. Als der Streaming-Start beschlossene Sache war, sei sie nicht informiert worden. Aber Scarlett Johansson hat ja das Zepter sowieso Yelena (bzw. Florence Pugh) übergeben.

Pop

Inmitten der Spassgesellschaft

Anton Beck

Iggy Azalea: The End of an Era. Empire.

Der Rap hat viele Männer hervorgebracht, die sich dominant, arrogant, kokett, manchmal auch explizit sexistisch präsentierten. Dass dieser Spiess umgedreht wird, ist ein eher neues Phänomen, das keine so gut verkörpert wie die Australierin Iggy Azalea. Die 31-Jährige preist sich selbst, betet sich an, verehrt ihren Körper und sieht sich in der absoluten Machtposition: Sie kann jeden Mann, wenn sie denn nur will, ausleihen und benutzen. Dieses Thema zieht sich durch all ihre Alben und Singles, genauso wie – auch das ist im männlichen Rap so üblich – der materielle Überfluss.

Lust auf Bewegung

Auf Azaleas neustem, drittem und angeblich für längere Zeit letztem Album «The End of an Era» kommen die in der Vergangenheit gezogenen Fäden nun zusammen. Sie besingt,

wie sie mit ihren Louis-Vuitton-Taschen in der Weltgeschichte umherfliegt, einkauft bis zum Umfallen, und wie ihr «Peach Body» von allen Menschen beneidet und begehrt wird. Das Ziel davon ist die grösstmögliche Distanz zu tieferen Gefühlszuständen und zur eigenen Verletzlichkeit; und das in einem Medium, der Musik, das eigentlich – zumal sie lyrisch unterwandert ist – Nähe zulassen muss, um etwas in den Zuhörern auszulösen. Insofern ist Azaleas Mantra, dieses «Don't want your love, don't want your problems, just need all of, all of your dollars» ein interessantes Zeichen des Zeitgeists.

Azalea verweigert sich sämtlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen oder Weltverbesserungsidealen. Musikalisch klingt das eingängig und melodisch. Die schnellen E-Drums machen Lust auf Bewegung, alle vierzehn Songs verlangen Lautstärke, und die multiplen, fein säuberlichen Stimmen, die übereinandergelegt und geschliffen werden, rücken die Texte etwas in den Hintergrund. Zumindest musikalisch entfernt sich Azalea somit von ihren männlichen Pendants, die meist deutlich rauer klingen.

Diese hübsch verpackte Absage an den Status quo der Welt scheint Azalea Spass zu machen wie eh und je. Zumindest in ihren Musikvideos. Sie lacht, im Bikini auf dem Rücksitz eines Motorrads sitzend («I Am the Stripclub»), sie lachte beim letzten Album, als sie eine riesige Party in der Villa ihres er-

mordeten Sugar-Daddys schmiss («Started») und sie lachte auch ein Album zuvor als reich gewordene Stripperin («Kream»). Die Verführung ist da, diese Inszenierung als feministisch zu verstehen – eine Powerfrau, die sich nach oben kämpft. Doch ihre Verachtung trifft nicht nur die Männer, sondern eben auch die Frauen: «First you get the money, then you get the power, respect, hoes come last.» Sie trifft alle, ausser Azalea selbst.

Kunstfigur und Projektion

Und ihren Jungen. Vor etwas mehr als einem Jahr gab sie bekannt, dass sie Mutter geworden sei. «Your happiness is my happiness», schrieb sie kürzlich auf Instagram zu einem Bild ihres Sohnes. Hier zeigt sie dann doch ihre verletzte, ihre nahbare Seite, die allerdings in «The End of an Era» überhaupt nicht einfließt. Als wäre die private Azalea eine ganz andere als jene, die Musik macht. Eine Kunstfigur und Projektion, die ihre Werte versteckt und der Spassgesellschaft, so klischeehaft es klingen mag, den Spiegel vorhält: «We don't wanna be bored, we just wanna have fun.»

Zumindest auf dem alternativen Albumcover der Deluxe-Version sieht sie gar nicht amüsiert aus. Sie liegt auf einer Gummimatratze im Pool, mit ernstem Blick und einem Drink, und um sie herum schwimmen Dollarnoten und ertrunkene Männer in Anzügen. Nach einer wirklich lustigen Party sieht das nicht aus.

Jazz Stets aufs Ganze Steff Rohrbach

Saadet Türköz & Nils Wogram:
SongDreaming. Leo Records 898

Die Wege des Herrn sind bekanntlich unergündlich. Besonders trifft dies auf die Vokalistin Saadet Türköz zu. Ihre kasachischen Vorfahren lebten nomadisch zwischen Altai und mongolischer Grenze in der Autonomen Region der Uiguren, dem heutigen Xinjiang. Zu Beginn der vierziger Jahre flüchteten ihre Eltern aus Angst vor chinesischen Repressionen und fanden in Istanbul schliesslich eine neue Heimat. Dort wird Türköz 1961 geboren. Als Zwanzigjährige kommt sie in die Schweiz und findet Arbeit in einem Romanshorer Altersheim, sieht ihre Zukunft in einem Pflegeberuf, freundet sich mit den Künstlerinnen Muda Mathis und später mit Pipilotti Rist an, gibt mal da an einer Vernissage ein Lied zum Besten und singt mal dort auf einer kasachischen Hochzeit. Das Liedgut ihrer Vorfahren kennt sie aus der Familie. Es klebe an ihr, wie sie sich einmal ausgedrückt hat. Sängerin sei etwas Klassisches, Akademisches, denkt Türköz – und wird Journalistin, Übersetzerin und Shiatsu-Therapeutin. Das Kreative aber lässt sie nicht los, sie besucht einen Kurs in der Zürcher Werkstatt für improvisierte Musik und reist, als dies noch möglich ist, für Recherchen und Auftritte ins Land ihrer Vorfahren.

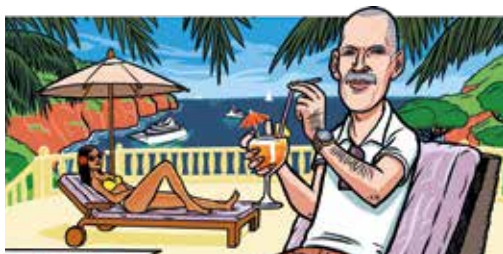
Singt Türköz anfänglich noch eher traditionell, lernt sie – ohne ihre Wurzeln je zu kapfen, schnell und empirisch –, sich in der Welt der Improvisation zu bewegen, wird freier und mutiger und bald Teil der nationalen und internationalen Szene. Auf ihrem zweiten Album ist sie mit Joëlle Léandre, Martin Schütz, Burhan Öçal und Elliott Sharp zu hören. Ihre Stimme verbindet Urkraft und Zärtlichkeit, von schamanischen bis zu ekstatischen Tönen vermag sie schier jede Stimmung auszudrücken – und Türköz, so viele Facetten ihre Stimme auch kennt, geht stets aufs Ganze.

Eben sind zwei neue Alben mit ihr erschienen. Das eine im Duo mit dem grandiosen Posaunisten Nils Wogram, 2006 aufgenommen, lässt in sensiblen, emotionalen und höchst unterhaltenden Dialogen Songs entstehen, die unter die Haut gehen. Das andere entstand 2009 in Südafrika, wo der charismatische Saxofonist und Flötist Zim Ngqawana (1959–2011) mit Carlo Mombelli, Kyle Shepherd und Justin Badenhorst ein hochkarätiges Quintett zusammenstellte, das in einer ununterbrochenen Session eine mitreissende, an Intensität kaum zu überbietende Musik entstehen liess.



Zeichen des Zeitgeistes: Rapperin Azalea.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Dogg

Mark van Huissing

Das wohl lesenswerteste Business-Interview seit langem war die Abschrift eines Gesprächs mit dem amerikanischen Rapper und Unternehmer Calvin Cordozar Broadus Jr., bekannt als Snoop Dogg (erschieden in der «Corner Office»-Kolumne der *New York Times*).

MvH geht es zu Herzen, wenn ein Kollege mit seinem Gesprächspartner nicht zur Hauptsache über das Gebiet redet, mit dem man diesen a prima vista in Verbindung bringt. Ihr Kolumnist befragte selbst eine Zeitlang mehr oder weniger berühmte Leute und wendete dabei dieses Vorgehen an. Von Mark Knopfler, dem Dire-Straits-Gründer, wollte ich beispielsweise etwas über Hotels hören, die er mag (was ihm nichts ausmachte, er sagte: «Ich werde manchmal ein wenig technisch, wenn ich über Musik spreche – unterbrechen Sie mich»). Oder zu Harvey Weinstein sagte ich: «Ich werde keine Fragen stellen über Filme. Mein Konzept ist: mit interessanten Leuten über interessante Dinge reden» (worauf er «grossartig» erwiderte). «Mit Ihnen möchte ich über Frauen reden» (das war 2013). – «Ah ja?», sagte er (und später: «Was geht mich das an? Ich bin ein Film-Kerl, whatever»).

Snoop Dogg, 49, muss man nicht mögen, er ist vermutlich kein edler Mensch. Worin er sich nicht zwingend unterscheidet von anderen, die es an die Spitze eines erfolgreichen Unternehmens geschafft respektive selbst eines gegründet haben. Dennoch lege ich nicht nahe, dass der durchschnittliche CEO oder Entrepreneur in jungen Jahren häufig im Gefängnis sass (wegen Drogenbesitzes), des Mordes an einem Mitglied einer gegnerischen Bande angeklagt war (Snoop wurde freigesprochen)

beziehungsweise einige Jahre als Zuhälter arbeitete und es super fand («that shit was my natural calling», das war meine natürliche Berufung, Wikipedia).

Dennoch kann man einiges lernen für die eigene Laufbahn. «Wie wählen Sie Firmen aus, mit denen Sie zusammenarbeiten?», fragte der Journalist (Snoop ist Markenbotschafter von Corona-Bier, Beyond Meat, vegane Fleischersatzprodukte, oder Bic-Feuerzeugen). Es müsse Spass machen. Und sich lohnen – «got to be fun. And going to make funds.» Solange das Wort «fun» enthalten sei, sei's cool. Einfache Frage, einfache Antwort, einverstanden. Abgesehen davon, eine ehrliche. Und solche bekommt man nicht immer von hohen Tieren.

Mein liebster (und sein wertvollster) Rat: «Du musst früh einen Fuss in der Türe haben. Sonst bleibst du draussen.» Er werde oft gefragt: «Hey, Snoop, willst du unser Testimonial sein?», nachdem eine Firma gross geworden sei. Wolle er dann aber nicht mehr, stattdessen ein Stück vom Kuchen. «Gib mir Anteile. Andernfalls – fuck you und deine Company.» Er ist Minderheitsaktionär von Reddit, einer Social-Media-Website, oder Eaze, einem kalifornischen Marihuana-für-medizinische-Zwecke-Lieferdienst, Merry Jane hingegen, ein digitaler Marihuana-Nachrichtenkanal, gehört ihm; Snoop konsumiert Cannabis seit Jahrzehnten, angeblich bis achtzig Graszigaretten täglich (auch gegen Migräne). Sein Jahreseinkommen zurzeit wird auf zehn Millionen Dollar geschätzt, sein Vermögen auf 150 Millionen (Quelle: vermoeenmagazin.de).

Weshalb ich ihn nicht selbst befragt habe? *Point taken*. Ich hab's immerhin versucht, als er und Sean «Diddy» Combs auf Tour waren, vor einiger Zeit. Nach der Show in Berlin durch-

*«Gib mir Anteile.
Andernfalls – fuck you
und deine Company.»*

querten Snoop und sein Gefolge die Backstage, wo ich auf Diddy wartete, mit dem ich eine Verabredung hatte (zu schreiben, ich habe nicht Snoops ungeteilte Aufmerksamkeit bekommen, wäre eine Übertreibung). Als ich Combs gegenüber sass, gab der sich Mühe, wie ein CEO zu klingen: Er beschrieb sich respektive seine Firma als mehrstöckiges Haus. Im Erd-

geschoss werde Musik gemacht, im ersten Stock gebe es Kleidung zu kaufen und so weiter – bis man in der 25. oder so Etage endlich dem «He-Man», ihm, begegne, der dort sitze und alles zusammenhalte.

Diddy nimmt sich und die Welt ernster als Snoop. Und ist fleissiger. Zahlen sich Ernsthaftigkeit und Arbeitsethos (unser Interview fand lange nach Mitternacht statt) aus? Kann man so sagen – 2019 betrug sein Vermögen 740 Millionen Dollar (Quelle: *Forbes*). Nur, wer hat das bessere Leben? Grosse Frage. Lustiger auf jeden Fall, so sieht's aus, ist das von Snoop Dogg.



UNTEN DURCH

Jetzt mal ehrlich

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno benutzt gern die Floskel «Jetzt aber mal ehrlich». Im Auto sagt er zum Beispiel: «Jetzt aber mal ehrlich, da war doch gar kein Einbahnschild!» Doch, da war eins, Bruno hat es nur nicht gesehen. Beim Fernsehen sagt er: «Jetzt aber mal ehrlich, der Film ist doch total unlogisch!» Nein, der Film ist total logisch, Bruno hat die Logik nur nicht kapiert. Ich könnte noch viele Beispiele dafür anführen, dass Bruno sich jedes Mal, wenn er glaubt, eine notwendige Wahrheit auszusprechen, irrt. Das ist ein weitverbreitetes Phänomen: Immer mehr Leute sind überzeugt davon, dass sie ihre Irrtümer endlich mal laut und deutlich äussern müssen. Sie hauen mit der Faust auf den Tisch, sagen: «Ich weiss, ich rede mich um Kopf und Kragen, aber jetzt sage ich mal ganz ehrlich, dass ...» Und dann teilen sie der Welt im Furor der Ehrlichkeit alle Irrtümer mit, die sich im Lauf der Zeit bei ihnen angesammelt haben. Sie hauen natürlich, genau betrachtet, nicht mit der

Faust, sondern zu Hause vor dem Computer mit der Maus auf den Tisch, denn sie sprechen ihre Irrtümer kaum noch am Stammtisch aus, da an einem solchen meistens nur sechs oder acht Leute Platz finden. Das ist jemandem, der endlich mal die Wahrheit sagen will, zu wenig, da stimmen Aufwand und Ertrag nicht. Es erfordert ja Courage, endlich mal ehrlich zu sagen, was man denkt, und deshalb möchte man es, wenn schon, einer möglichst grossen Zahl von Leuten mitteilen, damit man im Fall einer Verhaftung Support durch Gleichgesinnte kriegt. Also haut man mit der Maus auf das Pad und schreibt in einem «sozialen Medium» unter einem Tarnnamen einen Forumsbeitrag über «ein gesellschaftliches Tabu».

Mein Tarnname bei einer bestimmten Zeitung, in deren Online-Forum ich ein engagierter Kommentarschreiber bin, ist Louis Onwuatuegwu. Diesen in Afrika häufigen Familiennamen habe ich mit Raffinesse gewählt. Denn wenn ein Louis Onwuatuegwu im Leserforum endlich mal ehrlich seine Meinung über die viel zu vielen Ausländer sagt, geraten die Moderatoren, die die Kommentare auf rassistisches Gedankengut kontrollieren, in innere Konflikte. Gestern habe ich mir mal wieder meine gesammelten Onwuatuegwu-Leserkommentare der letzten sechs Monate angesehen, die ich meistens morgens schreibe, da ich dann generell schlechter Laune bin. Ich esse vor dem Bildschirm mein Müsli, und wenn wieder irgendein Idiot von Journalist einen vollkommenen Bockmist zusammengeschrieben hat, tippe ich mit vollem Mund einen Leserkommentar, den ich meistens mit den Worten «Man darf es ja nicht mehr laut sagen ...» einleite. Danach lasse ich meinen Irrtümern freien Lauf.

An guten Tagen bestehen meine Irrtümer immerhin zu 15 Prozent aus Halbwissen. Man sieht: Der Unterschied zwischen mir und Bruno besteht in meiner Fähigkeit zur Selbstkritik. Diese lasse ich auch gelegentlich in meine Kommentare einfließen, etwa indem ich schreibe: «Als Afrikaner kenne ich mich mit Korruption leider nur allzu gut aus, und deshalb sage ich hier ganz ehrlich, dass der Bundesrat sich von Peking kaufen lässt!» Meine Kommentare ernten immer sehr viele Zustimmungsternchen von anderen Lesern, die aus irgendeinem Grund denken, dass Afrikaner, die perfekt Deutsch sprechen, sich nicht irren können. Wie auch immer: Im Grunde ist das alles Demokratie.

Oder, ehrlich gesagt, das, was aus der Demokratie geworden ist: dass jeder seine Irrtümer einem grossen Publikum vorstellen kann. Alles andere wäre Diktatur, wie in Peking, wo sich die Staatspartei stellvertretend für alle Bürger irrt, die in der Konsequenz dann allerdings von jedem Irrtum befreit sind. Private Irrtümer sind in China nicht erlaubt. Wenn man es so betrachtet, hat das chinesische System – und das wird man ja wohl noch sagen dürfen – doch auch gewisse Vorteile. «Jetzt aber mal ehrlich», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm diese Kolumne vorlas, «das ist ...»



FAST VERLIEBT

Faszination Loser

Claudia Schumacher

«Ich hatte Sex, gerade eben!», rief mir neulich eine Freundin bei der Begrüssung zu. «Grossartig!», antwortete ich. «Mit wem?» Sie nannte den Namen ihres Partners – das hatte ich nicht kommen sehen.

Meine Freundin ist Anfang zwanzig und eine Art Shootingstar in der Branche, in der sie arbeitet. Obendrein sieht sie hübsch aus und ist sehr nett. Ihr Freund jedoch ist – ich will nur ehrlich sein – der totale Loser. Er sieht nicht nur komisch aus, er behandelt sie auch mies. Hinzu kommt, dass er Ende dreissig ist und beruflich nichts erreicht hat. Er ist ihr in jeder Hinsicht unterlegen, und doch hechelt sie seiner Liebe hinterher. Feiert sie einen Erfolg, gönnt er ihr nicht. Zudem hat er vor einiger Zeit aufgehört, mit ihr zu schlafen – daher meine Verwunderung, als die zwei nun offenbar doch mal wieder in der Kiste landeten.

Tolle Frauen, die sich mit Losern abgeben: Man kennt das. Natürlich gibt es das auch umgekehrt:

supernette Männer, die den garstigsten Frauen hinterherrennen. Wie kommt das?

Vielleicht ist es kein Zufall, dass meine Freundinnen, die sich wiederholt in Loser verliebt haben, auch eine schwierige Beziehung zu ihrem Vater haben. Die Väter sind dabei nicht zwangsläufig Loser, manche sind erfolgreich. Eines haben diese Väter aber gemeinsam: Sie waren in der Kindheit ihrer Tochter emotional abwesend. Entweder waren sie zu beschäftigt mit der Pflege ihrer kleinen Loser-Egos, um sich zu kümmern – oder sie waren zu beschäftigt mit ihren Karrieren. Heute glauben ihre erwachsenen Töchter, sie seien gute Behandlung und Fürsorge nicht wert und hätten die Liebe eines Mannes nicht verdient.

«Ich hatte immer den Eindruck, ich muss mir wahnsinnig Mühe geben und bin trotzdem nie gut genug für seine Liebe», sagte mir mal eine Freundin über die Beziehung zu ihrem emotional abweisenden Vater. Auch sie landet noch Jahrzehnte später auf jeder Party zielgenau beim grössten Arsch im Raum, der sie genauso schlecht behandelt wie ihr Vater damals. Sie ist eine schöne Katze, die sich für ein graues Mäuschen hält: gefundenes Fressen für Loser-Männer.

Das Verrückte ist, dass manche dieser Frauen ihren Partner sogar selbst für einen Loser halten. So zum Beispiel meine kluge, eingangs erwähnte Freundin. Seit ich sie kenne, sagt sie, dass sie mit dem Kerl Schluss machen muss. Oft redet sie so schlecht über ihn, als wäre er bereits das, was er wirklich sein sollte: ihr Ex.

Aber sie schafft den Absprung nicht. Ich glaube, sie hofft, einen Versager wie ihn wenigstens unter Kontrolle zu haben. Doch für Frauen mit unbesiegtten Vaterkomplexen ist leider jeder Mann zu stark, selbst der grösste Depp. Diese Männer scheinen zu riechen, dass sie nichts tun müssen, um bei einer tollen Frau mit Komplexen die Oberhand zu behalten – ausser das: ihr niemals zeigen, dass sie sie lieben.



Wo die Seele sich bettet

Ein Kosmos, ein Refugium, ein Fluchttort: das Hotel «Saluver» im Oberengadin.



Einfach da, unverrückbar, meist im Sonnenschein: Gastgeber Christian Jurczyk.

Inmitten des Oberengadins, dieses grossen Paradieses aus Stein, Wasser und Licht, liegt ein ganz kleines, das Hotel «Saluver», und es ist, als ob die ganze liebliche Weitläufigkeit der gleichnamigen Alp ins Tal hinabgestiegen wäre. Vor fünf Jahren geriet ich das erste Mal eher zufällig in die Sphäre dieses Kleinods, und es schien mir nichts Besonderes. Ein kleines Hotel eben, mit passablen Zimmern, gutbürgerlicher Küche und einer angenehmen Terrasse, nichts, an das ich mich lebhaft erinnern oder gar je sehnen würde.

Jetzt käme mir ein Leben ohne das «Saluver» so vor, als hätte man mir einen ganzen Kosmos gestohlen, ein Refugium, einen Fluchttort. Ich glaube, das liegt daran, dass im «Saluver» die grosse Seele des Engadins dauerhaft eingezogen ist und die meine sich an sie anschmiegen kann. Es ist nicht leicht, zu erklären, aber kaum komme ich dort an, habe ich zumindest eine Idee, wie Heimat sich anfühlt.

Kleinster Golfklub der Welt

Dies wiederum liegt vermutlich an Christian, der zusammen mit seiner Frau Monica das Hotel 1986 in die Welt brachte und sich selbst als erwachsenem Mann das Geschenk von Heimatgefühl machte, aus denen er als Fünfjähriger verstossen wurde. Es war 1953 und Arbeiteraufstand in der DDR, die Familie, das waren seine Eltern und ein Bruder, musste aus Angst vor Repressalien flüchten. Sie stiegen mit einem Kinderwagen, in dem sein gerade geborener

Bruder Klaus lag, ein paar Habseligkeiten und einem Regenschirm in die S-Bahn und fuhren nach Westberlin.

Danach kam die schlimmste Reise der Welt, er spricht heute noch kaum darüber. Zwei Jahre lang lebten sie das Leben von Flüchtlingen, ein Lagerdasein, und strandeten schliesslich in einer Flüchtlingswohnung in Baden-Württemberg, in Esslingen, hatten zwar ein dauerhaftes Dach über dem Kopf, aber keine Heimat. Nach acht Jahren flüchtete Christian in eine Kochlehre, fünf Jahre später, im *summer of love, peace and happiness* 1968, packte Christian seine Sachen, das waren drei Kochmesser, drei Kochjacken, ein paar Kochmützen und zwanzig Franken. Seine Odyssee begann, seine Reise zu sich selbst, dem Kochen des eigenen Ichs auch, das er in den Bergen fand. Monica, seine Frau aus Pontresina, ebenfalls.

Die Faszination von Christian, so denke ich, liegt daran, dass er selbst ist wie ein Berg, ein beseelter, einfach da, unverrückbar, meist im Sonnenschein. Der andere scheint ihm immer wichtiger zu sein als er sich selber, und natürlich ist er ein klein wenig verrückt, das sieht man schon daran, dass in seinem Garten ein kleines Häuschen steht, das Klubhaus des wohl kleinsten Golfklubs der Welt: der Golfklub Gnadenlos. Als er noch nicht zwei künstliche Hüft- und Kniegelenke hatte, fuhr er Fahrrad wie der Teufel, seinen Gästen wie Tony Rominger oder Beat Breu hinterher. Heute fährt er E-Bike, fast jeden Tag.

72 Jahre alt ist er nun und ein wenig traurig gerade, sein Bruder ist gestorben, vielleicht das letzte Band zu seiner verlorenen Heimat. Der Golfklub Gnadenlos hat auch nur noch zehn Mitglieder; eines ist gestorben, eines zu gebrechlich geworden, um noch Golf zu spielen. Er erzählt das alles in einer Augustnacht auf der Terrasse seines Hotels, ein Bier vor sich, eines von höchstens zwei, die er sich noch erlaubt. Früher war er einer, der gelegentlich seine Heimat auch im Rausch suchte.

Heimat im Herzen

Das Gespräch ist so klar wie die Nacht, da sind die Sterne, da ist auch das Nichts zwischen ihnen. Da sind zwei Leben, seines und meines, seines ist ein wenig weiter, man merkt es daran, dass es keine Illusionen mehr kennt. Seit sein Bruder im Himmel ist, ist er sehr auf der Erde. Wir sprechen über das Leben und meinen oft den Tod, vielleicht merkt man daran, dass man langsam alt wird.

Er und Monica wollen kürzertreten, schon im September, die Tochter übernimmt, sie wollen reisen, Zeit haben. Es ist schwer vorstellbar für mich, wie das funktionieren soll, wenn da nur noch hin und wieder ein Christian abends in der Küche steht und später auf der Terrasse sitzt und morgens nur noch gelegentlich Monica beim Espresso ihre Geschichten erzählt.

Aber das ist das Gute an der gefundenen Heimat: Man trägt sie im Herzen, sie verabschiedet sich nie.

Immer unterwegs

Roger Patrik Witschi, 37, brachte es vom Seemann zum Kapitän. Fast ein Jahr lang fuhr er dafür um die Welt.

Seit dem 1. Juli 2019 bin ich Chef des Schweizerischen Seeschiffahrtsamts beim EDA, einer Behörde ähnlich einem kantonalen Strassenverkehrsamt: Bei uns werden Schiffe für die internationale Seefahrt unter Schweizer Flagge zugelassen. Derzeit sind rund 2000 Sport- und Vergnügungsschiffe bei uns registriert, hinzu kommen achtzehn gewerblich genutzte Seeschiffe, grösstenteils Massengutfrachter. Rund 80 Prozent meiner Arbeit umfasst die praktische Anwendung des Seeschiffahrtsrechts – klassische Aufsicht darüber, was bei den Schiffen erlaubt ist und was nicht. Diese Schnittstelle zwischen Recht und Technik ist höchst interessant.

Dass die Ozeane zunehmend im Fokus stehen, finde ich gerechtfertigt. Aber man muss wissen, dass der grösste Teil der Wasserbelastung vom Land ausgeht, nicht von der Schifffahrt. Fast alle Güter werden übers Meer transportiert. Das wird total unterschätzt. Dabei traf etwa die Pandemie die Branche besonders hart: Hunderttausende Seeleute waren über lange Zeit auf den Schiffen eingesperrt, und wiederum so viele konnten nicht zur Ablösung einsteigen, was zu grossen finanziellen und persönlichen Schäden führte.

Vom Wasser aufs Land

Schon als Kind war ich immer auf dem Wasser, seit ich mit dem Gummiboot erstmals auf der Aare von Thun nach Bern fuhr. Meine Hobbys waren Rudern und Segeln. Nach dem Gymnasium war ich im Militär Pontonier. Danach wollte ich fort, auf grosse Schiffe, weshalb ich 2005 in Hamburg anheuerte. Fast ein Jahr lang fuhr ich um die Welt. Und weil heutzutage jeder an Bord entweder Passagier oder dann angestellt ist, entschied ich mich gleich für die Matrosenausbildung.

Ich lernte viele Länder und Kulturen kennen, nicht als Tourist, sondern real. An den Seeleuten schätze ich ihre Verbundenheit mit Meer und Natur, ihre Weltoffenheit und den grossen Realitätssinn. Seeleute zeichnet aus, dass sie mit den praktischen Umständen zurechtkommen und das Beste daraus machen, egal, was geschieht. Um auf hoher See bestehen zu können, braucht es Vorbereitung, Respekt und Demut. Der Rest ist der gekonnte Umgang mit der Situation.

Danach studierte ich Nautik an der Seefahrtsschule im deutschen Elsfleth. Nach drei Jahren war ich Diplom-Ingenieur für Seeverkehr und erhielt mein Patent als nautischer Offizier. 2009, inmitten der grössten Krise, die die

Schifffahrt je erlebte, fand ich Arbeit als zweiter Offizier auf einem Küstendampfer: Ich fuhr jeweils drei Monate am Stück und hatte dann drei Monate frei. Meine Freizeit nutzte ich, wegen der Krise, um in Bern noch Jura zu studieren, was ich 2013 mit dem Bachelor abschloss. Bald fuhr ich als erster Offizier. So kam ich auch zu Einsätzen auf Schleppschiffen, mit denen wir etwa Anker von Bohrinseln platzierten.

Dann rutschte ich mehr und mehr in Jobs an Land und in eine staatliche Anstellung: zunächst



Vorbereitung, Respekt, Demut: Witschi.

als Inspektor und Gutachter für Werften, Versicherungen und Reedereien, dann als technischer Leiter und Vizedirektor der antiguianischen Flagge. Ich lebte in der Karibik, pendelte aber oft nach Europa, beispielsweise zur internationalen Seeschiffahrtsorganisation IMO in London. Heute vertrete ich die Schweiz in verschiedenen Schifffahrtsgremien.

In meiner Freizeit würde ich gerne wieder mehr segeln. So habe ich auch meine Frau kennengelernt. Sie wünschte sich damals jemanden, der Freude am Wasser hat. Als ich ihr von meinem Beruf erzählte, war sie zuerst begeistert. Nachdem ich sie zwischendurch an Bord mitnahm, sah sie selbst, dass nicht immer alles eitel Sonnenschein ist. Und seit unser achtjähriger Sohn grösser ist, ist sie froh, wenn ich nicht ständig unterwegs bin.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Impfelried

Hauptmann: Wir sind umzingelt.

Winkelried: Von den Habsburgern?

Hauptmann: Nein, von den Viren.

Winkelried: Männer! Sorgt für mein Weib und mein Kind! Ich werde euch eine Gasse bahnen.

Hauptmann: Wir warten, bis wir dran sind.

Winkelried: Womit?

Hauptmann: Mit der Impfung.

Winkelried: Männer! Sorgt für mein Weib und mein Kind! Ich werde mich für euch alle impfen lassen.

Hauptmann: Wir müssen uns alle impfen lassen.

Winkelried: Wir sollen uns alle opfern?

Hauptmann: Nur so können wir uns alle retten.

Winkelried: Wir können uns nur alle retten, indem wir uns alle opfern?

Hauptmann: Deshalb stehen wir hier vor dem Impfzentrum in der Schlange.

Winkelried: Männer! Sorgt für mein Weib und mein Kind! Ich werde mich nicht impfen lassen.

Hauptmann: Wieso nicht?

Winkelried: Damit ihr schneller drankommt.

Hauptmann: So gefährdest du uns alle.

Winkelried: Indem ich mich opfere?

Hauptmann: Wir müssen uns alle opfern.

Winkelried: Wir ergeben uns den Habsburgern?

Hauptmann: Das hat doch nichts mit den Habsburgern zu tun.

Winkelried: Wir ergeben uns der Impfindustrie?

Hauptmann: Wir kooperieren bloss.

Winkelried: Ich kooperiere nicht.

Hauptmann: Komm, Winkelried, du bist dran.

Winkelried: Lieber sterbe ich.

Hauptmann: Mach den Ärmel hoch, du bist umzingelt.

Winkelried: Dann kommt mit all euren Spritzen! Männer! Sorgt für mein Weib und mein Kind...

Andreas Thiel

Nach wie vor ein kulinarischer *haut-lieu*: das Restaurant «Paul Bocuse»

Restaurant Paul Bocuse: 8 quai de la Jonchère, Collonges-au-Mont-d'Or (F)

Paul Bocuse ist sicherlich eine Ikone der französischen Küche, er hat während Jahrzehnten Massstäbe gesetzt und Hunderte von Köchen in Frankreich und in der ganzen Welt beeinflusst. Als er verstarb, hat man ihm entsprechend Lob gezollt, und der «Guide Michelin» zögerte noch eine Weile, bis er dem Restaurant «Paul Bocuse» in Collonges-au-Mont-d'Or an der Saône oberhalb von Lyon einen seiner seit Menschengedenken selbstverständlichen drei Sterne entzog.

Man konnte diesem gastronomischen Hotspot wohl einen Stern aberkennen – aber selbstverständlich hat er auch mit deren zwei nichts von seiner Anziehung- und Strahlungskraft verloren.



Zum Glück gibt es noch Orte wie Collonges-au-Mont-d'Or, wo man die erfolgreichen Traditionen pflegt, wo die Eleganz der Kellner und Sommeliers noch gefragt ist und wo man getrost auf die heute sonst allgegenwärtigen Pinzetten verzichten kann.

Ein wunderbarer Zwischenhalt

Natürlich ist der verstorbene Spitzenkoch hier omnipräsent, aber dem Haus mutet kein musealer Groove an; im Gegenteil, es ist alert, le-

bendig und charmant wie eh und je, und jede und jeder scheint sich zu freuen, hier arbeiten zu dürfen.

Wir haben in den Klassikern geschwelgt: Marbré de foie gras, Homard entier, Jambonnettes de grenouilles, Rouget barbet en écailles – etwa sechzig kleine gebratene Kartoffelscheibchen bilden die Schuppen der Rotbarbe –, Filets de sole Fernand Point – eine Hommage an einen anderen Spitzenkoch und Freund –, Fricassée de volaille de Bresse aux morilles und die wunderbare Käse- und Dessertauswahl.

Nicht vergessen sei auch das mit Trüffelscheiben unter der Haut bestückte Bresse-Huhn, das nach Art «Mère Fillioux» in einer Blase zubereitet wird. Das Geschirr hat Stil, die Gläser sind prächtig, die Bedienung ist erstklassig und freundlich, und es geht zügig voran mit den Gängen: ein wunderbarer Zwischenhalt auf dem Weg an die Côte d'Azur!

WEIN/MARTIN KILCHMANN

Vornehm, aber nicht snobistisch

Chianti Classico Riserva 2018, Castello di Volpaia. 14,5 %, Fr. 29.90. Steinfels Wine & Spirits, Zürich. www.steinfelsweinshop.ch

Auf die Frage nach meinem persönlichen Weinparadies nenne ich jeweils das Hügelgebiet des Chianti Classico. Nicht besonders originell, denken Sie, aber für all jene, die diese lichte, heitere Landschaft kennen, ist es eine gute Antwort.

Wie ein Renaissancegemälde

Am seligsten fühle ich mich im hochgelegenen Dörfchen rund um das Castello di Volpaia, zwischen Florenz und Siena. Die Mailänder Familie Stianti Mascheroni hat im Verlauf der letzten fünfzig Jahre aus dieser alten Florentiner Festung in akribischer, liebevoller Restaurationsarbeit einen Ort von grosser Schönheit gemacht – mit Weinbergen, Olivenhainen, einem Weinkeller und einer Essigmanufaktur; mit historischen Wohnungen, einem Hotel und einer ausgezeichneten Osteria.

Gleich vier verschiedene, bio-zertifizierte Chianti Classico – ein Annata, ein Riserva

und zwei Gran Selezione – finden von da den Weg in die weite Weinwelt.

Der Chianti Classico ist neben Barolo und Brunello der dritte grosse Rotwein Italiens. Der Zusatz «Classico» unterscheidet den Wein vom gewöhnlichen Chianti, dessen Anbaufläche praktisch die ganze mittlere Toskana bedeckt. Sein Erkennungszeichen ist der schwarze Hahn, der *gallo nero*. Er zielt jede Flasche. Sein Produktionsreglement ist strenger als jenes anderer Chianti-Appellationen.

Ein Chianti Classico muss zu mindestens 80 Prozent aus der Rebsorte Sangiovese

Wie eine weiche Decke legt sich ein feinkörniges Tannin über den kräftigen Körper.

bestehen. Die restlichen 20 Prozent dürfen die einheimischen Varietäten Canaiolo und Colorino oder auch internationale Sorten wie Merlot und Cabernet Sauvignon ergänzen.

Seit sieben Jahren bilden die Weine des Chianti Classico eine dreistufige Qualitäts-

pyramide. Den stabilen Sockel bildet der saftig-fruchtige, leicht rustikale Annata mit einer Lagerzeit von einem Jahr. Darauf fusst der seriösere Riserva, der zwei Jahre lagern muss. An der Spitze schillert der komplexe Gran Selezione. Er reift mindestens dreissig Monate und darf keine zugekauften Trauben enthalten.

Der Chianti Classico ist heute in Top-Verfassung. Und die Weine des Castello di Volpaia Weine stehen in der ersten Reihe. Sie gehören dank der Höhe ihrer Rebberge (450 bis 600 Meter) zur duftigen, frischen, eleganten Art. Empfehlenswert sind alle vier Weine. Mit seinem hervorragenden Preis-Leistungs-Verhältnis trumpft der 24 Monate in grossen Holzfässern aus französischer und slawonischer Eiche ausgebaute Riserva auf. Er besitzt eine rotberige und florale Frucht.

Wie eine weiche Decke legt sich ein feinkörniges Tannin über den kräftigen Körper. Ein Wein wie ein Renaissancegemälde. Vornehm, ohne einschüchternd oder snobistisch zu wirken. Als noch junger Wein getrunken, unbedingt dekantieren. Dann erblüht er unverhofft.

Big picture

Unterwegs mit dem Mercedes-Benz C 220 d:
Ist der Diesel die Lösung für umweltfreundliches Fahren?



Unter Politikern gilt es weitherum als ausgemacht, dass nur Elektroautos umweltfreundliche Autos sind. Nur sind Politiker nicht die Leute, auf die man sich verlassen sollte, wenn es darum geht, zukunftsfähige Technologien zu wählen. Oder jedenfalls würde ich einem Mitglied der Grünen, das keinen Führerschein besitzt, keinen Gebrauchtwagen abkaufen, auch wenn er mit Strom geladen werden kann.

Der Dieselmotor wiederum hat bei Leuten, die wenig von Automobiltechnik verstehen, zu Unrecht einen denkbar schlechten Ruf – auch wenn das teilweise natürlich von der motorenproduzierenden Industrie mitverschuldet ist. Nur ist es eine intellektuelle Kurzschlussreaktion, von Fehlern aus der Vergangenheit auf irgendwelche Entwicklungen in der Zukunft zu schliessen. Heutige Katalysatoren und die Harnstoffeinspritzung (Adblue) reduzieren den Schadstoffausstoss eines Dieselmotors praktisch auf null.

Zürich–Hamburg ohne Auftanken

Kürzlich war ich eine Woche lang mit dem neuen Mercedes-Benz C 220 d als T-Modell (im Volksmund: Kombi) unterwegs. Bei der ersten Fahrt zeigte der Bordcomputer eine Reichweite von 1000 Kilometern an. Im Laufe der Woche stieg dieser Wert noch an, nach rund 600 zurückgelegten Kilometern hätte ich gemäss Anzeige immer noch weitere 600 Kilometer zurücklegen können.

Daraus lässt sich eine simple Rechnung machen. Ein Liter Diesel wiegt, abhängig von der

Temperatur, rund 830 Gramm; in den Tank des C 220 d passen 66 Liter, das ergibt, vollgetankt, also ein Gewicht von rund 55 Kilogramm Energie. Eine Elektroauto-Batterie zum Vergleich ist nicht nur sehr viel schwerer – grob geschätzt 100 Kilogramm pro 100 Kilometer Reichweite –, sie ist vor allem auch in der Herstellung ausserordentlich energieintensiv, und dafür benötigte Rohstoffe wie Lithium oder Kobalt kommen teilweise aus problematischen Quellen oder belasten bei der Gewinnung die Umwelt.

Mit einem vollen Tank führe man im Falle des Mercedes mühelos von Zürich nach Hamburg und müsste noch immer nicht tanken. Obwohl der C 220 d im Falle meines Testwagens ein luxuriös ausgestattetes Fahrzeug mit Allradantrieb, Lederinterieur, viel angenehmer moderner Technik, einer feinen Burmester-Soundanlage und weiteren Annehmlichkeiten ist, verbraucht er im Test nur etwa 5,2 Liter Treibstoff auf 100 Kilometer. Das ist noch weniger als der angegebene Durchschnittsverbrauch.

Bei Betrachtung des *big picture*, wie es so schön heisst, ist die Antwort auf die Frage, wie man sich möglichst umweltfreundlich fortbewegt, gar nicht so leicht zu geben, wie es der politische Betrieb der Einfachheit halber gerne hätte. Möglicherweise lautet sie: «Diesel.»

Mercedes-Benz C 220 d T-Modell

Motor/Antrieb: Turbo-Diesel, 9-Gang-Automatik, Allradantrieb; **Hubraum:** 1993 ccm; **Leistung:** 220 PS/162 kW; **max. Drehmoment:** 440 Nm bei 2000–3000 U/min; **Verbrauch (WLTP):** 5,8 l/100 km; **Beschleunigung (0–100 km/h):** 7,4 sec; **Höchstgeschwindigkeit:** 242 km/h; Preis: Fr. 63 899.–



OBJEKT DER WOCHE

Ein Lobster für alle Bälle

Lobster-Ballmaschine Elite Liberty
Ab Fr. 1920.– im Fachhandel erhältlich

Möglicherweise hinterlässt es einen etwas extravaganten Eindruck, wenn man mit der eigenen Tennis-Ballmaschine auf dem Platz auftaucht. Doch der Trainingseffekt ist bestimmt grösser, als wenn man sich am Feierabend zu einem halbbatzigen Match trifft.

Die vielleicht legendärsten Ballmaschinen kommen seit 1970 aus dem Haus Lobster. Sie werden in ihrem lustigen Rot-Weiss in Nord-Hollywood hergestellt und weltweit vertrieben. Einsteigern sei das Modell «Elite Liberty» ans Herz gelegt. Es feuert die Bälle mit bis zu 130 km/h durch die Luft – bei Bedarf mit Top- oder Backspin über die ganze Breite des Tennisplatzes oder in Fünfzig-Grad-Lobs. Der Akku der einschlägigen Wurfmaschine hält bis zu vier Stunden, der Korb fasst 150 Bälle, das Intervall beträgt zwei bis zwölf Sekunden und der Aufpreis für die einfachste Fernbedienung Fr. 245.–.

Gerade jetzt, wo Roger Federer den Centre-Courts der Grand-Slam-Welt mehr und mehr fernbleibt – am US Open ist er nicht dabei –, wird die Sportsfrau oder der Sportsmann den Reizen des Lobster nicht widerstehen können und selber wieder öfters das Racket schwingen, anstatt epische Tennisstunden vor dem Bildschirm zu verbringen.

Das kompakte, leicht manövrierbare, sechzehn Kilogramm schwere Gerät gibt es zum Beispiel bei Ruckstuhl Sportplatzbedarf in Zürich zu kaufen.

Benjamin Bögli

Augustus Zuckerberg

Mark Zuckerberg ist Herrscher des 800-Milliarden-Imperiums Facebook. Sein Vorbild soll der erste römische Kaiser Augustus sein, der die Denkstrukturen der römischen Öffentlichkeit prägte. Die sozialen Medien gleichen den Infrastrukturprojekten des Römischen Reichs. Sie beeinflussen die Qualität der öffentlichen Diskussion, und ein grosser Teil der amerikanischen Bevölkerung nutzt Facebook als primäre Nachrichtenquelle. Der Algorithmus sorgt dafür, dass man im Feed nicht das zu sehen bekommt, was wichtig ist, sondern das, was am meisten Interaktion auslöst. Kritiker stellen demnach den Beitrag zur Demokratie in Frage. Ein Komitee macht sich in Helvetien gerade daran, ein neues Gesetz zur Überbrückungsfinanzierung für die Marktfähigkeit der vielfältigen Medienlandschaft zu bekämpfen. Man malt nicht den Teufel an die Wand, wenn man fragt, ob ein solches Referendum nicht ausländischen Quasi-Monopolen Vorschub leistet und damit die Meinungssouveränität in Frage stellt. Gut gemeint ist ja selten gut gemacht.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Herrscher über ein gigantisches Infrastrukturprojekt: Mark Zuckerberg.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich habe seit zwei Jahren einen dunkelhäutigen Freund, der aus Indien stammt. Mein Vater mag ihn eigentlich ganz gerne, doch äussert er sich mir gegenüber in seiner Abwesenheit oft rassistisch, was mich verletzt. Wie soll ich mich verhalten?
Patricia C., Schaffhausen*

Was Sie hier schildern, kommt leider auch an anderen Orten vor. Es sind zwei Dinge zu beachten: Ihr Vater mag Ihren Freund, und wenn er ihn und sein Wesen beurteilt, so ist er ihm sympathisch. Bei seiner Abwesenheit gibt er – wie Sie schreiben – rassistische Äusserungen von sich, und das verletzt Sie.

Prüfen Sie zunächst innerlich, warum Ihr Vater das tut. Tut er es, um Sie zu verletzen, und meint es gar nicht so? Dies ist bei verletzenden Äusserungen häufig der Fall. Die beste Therapie in solchen Fällen wäre, mindestens Ihrem Vater gegenüber die Ver-



letztheit nicht zu zeigen, darüber zu lachen oder ihn blosszustellen und ihm zu sagen: «Du sagst es nur, um mich zu verletzen, aber du triffst mich nicht.» In der Regel hören solche Sachen dann auf.

Es könnte aber auch sein, dass Ihr Vater wirklich etwas gegen Ihren dunkelhäutigen Freund hat. Dann rate ich Ihnen, dies mit Ihrem Vater zu besprechen, und zwar ohne moralistische Vorwürfe und Beschuldigungen. Fragen Sie ihn ernsthaft:

«Glaubst du, dass es schlimm ist, wenn man einen Inder zum Freund hat, und warum glaubst du, dass daran etwas schief ist?» Würde bei einer allfälligen Ehe ein indischer Mann ein Problem darstellen?

Vielleicht hat er ja echte Bedenken, die er bis jetzt nicht auszusprechen wagte und die man vielleicht ausdiskutieren könnte. Eine offene Aussprache bringt in der Regel mehr als eine Verdrängung der Motive. Aber der Vater muss merken, dass Sie ihn ernstnehmen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Cindy Landolt

Die Fitness-Unternehmerin expandiert laufend und ist auch nach Jahrzehnten im Gym noch immer Feuer und Flamme für ihren Beruf.

Gibt es eine Person, die so lustvoll über Anstrengung sprechen kann, dass man gleich stundenlang trainieren möchte, ist das Cindy Landolt. Wir treffen sie im Restaurant «Miracle». Hier im Zürcher Seefeld hat Landolt in den letzten Jahren einen der exklusiveren Fitnessklubs der Schweiz aufgebaut. «Centurion» heisst er. Eine Premiummitgliedschaft kostet bis zu 26 000 Franken im Jahr.

Das Restaurant hat Landolt ausgesucht. Man kennt sie hier und ist erfreut, sie «endlich wieder mal bedienen zu dürfen». Denn der Bewegungsenthusiastin geschah etwas, das man sich eigentlich gar nicht vorstellen kann. Ihre Wirbelsäule hatte sich entzündet, und sie durfte sich mehr als zwei Wochen nicht rühren. Insgesamt musste sie fünf Wochen aussetzen. Jetzt kann sie es kaum erwarten, wieder richtig zu trainieren.

Entspannter als auch schon

Wer nun denkt, eine solche Pause würde man einer Person, die sonst jeden Tag stundenlang Hanteln stemmt und den Herzkreislauf in die Höhe treibt, ansehen, irrt sich. Landolts Formen sind so perfekt wie auf ihren freizügigen Bildern, die sie mit grossem Erfolg über ihre Social-Media-Plattformen verbreitet. Über eine Million Leute verfolgen die Aktivitäten der Fitness-Lady auf Instagram, Facebook, Twitter und Youtube. «Wenn man die Muskeln seit zwanzig Jahren trainiert», erklärt Landolt, «fällt man nicht bereits nach einem trainingslosen Monat aus der Form. Ich habe einfach die Kalorien pro Tag runtergefahren.» Im «Miracle» bestellt sie gebratene Pouletbrust mit einer Extra-Beilage Gemüse, «aber ohne Öl und Fett». Jedes Gramm zählt.

Hätte man die 36-Jährige vor zehn Jahren zum Stillliegen verdammt, wäre es ihr wahrscheinlich noch um einiges schwerer gefallen. Denn inzwischen hat sich ihre Arbeit ein bisschen verlagert. In ihrem Fitnessklub ist sie nicht mehr ganz so viel anzutreffen, dafür wuchs der Aufwand für die Administration und die Strategie

ihres Unternehmens. Neben ihrem Beruf als Personal Trainerin vertreibt Landolt erfolgreich Kraftnahrung unter ihrem Namen, und vor ein paar Wochen hat sie ihre eigene Kleiderlinie lanciert. Auch gehe sie die Tage etwas entspannter an als auch schon. «Im letzten Sommer habe ich sogar zweimal ein verlängertes Wochenende machen können», erzählt Landolt. Um in Form zu bleiben, trainiere sie heute einfach effizienter.



Jedes Gramm zählt: Cindy Landolt.

Das Zentrale dabei seien die Beine. «Egal, ob du ein Sixpack oder einen starken Rücken haben willst oder einen Marathon rennen möchtest – das Beintraining ist die Basis von allem. Du kannst nie einen schönen, sportlichen, athletischen Körper haben, wenn du deine Beine nicht trainierst, von dort kommt die Power, das ist die Basis», sagt Landolt. Sie verwendet das schöne Bild eines Baums: Je gesünder und mächtiger der Stamm, desto prachtvoller sei auch dessen Krone. Das leuchtet ein. Also mehr Beine

trainieren, liebe Damen und Herren! Apropos: Die Kundschaft des Centurion Club ist, was die Anzahl Männer und Frauen angeht, in etwa gleich. Früher waren es bedeutend mehr Männer, heute wollen auch die Frauen kräftiger ausschauen. Es sind oft Geschäftsleute, die Landolt betreut. Ihre Kunst sei es, die Leute mit ihrer Trainingsleidenschaft anzustecken: «Wer einmal bei mir war, kommt wieder.»

Es kann sein, dass sie für persönliche Trainingslektionen ein paar Wochen in die USA reist. Auch dort ist Landolt, obwohl die Amerikaner bekannt sind für ihre Extravaganz, ein Ereignis. Sie ist 1,80 Meter gross und 85 Kilogramm schwer. Ihr Bizeps hat einen Umfang von 37,5 Zentimeter (Arnold Schwarzeneggers mass in seinen besten Tagen 55 Zentimeter). Eine Erscheinung, die an die fabelhafte «Xena, die Kriegerprinzessin» erinnert. Obwohl sie keine grossen schauspielerischen Ambitionen hegt, nahm sie vor ein paar Jahren an einem Casting der Hollywood-Comic-Verfilmung «Kick-Ass 2» teil. Landolt setzte sich gegen fünfzig Kandidatinnen durch. Das Rennen um die Rolle der bösen Mother Russia ging schliesslich an die deutlich burschikoser wirkende Olga Kurkulina. Für Hollywood war Landolt zu schön. Auch das gibt's.

Der Centurion Club aber ist Landolts Ein und Alles. Sie ist seit vierzehn Jahren im Geschäft. Was rät sie jenen, die auch ein erfolgreiches Unternehmen ins Leben rufen wollen? «Vergiss die Work-Life-Balance. Es gibt keine Balance. Du kannst nicht ein Geschäft aufbauen und sagen: Jetzt gehe ich für drei Wochen in die Ferien.»

Etwas dürfte die Leserschaft auch noch interessieren. Was ist in den 26 000 Franken Centurion-Mitgliedsgebühr enthalten? Zwei Personal-Trainings pro Woche, Ernährungsberatung, Körperanalyse und Aktualisierung der Trainings- und Ernährungspläne. Ein Einzeltraining bei Cindy Landolt kostet übrigens 250 Franken.

Benjamin Bögli

«Kreativität ist wie ein Muskel»

Fernando Garibay schrieb Hits für Popstars wie Lady Gaga, Britney Spears und Whitney Houston. Hier spricht er über Erfolg im Musikgeschäft und die Lehren daraus für das Leben.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Weltwoche: Herr Garibay, Sie leben und arbeiten in Los Angeles. Nun befinden wir uns in einem alten Haus am Zürichsee. Die Böden knarren, neben uns steht ein Kachelofen. Es ist Hochsommer, aber es könnte jederzeit zu regnen beginnen. Wie gross ist der Kulturschock?

Fernando Garibay: Es gibt keinen Kulturschock. Ich liebe die Schweiz. Ich bin zum vierten Mal hier und einmal mehr begeistert. Gestern war ich in Murten. Wunderschön!

Weltwoche: Erzählen Sie uns zum Auftakt bitte ein wenig über sich. Was ist Ihre Herkunft? Woher kommt Ihre Liebe zur Musik?

Garibay: Meine Eltern stammen aus Mexiko, lernten sich aber in Los Angeles kennen. Mein Vater war Farmerarbeiter, meine Mutter arbeitete als Krankenschwester und Näherin. Die Musik kam zufällig in mein Leben. Die Hebamme bei meiner Geburt war grosser Abba-Fan und erzählte meinen Eltern von ihrem Lieblingssong: «Fernando». Also nannten sie mich so.

Weltwoche: Kannten Ihre Eltern den Song?

Garibay: Nein, aber der Name gefiel ihnen. Mein Vater lief noch am selben Tag zum Plattenladen um die Ecke und kaufte jede Abba-Single, die er kriegen konnte, darunter «Fernando». Diese Singles waren für lange Zeit die einzigen Platten, die wir hatten. Ich hörte sie als Kind rauf und runter und lernte damit Englisch. Zu Hause sprachen wir Spanisch.

Weltwoche: Wo wuchsen Sie auf?

Garibay: In Southeast Los Angeles, einer harten Gegend. Auf der Strasse zu spielen, konnte gefährlich sein. Ich war viel zu Hause und hörte Musik. Sie war damals mein bester Freund. Als ich sieben war, wusste ich: Damit will ich mein Leben verbringen. Ich legte sogar eine Art Schwur ab, mit diesem feierlichen Ernst, den Kinder haben können.

Weltwoche: Wie verfolgten Sie Ihr Ziel? Lernen Sie Instrumente?

Garibay: Meine Eltern ermöglichten mir, Schlagzeug zu lernen. Bald war ich ziemlich gut darin und konnte mit der Musikschule einen Deal machen: Ich unterrichtete jüngere Kinder und bekam dafür Lektionen in anderen Instru-

menten. Als ich elf war, spielte ich Schlagzeug, Gitarre und Klavier. Mit Rekordern begann ich dann, Tonspuren übereinanderzulegen. So entstanden meine ersten Songs. Ich spielte darauf jedes Instrument. Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie man daraus eine Karriere machen könnte.

Weltwoche: Wie kamen Sie ins Geschäft?

Garibay: Ich begann mich für Techno und House zu interessieren. Mit billigem Equipment bastelte ich Tracks und schickte sie an Labels.



Plötzlich Weltstar: Lady Gaga.

Irgendwann meldete sich Universal. Es waren die Neunziger. Amerikanische Radiostationen spielten damals oft Dance-Versionen von Popsongs. Ich bekam den Auftrag, solche Remixes zu machen. Dafür stellte man mir das Original-

«Ich wusste nur: Ich habe fünf Minuten, um Whitney vors Mikrofon zu bringen.»

material zur Verfügung. Es stammte von den besten Songwritern. Ich nahm es auseinander, Tonspur für Tonspur, und lernte dabei, wie ein guter Popsong aufgebaut ist. Das war die beste Schule, die man sich denken kann.

Weltwoche: Heute zählen Sie selber zu den erfolgreichsten Songwritern und Produzenten im Geschäft. Sie arbeiteten mit Lady Gaga,

Whitney Houston, Britney Spears und anderen Superstars zusammen. Wie katapultiert man sich in diese Stratosphäre der Popmusik?

Garibay: Am Ende ist es immer dasselbe: harte Arbeit. Sicher hatte ich auch Glück. Per Zufall lernte ich Giorgio Moroder kennen, einen der besten Musikproduzenten der Geschichte. Wir wurden gute Freunde, ich lernte viel von ihm. Auch Enrique Iglesias verdanke ich viel. Er rief mich eines Tages an und verpflichtete mich als Songwriter. Dabei hatte ich noch kaum Erfahrung in diesem Bereich.

Weltwoche: Wie muss man sich die Zusammenarbeit mit so hochsensiblen Künstlerinnen wie Britney Spears oder Whitney Houston vorstellen? Ist man da gleichermassen Psychologe wie Produzent?

Garibay: Ja, es geht in die Richtung. Ich kann Ihnen die Geschichte von Whitney und mir erzählen. Um das Jahr 2008 bekam ich den Auftrag, einen Song für sie zu schreiben. So entstand «Nothin' but Love». Als ich den Song produzieren sollte, sass ich mit Whitneys Crew im Studio und wartete zwölf Stunden lang auf sie; dasselbe am zweiten und am dritten Tag. Alle waren nervös. Whitney arbeitete damals an ihrem grossen Comeback. Das war bis ins letzte Detail geplant: Album-Produktion, Interview bei Oprah Winfrey, Welt-Tournee. Nur Whitney fehlte. Am vierten Tag, nach weiteren sechs Stunden Wartezeit, war sie plötzlich da.

Weltwoche: Was überwog: Erleichterung oder Empörung?

Garibay: Zuerst einmal war ich überrascht, wie schön sie war. Sie stand mitten in diesem Chaos, das sie gestiftet hatte, und strahlte wie ein Wesen von einem anderen Stern. Als sie mich sah, fragte sie: «Wer bist du?» Ich sagte ihr, ich hätte einen Song für sie geschrieben. «Ich nehme keinen Song auf», antwortete sie. Sie schüttelte den Kopf, als sei schon die Vorstellung absurd, in einem Studio einen Song aufnehmen zu wollen. Sie hätten die Leute sehen sollen: Alle standen mit offenem Mund da. Viele bangten wohl gerade um ihren Job. Auch für mich war es unangenehm. Wenn du von einem Star wie Whitney Houston zurückgewiesen wirst, spricht sich das



«Am Ende ist es immer dasselbe: harte Arbeit»: Produzent und Komponist Garibay.

herum. Du giltst dann als einer, der nicht auf den Punkt liefert. Das kann deine Karriere zerstören.

Weltwoche: Eigentlich ist das eine klassische Leadership-Situation: Man muss jemanden überzeugen, etwas zu tun, was er nicht tun will, um die Erreichung eines höheren Ziels sicherzustellen. Nur ist diese Person in dem Fall kein einfacher Angestellter, sondern ein Weltstar.

Garibay: So weit dachte ich damals gar nicht. Ich wusste nur: Ich habe fünf Minuten, um Whitney vors Mikrofon zu bringen.

Weltwoche: Wie stellten Sie das an?

Garibay: Ich versuchte sie aufzubauen. Whitney ging damals durch eine schwere Zeit, das war bekannt. Ich sagte ihr, sie habe diese seltene Begabung, mit ihrer Stimme kostbare Momen-

te des Glücks zu schaffen; dass ihre Musik unzählige Menschen durch den Alltag begleite und ihnen Zuversicht spende; dass ihre Arbeit einen Sinn habe und die Welt ein klein bisschen besser mache. Irgendwann sagte sie: «Okay, okay, ich hab's verstanden, fangen wir an!» Das war für mich eine entscheidende Erfahrung.

Weltwoche: Was lernten Sie daraus?

Garibay: Ich begann darüber nachzudenken, wie man Sinnhaftigkeit kreiert. Sie haben es Leadership genannt, doch letztlich geht es um dasselbe: Wie überzeugt man ein Gegenüber von der Bedeutung einer bestimmten Sache, und das in kurzer Zeit?

Weltwoche: Wie lautet Ihre Antwort?

Garibay: Heute stelle ich Künstlern in solchen Momenten des Zweifels einige Fragen. Zum Beispiel: «Was ist der eine Song, der dich diesen verrückten Wunschtraum verfolgen liess, Popstar zu werden, obwohl das vielleicht in 0,00001 Prozent der Fälle klappt?» Darauf gibt es immer eine Antwort und meistens eine gute. Eine Künstlerin sagte mir einmal: «Wenn ich den <Bodyguard>-Titelsong von Whitney Houston sang, hörte mir mein Vater endlich zu.» Solche Antworten können hochemotionale Momente schaffen. Und eine halbe Stunde später produziert man einen Song, und vielleicht verändert dieser Song dann das Leben eines anderen Menschen. Darum geht es: Sinnhaftigkeit zu stiften.

Weltwoche: Welche andere Frage stellen Sie hadernden Künstlern?

Garibay: Gute Erfahrungen machte ich mit der Frage: «Was würdest du deinem siebenjährigen Ich sagen?»

Weltwoche: Und, was würden Sie Ihrem siebenjährigen Ich sagen?

Garibay: Ich würde ihm sagen: «Die Person neben dir hat mehr Angst als du.» Daraus können Sie schliessen: Ich war ein eher ängstliches Kind. Und das ist eine gute Information, wenn Sie mit mir einen Song machen wollen. Musik ist etwas Persönliches. Ein Produzent muss versuchen, den Künstler als Menschen zu verstehen, ihm hinter das Gesicht zu blicken.

Weltwoche: Bekannt geworden sind Sie als Songwriter und Produzent von Lady Gaga. Wie haben Sie beide sich kennengelernt?

Garibay: Ihr Label meldete sie für einen Besuch bei mir im Studio an. Das war im Sommer 2008, noch vor ihrem Durchbruch. Ich hatte keine Ahnung, wann sie kommen würde – ob sie überhaupt kommen würde. Eines Abends, als ich die Sache schon fast vergessen hatte, hämmerte jemand gegen die Metalltür meines Studios. Ich arbeitete in einer rauen Gegend von Los Angeles, da lässt du die Tür erst einmal zu. Als ich sie schliesslich öffnete, stand da eine junge Frau in einem Leotard und mit Plateauschuhen. Sie war ausser sich: «Wie kannst du es wagen, ein Mädchen hier im Dunkeln warten zu lassen?!» Ich antwortete, ich hätte keine Ahnung, wer sie sei. «Ich bin Gaga, wo ist dein Piano?» Sie setzte sich hin und spielte eine Instrumentalversion von «Poker Face», und ich wusste sofort: Das ist die talentierteste Künstlerin, mit der ich je zusammenarbeiten würde.

Weltwoche: Wie erkennt man das?

Garibay: Dieser kurze Auftritt hatte eine Intensität, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte. Dann hörten wir ihr Album «The Fame», das sie

eben aufgenommen hatte. Ein Song war besser als der andere. Sie blieb ein paar Tage, und wir schrieben einige Songs, unter anderem «Quicksand» für das «Circus»-Album von Britney Spears. Kurz darauf erschien «The Fame». Und plötzlich war Gaga, die eben noch im Dunkeln an meine Tür gepoltert hatte, ein Weltstar.

Weltwoche: Wie veränderte das Ihre Beziehung zu ihr?

Garibay: Wir hatten eigentlich noch gar keine Beziehung. Ein Jahr später rief sie mich aus heiterem Himmel an. Sie habe einen Song geschrieben und wolle ihn mir vorspielen: «Dein Name wird darin erwähnt.» Sie war gerade für ein Konzert in London. Also nahm ich das nächste Flugzeug. Zwölf Stunden später hörte ich erstmals «Alejandro», darin die Zeile: «I'm not your babe, Fernando». Das war ein aufregender Moment für mich. Stellen Sie sich vor: Eine kalifornische Hebamme hatte einst einem jungen mexikanischen Paar vom Song «Fernando» vorgeschwärmt, und Jahrzehnte später entstand so eine Verbindung zwischen Abba und Lady Gaga. Ist das nicht eine lustige Fussnote der Pop-Geschichte? Ich war begeistert, auch vom Song «Alejandro».

Weltwoche: «I'm not your babe, Fernando» klingt allerdings eher zurückweisend. Gab es Spannungen zwischen Ihnen und Lady Gaga?

Garibay: Nein, wir verstanden uns bestens. Sie sagte an diesem Tag in London: «Lass uns morgen in ein Studio gehen und Musik machen.» Ich hatte eine schlaflose Nacht und überlegte mir, wie ich ihre Persönlichkeit in einem Song ausdrücken könnte. Am Ende kam ich auf «Dance in the Dark». Der Höhepunkt unserer Zusammenarbeit war das Album «Born This Way». Der Titelsong entwickelte sich zur Hymne der LGBTQI+-Gemeinschaft.

«Lady Gaga ist ein Pop-Genie. Sie kann alles, was es in diesem Business braucht.»

Weltwoche: Weniger glücklich verlief die Karriere von Britney Spears. Sie erwähnten Ihren Beitrag für das Album «Circus». Es erschien kurz nach Spears' Bevormundung. Haben Sie noch Kontakt zu ihr?

Garibay: Nein, schon lange nicht mehr. Aber das ist normal in diesem Geschäft und muss nichts mit privaten Problemen eines Künstler zu tun haben.

Weltwoche: Wie erlebten Sie Britney Spears?

Garibay: Als ich sie kennenlernte, war ich überrascht. Ich hatte von ihr dieses Bild aus den Medien: der Stern, der vom Himmel stürzte. Ich stellte mir die Zusammenarbeit unendlich kompliziert vor. In Wahrheit ist Britney die liebste Person, die man sich denken kann. Und im Studio ist sie fast schon unheimlich professionell. Man kann ihr einen neuen Song geben, und sie



«Momente des Glücks»: Whitney Houston.

braucht genau einen Versuch, um ihn einzusingen. Das ist eine seltene Begabung.

Weltwoche: Was unterscheidet eine Britney Spears von einer Lady Gaga?

Garibay: Britney ist eine glänzende Sängerin und auf der Bühne eine starke Performerin. Gaga ist ein Pop-Genie. Sie kann alles, was es in diesem Business braucht: Sie schreibt unvergessliche Songs, interpretiert diese perfekt, ist eine geborene Schauspielerin, kreiert ihre Rollen, behält die Kontrolle über ihr Image. Sie ist auf einem Level mit Michael Jackson.

Weltwoche: Weshalb bleiben gewisse Künstler über Jahrzehnte an der Spitze? Warum war Michael Jackson so lange so erfolgreich? Was ist das Geheimnis solcher Erfolge?

Garibay: Man muss bereit sein, sich auf Veränderungen einzulassen. Wer erfolgreich ist, wird kopiert. Wer erfolgreich bleiben will, muss immer wieder aufs Neue anders sein wollen. Das heisst auch: besser sein als die anderen.

Weltwoche: Wie schafft man eine solche Kultur der stetigen Veränderung und Verbesserung? Gibt es dafür eine Methode?

Garibay: Fordere dich und die Menschen um dich herum. Das klingt so einfach und ist so schwierig. Erfolg ist unsentimental. Man muss harte Entscheide fällen. Gaga und ich hatten eine erfolgreiche Zeit. Heute hat sie andere Leute um sich und ist immer noch erfolgreich. David Bowie ist in diesem Punkt der grosse Lehrmeister, auch für Gaga: Er veränderte sich und sein Umfeld ständig. Das hat ihm Gaga abgeschaut. Sie holt sich überallher neue Ideen und arbeitet mit vielen Produzenten und Musikern zusammen. Das muss man sich erst einmal trauen. Viele Künstler tendieren dazu, Erfolg mit denselben Mitteln wiederholen zu wollen.

Weltwoche: Kann eine einzelne Person ihr kreatives Potenzial aufbrauchen? Muss ein Künstler deshalb neue Leute um sich scharen?

Garibay: Nein, es geht vor allem um neue Impulse, die ein Künstler braucht, um sich weiterzuentwickeln. Kreativität an sich ist wie ein Muskel: Je mehr man ihn trainiert, desto stärker wird er. Man muss üben, üben, üben. Wer



«Seltene Begabung»: Britney Spears.

auf den Kuss Gottes wartet, empfängt den Kuss des Todes. Das sieht man immer wieder.

Weltwoche: An wen denken Sie?

Garibay: Elvis ist das beste Beispiel dafür. Irgendwann sonnte er sich nur noch in seinem Erfolg. Das war der Tod seiner Kreativität. Und er steht eher für die Regel als für die Ausnahme. So gesehen stimmt es: Elvis ist nicht tot. Er lebt in uns allen. Wir neigen alle zu Selbstgenügsamkeit und vernachlässigen unsere Talente.

Weltwoche: Was hätten Sie Elvis gesagt, wenn Sie ihn 1975 getroffen hätten? Damals war er der weisse Wal von Vegas, der Unterhalter der traurigen Gestalt.

Garibay: Ich hätte mit ihm gesprochen wie mit Whitney Houston. Ich hätte ihn an den Sinn seines Schaffens erinnert.

Weltwoche: Was meinen Sie mit Sinn?

Garibay: Es geht um Fragen wie: Was ist deine Mission im Leben? Welche Welt willst du verlassen? Wer seine Talente entfalten möchte, muss darauf eine Antwort finden. Ich hätte Elvis erst Mut zugesprochen. Und ihn dann gefragt: Wie willst du erinnert werden?

Weltwoche: Die Elektroschock-Therapie.

Garibay: Eher der Pygmalion-Effekt.

Weltwoche: Was ist das?

Garibay: Ein Lehrer nimmt die Einschätzung seines Schülers vorweg, und der Schüler bestätigt diese Einschätzung durch seine Leistung. Der Lehrer beeinflusst den Schüler also allein durch seine Erwartungshaltung. Wenn ich als erfolgreicher Produzent zu einem deprimierten Künstler sage: «Ich glaube an dich», kann ihn das beflügeln. Als mir Enrique Iglesias zutraute, Songs für ihn zu schreiben, sogar Hits, gelang mir das auf einmal auch.

Weltwoche: Was ist ein Hit?

Garibay: Ein Hit ist ein Stück Musik, das ungewöhnlich starke Reaktionen bei einem bestimmten Publikum auslöst. Grundsätzlich gilt: Die Jungen definieren, was ein Hit ist. Sie sind die Konsumenten von Popmusik.

Weltwoche: Weshalb haben gewisse Künstler so viele Hits?

Garibay: Mich beschäftigt die Frage andersrum: Weshalb gibt es so viele One-Hit-Wonder?

Meine Antwort ist: Viele Künstler leben vom Zufall. Ihnen fehlt eine Methode.

Weltwoche: Abba waren eine Hit-Maschine. Was war die Methode dieses Erfolgs?

Garibay: Technisch gesprochen: die perfekte Mischung aus Intuition und Kognition.

Weltwoche: Was heisst das?

Garibay: Die Abba-Songwriter Benny Andersson und Björn Ulvaeus haben ein tiefes Verständnis für eingängige Melodien. Man könnte es Talent nennen, sogar Genie, oder eben Intuition. Gleichzeitig sind sie eine Art Musikforscher. In ihrer Abba-Zeit beschäftigten sie sich mit allen möglichen Volksmusiken und suchten nach wiederkehrenden Mustern in populären Liedern. Dafür verwende ich den Begriff Kog-

«Beatles, Bee Gees, Pink Floyd, Morrissey, Depeche Mode: Ohne sie wäre mein Leben anders verlaufen.»

nitition. Wenn Intuition und Kognition eine so glückliche Beziehung eingehen wie bei Andersson und Ulvaeus, sind Hits kein Zufall.

Weltwoche: Welche fünf Musiker bewundern Sie am meisten?

Garibay: Da bringen Sie mich in Verlegenheit. Ich kann Ihnen sagen, welche fünf Bands und Musiker mich am stärksten geprägt haben: die Beatles, die Bee Gees, Pink Floyd, Morrissey und Depeche Mode. Ohne sie wäre mein Leben anders verlaufen. Und wenn ich nur einen Namen nennen dürfte: Abba. Die Abba-Platten meiner Eltern haben mir diesen ganzen Kosmos der Musik und der Kreativität eröffnet.

Weltwoche: Sie sagten, Kreativität sei eine unerschöpfliche Ressource. Was kann jeder Einzelne tun, um kreativer zu sein?

Garibay: Entwickeln Sie eine positive Haltung zu sich selber. Das ist eine Voraussetzung, um Emotion in Kreativität zu verwandeln. Jeder schreibt seine eigene Geschichte. Und diese kann positiv oder negativ gefärbt sein.

Weltwoche: Max Frisch, ein bekannter Schweizer Schriftsteller, formulierte es so: «Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.»

Garibay: Das ist es. Ich wuchs als mexikanischstämmiger Junge in einer armen Gegend von Los Angeles auf. Meine Eltern arbeiteten viel und verdienten wenig. Ich könnte sagen, ich war ein Opfer der Karte, die mir die Natur zugewiesen hat. Oder ich könnte sagen, ich bin dankbar, dass ich so herausgefordert wurde. Es geht darum, die Emotionen freizuschalten, sich seinen Ängsten zu stellen, sich zu fragen, weshalb man am Morgen das Bett verlässt.

Weltwoche: Was treibt Sie aus dem Bett?

Garibay: Lange war es die Liebe zur Musik. Heute beschäftigt mich auch die Frage, was die kreative Klasse der Welt zu sagen hat.

Weltwoche: Was ist es?

Garibay: Eine Lehre lautet: Kreativität lässt sich ausbilden. Ich berate Unternehmen, wie sie das kreative Potenzial ihrer Organisationen besser nutzen können. Zum Beispiel half ich Procter & Gamble, ein Marketingkonzept zu lancieren. Ein dazugehöriges Tanzvideo war zeitweise der populärste Clip auf Tiktok. Das zeigt mir: Ich bin auf dem richtigen Weg.

Weltwoche: Wenn Sie es zum Schluss herunterbrechen: Auf welche kreative Leistung sind Sie besonders stolz? Was ist der grösste Erfolg Ihres Lebens?

Garibay: Die Antwort ist unoriginell, aber auf richtig: meine Frau und meine beiden Kinder. Sie sind die Stars meines Lebens.



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin Erwerbsunfähigkeit
zum selbstbestimmten Leben



Nie zufrieden ist auch Diskriminierung

Good news bei der Lohngerechtigkeit, und keiner freut sich so richtig.



Firmen, die ihre weiblichen Mitarbeiter beim Lohn diskriminieren, sind bei uns sehr selten. Das hat eine Auswertung des Competence Centre for Diversity & Inclusion (CCDI) der Universität St. Gallen ergeben. 97 Prozent der Unternehmungen halten das Gleichstellungsgesetz ein. Die Ökonomin Theresa Goop hält das für ein «gutes bis sehr gutes Ergebnis», schreibt die NZZaS. Auch eine Analyse der Firma Comp-on aus Aarau bestätigt, dass 95 Prozent der geprüften Unternehmen die Vorgaben einhalten.

Wenn auch die Analyse nur bei Firmen mit über hundert Mitarbeitern durchgeführt wurde, ist das eine grossartige Nachricht. Nach Jahren der von ihnen verkündeten flächendeckenden Lohndiskriminierung wäre es ein guter Moment für die Medien, diese angemessen zu würdigen. Fehler berichtigen ist ja nichts Tragisches. Die Botschaft kam in vielen Blättern aber mehr wie ein Flüstern denn ein Jubeln daher. Und selbst Gleichstellungsbeauftragte scheint das Resultat nicht zu freuen. Man vermute, dass «etliche Firmen die Auswertung so konfigurieren, dass ihre Resultate besser ausfallen» (NZZaS). Mein Eindruck ist ja, dass Gleichstellungsbeauftragte zu ihren Gunsten voreingenommen sind. Ihre Meinung stand gewiss schon fest, bevor die Analyse durchgeführt wurde.

Der reine Fokus auf den Lohn ist ganz grundsätzlich sehr eindimensional und darum nur bedingt aussagekräftig. Einer der Hauptgründe für den letzten Rest des Gender Pay Gap – man geht heute von 2 bis 7 Prozent aus, bereinigt – ist die Gehaltsverhandlung. Frauen verhandeln tendenziell passiver. Im Gespräch mit CEOs höre ich häufig, dass Frauen eher vernünftige Lohnzahlen anbieten, Männer steigen viel weiter oben ein; verhandle eine Person mit überzogenen Vorstellungen, sei es meistens ein Mann. Aber wenn

man die Arbeitskraft dringend brauche, würde man halt auch mal zu viel bezahlen. Das heisst: Ist die eher männliche Verhandlungsmethode – wohl eine Mixtur aus weltmeisterlicher Selbstüberschätzung, Selbstbewusstsein und Pokern – auch nur ab und zu von Erfolg gekrönt, so schlägt sie sich doch in der Lohnstatistik nieder, zugunsten der Männer.

Die Passivität der Frauen erklärt man sich mit vergleichsweise weniger Selbstvertrauen und auch damit, dass sie nicht für arrogant oder unverschämt gehalten werden möchten. Entschuldigung, aber eine Frau muss ertragen, wenn man sie wegen hoher Lohnforderungen für abgehoben hält. Leistet man gute Arbeit, ist das zwei Wochen später sowieso vergessen. Als Selbständige bin ich mit meinen Honorarvorstellungen stets weit oben eingestiegen, man hat sich dann leicht tiefer getroffen. Dass Frauen gefallen wollen, ist ein weibliches Merkmal, und es beginnt schon in der Schule: Es gibt viele Untersuchungen, nach denen es Mädchen viel wichtiger ist als Jungen, bei den Lehrern gut anzukommen; sie machen die Hausaufgaben, verhalten sich kooperativ, was ihnen bei den Noten zugutekommt. Die Arbeitswelt funktioniert aber anders. Man kann nicht beides haben: hart (und erfolgreich) verhandeln und gleichzeitig Everybody's Darling sein.

Aber es würde zu kurz greifen, nur auf die Qualität des Verhandeln zu blicken. Frauen haben ganz andere Anforderungen an den Arbeitsplatz als Männer. Solche, die ihnen häufig wichtiger sind als das Gehalt, und die fliesen in Lohnverhandlungen mit ein.

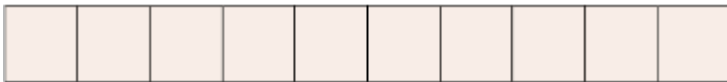
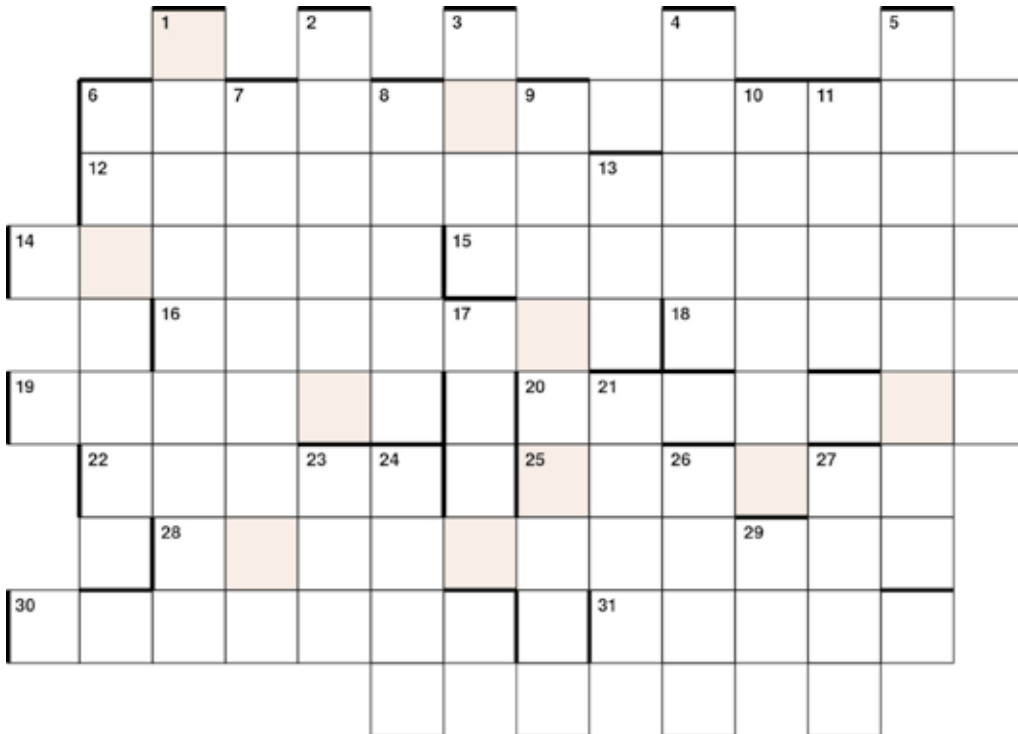
Bei Personalwirtschaft.de publizierte Untersuchungen des Meinungsforschungsinstituts Innofact zeigen, dass für Männer Karriere- und Entwicklungsmöglichkeiten eine grosse

Rolle spielen und sie sich eher für eine Stelle bewerben, die einen Aufstieg (und ein entsprechend höheres Gehalt) verspricht, als Frauen. Auch ist für Männer die Führungskultur ein wichtiger Aspekt. Frauen hingegen legen mehr Wert auf die Vereinbarung von Familie und Beruf. Flexible Arbeitszeitmodelle halten sie für wichtiger als Männer. Andere Studien zeigen, dass Männer eher bereit sind, für einen besseren Lohn einen längeren Arbeitsweg (Pendeln) in Kauf zu nehmen oder den Job zu wechseln. Die Kommunikationskultur ist Frauen wichtiger, auch die Ergonomie am Arbeitsplatz; Frau muss sich wohl fühlen. Männer haben weniger Probleme damit, in einer rauen, hektischen Umgebung zu arbeiten oder an einem Büroplatz in der hintersten Ecke mit schlechtem Licht.

Man kann überspitzt sagen: Männer sind nicht zufrieden, nur weil es morgens Gratis-Bagels gibt. Frauen finden sich eher mit weniger Lohn ab, solange sie sich gut behandelt fühlen und jeden Mittwoch freihaben. Man vergisst es gerne, aber diese sozialen Faktoren, die Frauen sich bei Lohnverhandlungen erstreiten, sind auch Kapital und Leistung – und für viele wichtiger als Geld.

Für Menschen, die einen Grossteil ihres Alltags damit verbringen, nach geschlechtertechnischen Unvollkommenheiten zu suchen, klingt das wohl alles nach «Konfiguration», um die Resultate besser erscheinen zu lassen. Natürlich gibt es immer Dinge, die man verbessern kann. Aber nicht alles, was man nicht erklären kann, ist Diskriminierung.

Das Paradoxe: Wer aus purer Gewohnheit am Kritisieren das Positive nicht mehr zu sehen imstande ist, benachteiligt mit seiner Einstellung ja auch. Und zwar sich selbst.



Lösungswort — Verspürt ein Voyeur.

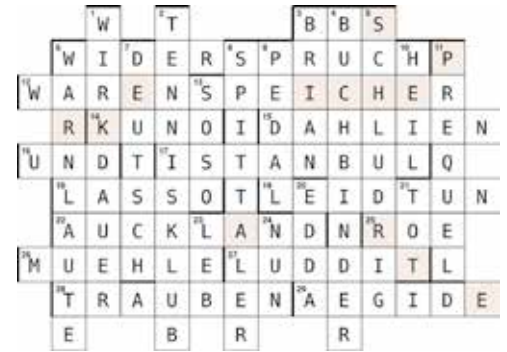
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Nach 5.55 Dezi 44.4-Prozentigem sind es vermutlich auch 3, 2 und 1. **12** Wird zum Beispiel zum Behufe der Behund..., ähm, Behandlung Behinderter ausgebildet. **14** Remember, remember den Guy unter guys mit dem Plan für den 5. November 1605. **15** Wihihhi oder Hihihhi – Der Schokoriegel. **16** Stefan aus dem Entenei. **18** Den Mümmel-man findet man in Muselmänner Frauenzimmern. **19** Quatsch mit ausgemachtem Käse und zum Dessert Schmarren. **20** Ein staatliches Altersheim der Staaten. **22** Die Südtiroler Wasserexporteurin versüsst mit ihrem süssen das salzige im Süden. **25** Ein tierischer Fall von Milbenbefall. **28** Selbst für lediglich lässlich anders Gesinnte ist in diesen virtuellen «Widerhallen» kaum Raum. **30** Ein parabolisch-metallischer *hing* einst, übertragen, hinter dem Ost-West-Graben. **31** Die Tonsignalekanälekonsole oder der, der sie bedient.

Senkrecht — **1** Eine familiäre Haubenlerche aus der Familie der Menschenaffen. **2** Fleckig, speckig, verstaubt oder -saut und ausserdem aus Ruinen gebaut. **3** Verhelfen, mehr oder minder, smarten Phonen zu einem Mehr an Funktionen. **4** Wobei sich sportliche Gegner spielerisch begegnen. **5** Themen diskutierend diskutieren, bis sie niemanden mehr interessieren. **6** Derweil schlackert einer mit grossen Augen und offenem Mund mit den Ohren. **7** Geprägt von Aktivität übermässiger Nervosität. **8** Dabei wird mit etwas allzu «leichtlich» unbefangen umgegangen. **9** Die Antwort auf die Antwort lautet 42. **10** Gehörte zum Sulu des Lieutenants wie das George zum Takei. **11** Voll nicht anspruchsvoll: voll nicht voll. **13** Of the bull die Nabe einer Scheibe, of the tiger eine Scheibe von Survivor. **17** Die grösste Stadt auf der «grönsten» Insel. **21** Ein Sinnbild der Sanftmut, Geduld und Unschuld. **23** Brasilianischer Tee: Mit zwei weiteren hat man genügend Substanz für einen heiteren kubanischen Tanz. **24** Was dem englischen König zum Riesenaffen, fehlt diesem zum britischen Ex-Exterritorium. **26** Der Name, kontextuell ein Pendant zu Kevin, ist für einen Penchant, traditionelle Namen zu geben, namensgebend. **27** Eins-F-Zwei durch Null-A-Sechs, hex-hex! **29** Der war ihr Er, die seine Sie.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 730



Waagrecht — **3** BBS: Bulletin Board System **6** WIDERSPRUCH **12** WARENSPEICHER **14** (Kickboard-)KUNO **15** DAHLIEN: Anagramm von «Heiland» **16** UND **17** ISTANBUL: Anagramm von «unstabil» **18** LASSO **19** LEIDTUN: sich Asche aufs Haupt streuen **22** AUCKLAND (Council): in Neuseeland **25** ROE: engl. (Fisch-)Rogen **26** MUEHLE: beim gleichnamigen Brettspiel **27** LUDDIT **28** Der Saure-TRAUBEN-Effekt: nach Äsops Fabel «Der Fuchs und die Trauben» **29** AEGIDE: von Aigis, dem Schild des Zeus

Senkrecht — **1** WIRKDAUER **2** TENNIS-KLUB **3** Das Leben des BRIAN: Monty-Python-Film **4** BUCHBINDER **5** SCHLUDRIG **6** WARNLAUTE **7** DEUTSCH **8** SPITALER: Entfernt man ein t (Tonne), erhält man Spitaler. **9** PEDAL: bei der Orgel **10** Berg HEIL: Bergsteigergruss **11** PREQUEL **13** [SO][SO] **20** (Snorra-)EDDA **21** TOT **23** LEB(!) **24** NUN: engl. Nonne/Taubenrasse oder Meisenart

Lösungswort — **SPEICHERKARTE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Individuell. Kraftvoll. Umweltbewusst.

Kia Niro als Hybrid,
Plug-in Hybrid oder EV



Movement that inspires

ab
CHF 31'950.-**

Leasing
ab
CHF 249.-/Mt.*

Starten Sie jetzt ins ECO-Zeitalter! Ob Hybrid, Plug-in Hybrid oder als EV: Die grosszügigen Crossover der Kia Niro Familie bieten grenzenlosen Fahrspass über lange Strecken und schonen die Umwelt.

Jetzt bei Ihrem Kia Partner.

Abgebildete Modelle: Kia Niro PHEV Style 1.6 GDi aut. mit 6-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) CHF 40'950.-***, Metallic-Lackierung CHF 650.- (inkl. MwSt), 1,4 l/100 km, 12,2 kWh/100 km, 31 g CO₂/km***; Energieeffizienzklasse A. Kia e-Niro Style (Elektromotor 64 kWh/Reichweite 455 km), CHF 45'400.-***, Metallic-Lackierung CHF 600.- (inkl. MwSt), 15,9 kWh/100 km, 0 g CO₂/km***; Energieeffizienzklasse A. Kia Niro HEV Style 1.6 GDi aut. mit 6-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) CHF 36'450.-**, Metallic-Lackierung CHF 650.- (inkl. MwSt), 5,2 l/100 km, 119 g CO₂/km***; Energieeffizienzklasse A. Kia Niro HEV Power 1.6 GDi aut. mit 6-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) CHF 31'950.-**, Metallic-Lackierung CHF 650.- (inkl. MwSt), 5,2 l/100 km, 119 g CO₂/km***; Energieeffizienzklasse A.
* Rechnungsbeispiel 3,9% Leasing: Kia Niro Hybrid 1.6 GDi Benzin CHF 31'950.-**, Leasingrate CHF 249.- monatlich, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,9%, Laufzeit 60 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung CHF 8'946.- (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, wenn sie zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führt. ** Electric-Prämie CHF 2'500.- sowie Zusatzprämie für Hybridmodelle MY21 CHF 1'000.- bereits abgezogen. *** Electric-Prämie CHF 2'500.- sowie Zusatzprämie für Plug-in Hybrid und Elektrofahrzeuge MY21 CHF 2'000.- bereits abgezogen. Die Aktionen sind gültig bis 30.09.2021 oder solange Vorrat (bei teilnehmenden Kia Partnern). Änderungen vorbehalten. **** Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 169 g CO₂/km. Zielwert 118 g CO₂/km nach neuem Prüfzyklus WLTP.

